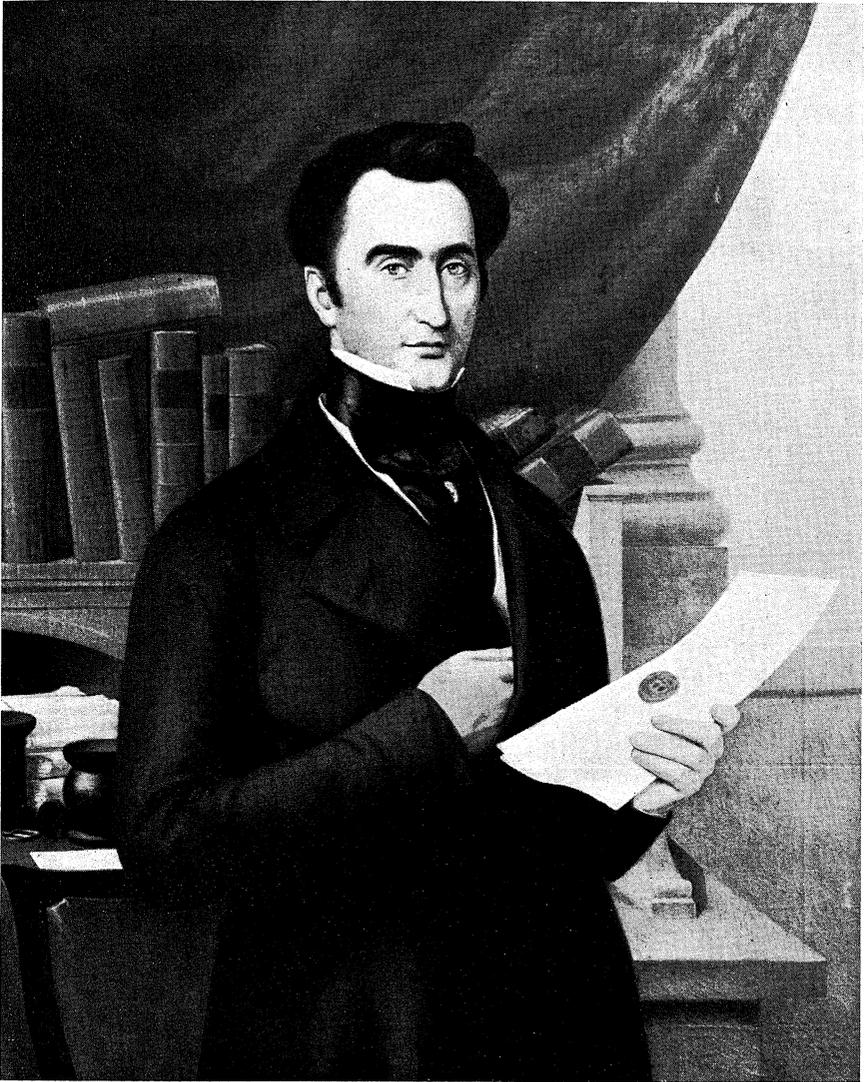
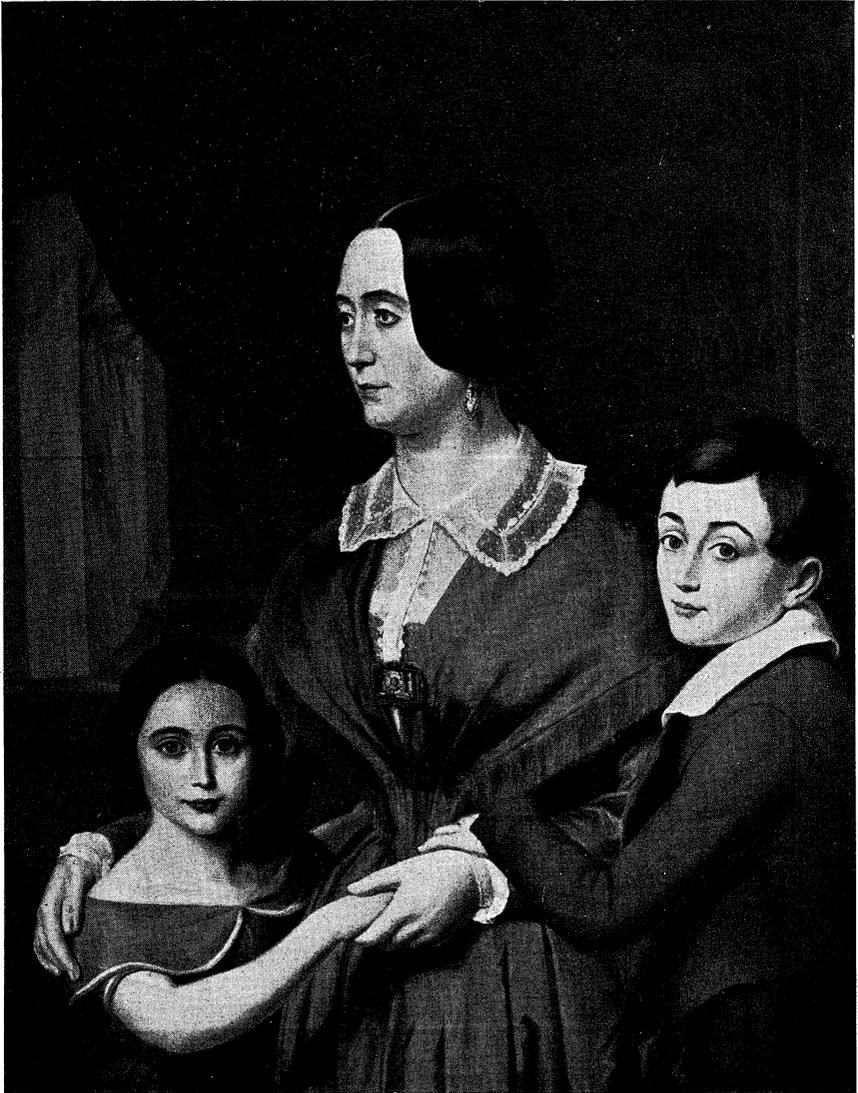


INHALT

Begegnung / <i>G. H.</i>	3
Wilhelm Unger (1775—1855), Hofmaler und Professor in Neustrelitz, II <i>Professor Dr. Eckhard Unger</i>	4
Der „Bock“, eine neue Ostseeinsel / <i>Dr. Ernst Urbahn, Zehdenick/Havel</i>	20
Macht und Menschentum / <i>Korvettenkapitän a. D. Hermann Brunswig—Argentinien</i>	26
Günter Gloede, Das Doberaner Münster <i>Oberstudiendirektor a. D. Dr. Wilhelm Brandt</i>	30
Moritz Jahn als niederdeutscher Dichter <i>Professor Dr. Heinrich Wesche, Göttingen</i>	35
Eine Pflanze offenbart ihr Lebensgesetz / <i>Walter Gotsmann †</i>	43
Albrecht von Maltzan (1813—1851), der Begründer des Archivs der Freunde der Naturwissenschaft in Mecklenburg / <i>Annalise Wagner</i>	45
Chronik der Stadt Burg Stargard und ihrer Gemarkung im Rahmen der Lan- desgeschichte VI. Die Franzosenzeit (1806 ff.) <i>Archivrat Dr. Paul Steinmann</i>	53
Güstrow über 200 Jahre Wallfahrtsort, Das Heilige Blut <i>Dr. Wilhelm Gernentz</i>	65
Der mecklenburgische Satiriker Christian Ludwig Liscow (1701—1760) <i>Friedrich Griese</i>	67
Johanna was'n boeremeisie van die platteland . . . Eindrücke von einer sechs- monatigen Tätigkeit als Dozentin für Deutsch an einer südafrika- nischen Universität / <i>Oberstudienrätin Marie-Luise Buse</i>	72
Roter Mohn / <i>G. H.</i>	76
Begabung, Leistung und Umwelt / <i>Günther P. Ohlhof</i>	77
Gibt es ein deutsch-englisches Verstehen? / <i>Hermann Roessler — Canada</i>	83
Über die Gelehrtenschule in Neubrandenburg / <i>Irmgard Unger-Brückner</i>	88
Der Mecklenburger Philipp-August von Amsberg, Leiter der Braunschwei- gischen Staatsbahnen von 1837 bis 1870 <i>Bundesbahndirektor Hans Christoph von Strotha</i>	94
Die mecklenburgische Familie Siemerling <i>(Nach Otto Vitense: 175 Jahre V. Siemerling)</i>	99
Das Wunder / <i>Dr. Wilhelm Reinke †</i>	103
Aus Schliemanns Selbstbiographie	106
C. D. Friedrichs Sonnenuntergang / <i>R.-Baurat Erich Brückner</i>	109
Bücher und Buchbesprechungen	112
Zu unseren Texten und Bildern	113
Vermischte Nachrichten	115
Uns' plattdütsch Eck	138



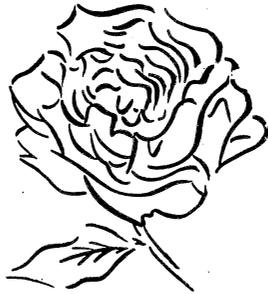
*Hofrat, später Geheimer Regierungsrat Anton Piper, Neustrelitz 1847
Ölporträt. Im Besitze von Frau Margarete Brunswig, Düsseldorf (© 23)*



*Mathilde Piper, Gattin von Anton Piper, nebst Sohn Anton und Tochter Mathilde,
Ölporträt 1848, ebenfalls Düsseldorf (© 24)*

Das Carolinum

Blätter für Kultur und Heimat



27. Jg. - Nr. 34

Göttingen

Winter-
Halbjahr 1961

Alle Rechte vorbehalten

Die Bezugsgebühren sind im Beitrag enthalten

Im Auftrage der Carolinerschaf herausgegeben

von

Oberstudiendirektor a. D. Gustav H. Piehler
Göttingen, Guldenhagen 19

Druck: Buchdruckerei und Graphische Werkstätten
Gebrüder Wurm KG., Göttingen

BEGEGNUNG

Wenn ich in der Stille
durch den Morgen geh,
ohne Ziel und Wille
an den Ufern steh,

rauscht dein dunkler Flügel
aus der Ferne her,
über Strom und Hügel,
übers blaue Meer.

Und er löst mich leise
von der Erde los,
trägt in Traumes Weise
mich in deinen Schoß.

G. H.

Wilhelm Unger 1775-1855)*)

Neffe von Wilhelm Tischbein
Hofmaler und Professor in Neustrelitz
von
Eckhard Unger

Lebensgeschichte

11. 79 *Silhouetten der Hofgesellschaft*

Eine neuartige und außerordentlich interessante Arbeit hat der Künstler als Silhouetteur durch die Wiedergabe der gesamten Neustrelitzer Hofgesellschaft in 79 Schattenrissen aus dem Jahre 1824 geschaffen. An der Spitze stehen die Bilder der großherzoglichen Familie, nebst dem Prinzen Georg von Hessen-Darmstadt. Da aber erst drei Kinder dargestellt sind und das vierte der Herzog Georg erst am 11. VI. 1824 geboren wurde, ergibt sich als Datum der Anfertigung dieser Bilderreihe das Jahr 1824. Der Oberkammerherr Friedrich von Schmalensee ist schon 1826 gestorben, als terminus ante quem.

Die Bilder sind z. T. auch farbig und weiß behandelt, wodurch sie in Einzelheiten lebendig wirken, wie Miniaturen. Wertvoll ist auch, daß der Maler zu jedem Bilde eine Beischrift mit dem Namen des Dargestellten beigefügt hat, so daß diese Sammlung von 19 Porträts auch für die Familienkunde wichtig ist.

Die Charakterisierung der einzelnen Personen ist ganz hervorragend getroffen. Diese Schattenbilder sind Zeugnisse für die bildnisschaffende Kraft des Künstlers und das Gesamtbild dieser historischen Gesellschaft ist eine einmalige künstlerische Leistung. Die Reihenfolge der Bilder läßt sich heute nicht mehr genau feststellen, bis auf die fürstlichen Bilder, die an der Spitze standen. Darum habe ich die übrigen in alphabetischer Anordnung gegeben. (S. 1—79).

12. *Reisen zu Wilhelm Tischbein nach Eutin (1824 und 1826)*

Über das Leben des Malers seit seinem Aufenthalt in Neustrelitz sind wenig Nachrichten vorhanden. Nur gelegentlich der Anfertigung einiger Werke, wie seiner lithographischen Arbeiten, läßt sich feststellen, daß er nicht bloß in seiner neuen Heimatstadt geblieben ist, sondern daß er auch Reisen gemacht hat. Bisher sind nur 3 Lithographien (L1—3) bekanntgeworden. Sie sind in Hamburg zum Druck gekommen. In Neustrelitz war hierzu keine Möglichkeit. Es handelt sich um 2 Porträts seines Onkels Wilhelm Tischbein. Das ältere ist nach dem Selbstbildnis von 1810 geschaffen (L 1), das jüngere aber ist ein eigenes Werk, nach dem Original selbst, aus dem Jahre 1824 (L 2). Zu diesem Zwecke muß der Künstler in Hamburg oder in Eutin, wo Tischbein wohnte, gewesen sein. Gerade dieses Bildnis zeigt die vollendete großartige Darstellungskraft des Malers. Wie lebendig

*) cf. Carolinum, Nr. 33, S. 16.

und schalkhaft sind die Züge und das Auge des Onkels wiedergegeben. Ganz im Gegensatz zu dem mürrischen, ernsten und humorlosen Porträt, das *Rudolf Suhrlandt* in seiner Zeichnung vom 4. III. 1817 in Eutin (E 1) nach dem Original machte. Und auch *Unger* hat seine Lithographie in solcher Frische nur nach dem Original anfertigen können, und darum ist er 1824 in Eutin gewesen, wie ich mit Wahrscheinlichkeit annehmen möchte.

Die dritte Lithographie, die des Dichters *Johann Heinrich Voß* (L 3), nach seinem Tode (am 29. III. 1826) entstanden, hat der Künstler mit Bestimmtheit auch in Eutin in Stein gezeichnet. Denn wir besitzen hierfür das Zeugnis des dortigen Oberregierungsrats *Hellwag*, das von *Friedrich Heussner* (III) überliefert ist. Die Lithographie ist nach einem Ölbild *Tischbeins* vom Jahre 1817 gemacht. *Hellwag* hat nun „einem Schüler *Tischbeins*“ persönlich die Anweisung gegeben, den Mund des Dichters *Voß* etwas zu öffnen, also das Gesicht um Einiges zu verändern, so daß der Dichter hierdurch einen beredten und lebendigeren Ausdruck bekam, als es das Bildnis von *Tischbein* zeigt. Diese Umänderung war nur zum Vorteil des lithographischen Bildnisses, das *Unger* damals schuf. Darnach ist also der Maler auch im Jahre 1826 in Eutin gewesen.

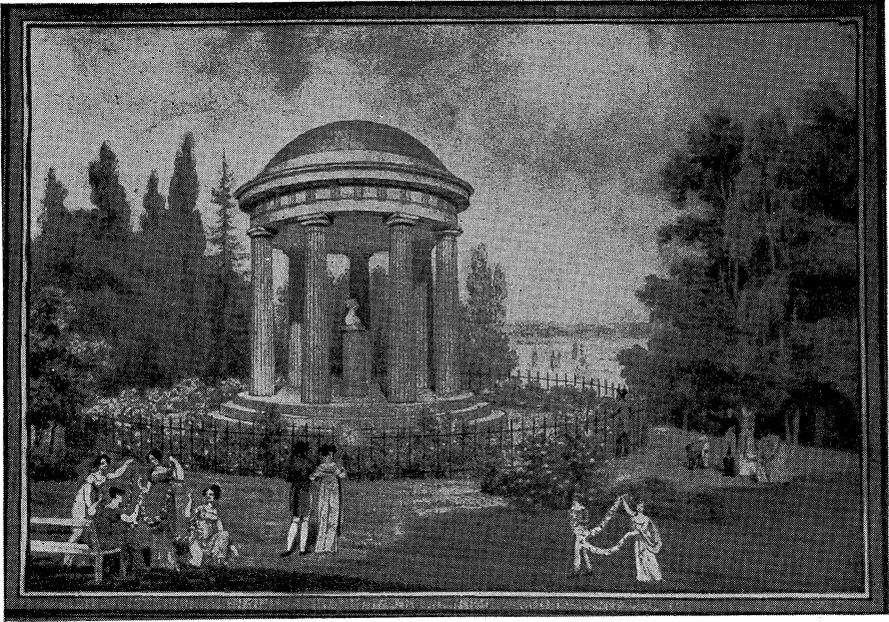
13. Mit *Karl Eggers* in *Neustrelitz* (1830 ff.)

Der *Neustrelitzer* Maler *Karl Eggers* kam im Jahre 1830 nach einem langjährigen Aufenthalt in Rom wieder zurück nach *Neustrelitz*. Er war als Geschichts- und Bildnismaler und vor allem auch als Spezialist für Freskenmalerei bekannt geworden. In der Biographie des Bildhauers *Rauch* berichten der Kunsthistoriker *Friedrich Eggers* und *Karl Eggers* (III, *Eggers*), daß der Maler *Karl Eggers*, der 12 Jahre jünger war, als unser Künstler, der Großherzogin *Marie* zusammen mit ihrem alten Lehrer *Unger* Unterricht in der Ölmalerei gegeben habe, wobei der jüngere *Eggers* die Leitung gehabt hat. Während sich *Unger* zuerst mit dem Kupferstich, dann mit der Miniatur und der Lithographie vertraut gemacht hat, sind seine späteren Werke vorzugsweise in Öl ausgeführt worden, worin er seine Kunst der Charakterdarstellung ebenso vortrefflich zum Ausdruck zu bringen wußte.

14. Mit *Ferdinand Ruschewey* in *Neustrelitz* (1832 ff.)

Zu dem Maler *Karl Eggers* gesellte sich im Jahre 1832 ein anderer Künstler der Heimatstadt, der speziell als Kupferstecher arbeitete, *Ferdinand Ruschewey*. Als Sohn des Hofdekorators *Karl Benjamin Ruschewey*, der am 26. VII. 1806 starb (NSA, 30. VII. 1806), im März 1781 geboren, war er durch *Rauch* dem Großherzog *Georg* empfohlen worden und wirkte zuletzt in *Neustrelitz*, wo er am 21. XII. 1846 gestorben ist. *Ruschewey* lebte von 1808 bis 1832 in Rom.

Aus dem Nachlasse des Kupferstechers befand sich im Besitze des Herrn von *Dewitz* in *Kölpin* bei *Neubrandenburg* ein Abdruck des berühmten Kupferstichs der *Sixtinischen Madonna* von *Raffael*. Es



Hohenzieritz, Park mit Luisentempel (Z. 23)

war ein Werk des Kupferstechers Johann Friedrich Müller, von diesem in den Jahren 1809 bis 1816 geschaffen, das durch seine Treue damals großes Aufsehen erregt hatte. Der Abdruck war nun von dessen Vater, Johann Gotthard von Müller mit einem Briefe vom 2. IV. 1829 (II, 11) an Ruschewey übersandt worden, und zwar als Gegengabe für seinen Kupferstich der Sposalitio von Raffael. Zu diesem Briefwechsel gehören auch zwei weitere Briefe des Sohnes Friedrich Müller (II, 7—8), für deren Kenntnis ich ebenso Herrn von Dewitz zu Dank verpflichtet bin. Der Inhalt dieser Briefe bezieht sich auf die Anfertigung des Kupferstichs der Sixtinischen Madonna in Dresden, aber er gibt auch noch sehr interessante Mitteilungen über die damalige deutsche Künstlerwelt in Rom, die z. T. den sogenannten „Nazarenern“ angehörte. Friedrich Müller weilte nur von 1808 bis 1809 in Rom zusammen mit Ruschewey, der aber noch bis 1832 dort wohnte und arbeitete. In diesen Briefen werden zahlreiche Künstler und auch ältere Maler mit Namen genannt und wir erhalten Aufschluß über ihre damalige Tätigkeit: Es sind dies: Beaulieu, Bündel, Dem..... (?), Domenichino, Gmelin, Jagemann, Ingres, Dr. Keller, Lund, Margrelin, Moller, Friedrich Müller, Gotthard von Müller, Raffael, Roos, Ruschewey, Seybold, Seydelmann, Steinkopf und Üxcüll.

Ferdinand Ruschewey hat 1834 nach einem Gemälde von Unger (Ö 10) das Bildnis des Ministers August von Oertzen gestochen (E 3), vgl. hierzu auch den lebensvollen Schattenriß von dem Staatsminister (S. 53) und anderer Familienmitglieder derer von Oertzen, die Unger geschnitten hat. (S. 54—59). Nach Mitteilung von Konrad Hustaedt habe Ruschewey „fast sämtliche der von Unger im Bildnis zahlreich festgehaltenen Persönlichkeiten mit dem Grabstichel nachgebildet“. Wenn dies richtig ist, werden die Kupferstiche und ihre Vorbilder erst noch gefunden werden.

Ein älterer Bruder des Kupferstechers war Wilhelm Gottfried Fr. Ruschewey, der im Staatskalender von 1818 (S. 19) als „Hofkünstler“ und „Dekorateur“ genannt ist, und der mehrfach bei Erneuerungsarbeiten des Schlosses als Maler gewirkt hat (MSH IX, S. 6, 8, 10, Hustaedt).

Ein anderer Bruder von Ferdinand Ruschewey war der Kastellan und Kammersänger am Hofe, Eduard Ruschewey, 1780 geboren, also nur fünf Jahre jünger als der Maler Unger und mit diesem aufs engste befreundet. Als dritter im Bunde stand der Baurat Friedrich Wilhelm Buttell, der jüngste von den drei befreundeten Männern, 21 Jahre jünger als der Maler. Alle drei waren, wie mir Konrad Hustaedt, nach der Mitteilung von Emilie Buttell, berichtete, oft zusammen und trafen sich in der Wohnung des Seniors der Freunde, im Alten Palais, im Garten unter einem alten Baum mit Bank. (Z. 21; Kap. 9; III, Buttell).

15. Bildnisse für Hof und Privat

Es sind vorzugsweise Porträts in Öl, die der Künstler von den Mitgliedern des großherzoglichen Hofes in Neustrelitz gemacht hat; meist sind es Brustbilder. Zunächst das des Großherzogs Georg (Ö 6), linkshin gewendet: das charaktervolle geistreiche Gesicht blickt den Beschauer an, die rechte Hand ist über der Brust in den Rockausschnitt gesteckt. Rechts sieht man einen Säulenfuß und die Wand des Schlosses in Neustrelitz und der Blick schweift weit hinaus durch das Hirschportal in die Allee des Tiergartens. Auch hier wieder der wehende Schlips und selbst der Rockkragen ist etwas aufgebläht und bringt Leben in das Bild.

Datierbar sind die Brustbilder des Erzherzogs Friedrich Wilhelm und seiner Gattin Augusta auf einem Gemälde (Ö 22), das zur Zeit ihrer Vermählung, 1843, gearbeitet ist. Man vergleiche hierzu die Silhouette des Prinzen, damals Friedrich geheißen, vom Jahre 1824 (S 4). Ein ähnliches Bild gibt die Porträts des herzoglichen Paares Georg und der Katharina von Rußland (Ö 29), die 1851 geheiratet haben. Ein Schattenbild des Georg ist nicht vorhanden, weil er damals noch nicht geboren oder noch zu klein war, um eines Bildes wert zu sein.

Zahlreicher sind die Bildnisse von Hofbeamten: Das Brustbild des Staatsministers August von Oertzen (Ö 10), rechtshin gewendet, von dem und von seinen Angehörigen auch Silhouetten geschnitten sind (S 53—59). Nach diesem Bilde machte Ferdinand Ruschewey einen Kupferstich



*August von Oertzen, geb. 1777
Meckl.-Strel. Staatsminister
Kupferstich von Ruschewey 1834
nach dem Ölbild von W. Unger*

(vgl. Kapitel 14 und E 3). Ein vorzügliches Porträt ist das des Kammerdirektors Theodor von Scheve (Ö 11), charaktvoll, rechtshin, der Blick zum Betrachter hin gekehrt. Außer dem Schlips sind es hier auch die 3 Ordenskreuze, die schräg gehängt, belebend wirken. Zum Vergleich diene eine Lithographie von Rohrbach nach einer Zeichnung von Wiese (E 8). Er fällt unbedingt zu Gunsten unsres Künstlers aus. Man vergleiche wiederum die Silhouette des damaligen Kammerherrn von Scheve, die 1824 geschnitten ist (S 63); auch andere Mitglieder dieser Familie sind im Schattenriß charakterisiert (S 64—71).

3 Brustbilder stellen Mitglieder der Familie von Dewitz dar (Ö 32—34), die am Hofe eine Rolle gespielt haben. Die Porträts sind aber nicht signiert und daher nur mutmaßlich wegen ihrer malerischen Qualitäten dem Maler Unger zugeschrieben worden. Vor allem tragen sie Eigenheiten seiner Malkunst. Zum Vergleich sind noch 2 Lithographien eines Herrn Otto von Dewitz (E 9 und 11) in Parallele gestellt.

Eins seiner besten Porträts aber bietet das Brustbild seines Freundes des Baurats Friedrich Buttell (Ö 9), der als Baumeister, mit dem Zirkel in der rechten Hand, dargestellt ist, so, als ob er den Zirkel auf und zu macht. Der wegwehende Schlips, die gestäubten Haare und das lebensvolle Gesicht mit seinen durchdringend blickenden Augen, die den Beschauer sinnend betrachten, zeigen, daß der Künstler Form und Inhalt des Porträts voll beherrscht.

Ein in Trollenhagen bei Neuhrandenburg ermitteltes Ölbild (Ö 35) stellt wahrscheinlich denselben Baumeister Buttell dar, als Halbfigur rechtshin am Tisch sitzend, wiederum einen Zirkel mit der Rechten balancierend. Er wendet sich von seiner Arbeit dem Betrachter zu. Das Bild ist nicht signiert und daher nur möglicherweise von unserm Maler angefertigt.

Buttel und Unger haben, wie schon im Kapitel 14 (am Schluß) ausgeführt, nicht nur enge Freundschaft gehalten, sondern auch am Hofe gemeinsam gewirkt und gearbeitet, wie das gemeinsam verfaßte Bühnenbild (Z 32) beweist, eins von vielen andern, die verloren gegangen sind. Siehe hierzu Kapitel 17 (vgl. Kap. 9; 14; III, Buttel).

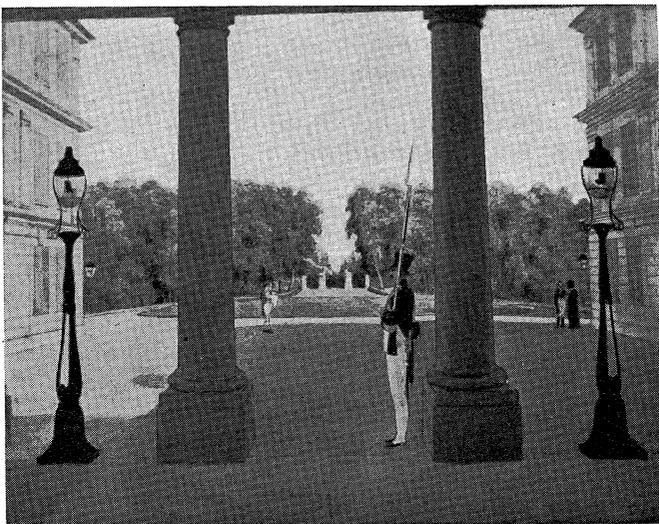
Die 3 Töchter des Baurats, Berta, Ida und vor allem die ältere Emilie Buttel haben vieles über die Lebensart des Malers an Hüstaedt überliefert, wovon hier auch manches, über das Wesen des Künstlers Interessante verwertet werden konnte.

Von großer Bedeutung sind für uns die Bilder, die der Maler von dem Geheimen Regierungsrat Anton Piper und seiner Gattin gemacht hat (Ö 23—24). Anton Piper, geboren am 27. VII. 1805 wurde Privatsekretär in der Hofkanzlei; später als Hofrat verheiratete er sich am 8. IV. 1836 mit Mathilde Plath (MSA, 20. IV. 1836). Er nannte sich „Hofsecretair“, als er die Geburt seines Sohnes Anton (am 13. I. 1837) mitteilte (MSA, 18. I. 1837). Am 2. VII. 1838 wurde ihm eine Tochter Mathilde geboren (MSA, 4. VII. 1838), die sich später, am 14. I. 1867 mit dem Kommerzienrat Hermann Reuschel in Turin verlobte (NZ, 17. I. 1867). Damals war Piper Geheimer Regierungsrat und er ist im Alter von 75 Jahren in Neustrelitz am 24. I. 1880 gestorben.

Es war bekannt gewesen, daß sich im Besitz des Enkels, des Gesandten Carl Anton Piper in Deidesheim ein Ölgemälde des Geheimrats von Wilhelm Unger befinde. Herr Piper und seine Gattin, Frau Frieda Piper-Buhl hatten die große Liebenswürdigkeit, eine ausgezeichnete Photographie des Ölbildes zu übersenden. Gleichzeitig aber stellten sie auch eine Photographie eines noch unbekanntem Gemäldes von Unger zur Verfügung, das die Gattin des Geheimrats, Mathilde, in einer Gruppe mit ihrem Sohne Anton und ihrer Tochter Mathilde darstellte. Letzteres Bild war um so wertvoller, als es das erste mir bekannte Gruppenporträt des Künstlers ist.

Das erste Bild, das des Geheimrats Anton Piper (Ö 23) ist signiert „W. Unger 1847“. Es zeigt das Kniebild des vor seinem Schreibtisch, der Papier und Schreibzeug enthält, stehenden Beamten. Ein Bücherbort mit alten Büchern weist auf seine Gelehrsamkeit hin. Er wendet sich dem Beschauer zu. Er trägt einen feierlichen dunklen Rock, hohe schwarzseidene Halsbinde und Vatermörder. Seine rechte Hand ist halbverdeckt in den Rockausschnitt gesteckt. Die linke Hand, leicht gekrümmt, hält ein gesiegeltes weißes Schriftstück, das er wohl soeben fertiggestellt hat und das er nochmals überlesen will. Aber das bartlose Gesicht, hoch und schmal, mit Doppelkinn, länglicher Nase, dichten dunklen Augenbrauen, hoher Stirn, mit gestutztem Backenbart und bedeckt mit dichtem dunklen Haar wendet sich vom Schriftstück ab zum Beschauer, ihn anblickend und ihn überall hin verfolgend. Das Wesen des Mannes ist ernst, doch mit leichter Heiterkeit gekennzeichnet. Während der dunkle Körper des Mannes sich wirkungsvoll abhebt von dem, in helleren Farben gehaltenen Schreibtisch mit seinen Utensilien und Büchern — nur nach links untenhin ist durch die Lehne des Stuhles, von dem sich der Mann

eben erhoben hat, das schwere dunkle Element des Körpers noch mehr verbreitert — diesem gegenüber schwebt das sehr helle Gesicht des Mannes mit seiner dunklen Haar- und Barteinfassung, oben vor einem dunklen Vorhange, dessen Falten schräg nach rechts oben gezogen sind und die Säule einer Art Galerie größtenteils verdecken. Diese Darstellung gibt mit großer Meisterschaft, neben dem geistvollen Porträt des Beamten auch eine wirkungsvolle Abwechslung im Aufbau der Linien, sowie im starken Gegensatz von Person und Hintergrund. Sie zeigt, daß Wilhelm Unger auch noch im hohen Alter von 73 Jahren ein vortreffliches Charakterbild zu geben gewußt hat.



Schloß Neustrelitz, Blick auf Tiergarten mit Schildwache (Z. 20)

Während nun das Bild von Anton Piper durch den völlig offenen Ausblick aus der Galerie, rechts im Bilde, auf die nach außenhin führende Tätigkeit des Mannes, also auf die Öffentlichkeit hinweist, ist das Gegenstück dazu, das Gruppenbild von Mathilde Piper (Ö 24) mitsamt ihren zwei Kindern, als Innenstück aufgefaßt.

Hier sieht man links im Bilde hinten gleichfalls eine Art Galerieöffnung, aber mit einem ganz schmalen Pfeiler abgeschlossen. Man blickt in eine Art Innenraum oder in einen Hof, also nicht ins Freie, und der Blick bleibt im Hause. Auch hier ist ein fast gleichmäßig dunkler Vorhang nach links oben hin gerafft, aber, während im Bilde des Geheimrats die Öffnung im Dreieck bis oben hin hell durchgeführt ist, ist sie hier oben durch eine schwere breite Troddel verschlossen. Und dadurch ist das Gruppenbild mit der Hausfrau und den Kindern mehr als Innenbild, entsprechend dem Charakter der Dargestellten, behandelt. Frau Mathilde steht mit dem ganzen Körper im Dreiviertelprofil nach linkshin gewendet, gleichfalls auch mit ihrem langen

schmalen Gesicht. Sie hat eine lange gerade, unten ein wenig aufgebogene Nase; das linke Ohr, von dem man nur eine lange Perle herabhängen sieht, ist von einem Haarbusch verdeckt. Sie trägt ein schweres Seidenkleid, mit einem breiten, lang über die Schultern herabhängenden befransten Kragen. Das Kleid hat einen Einsatz auf der Brust von weißem Mull und einen breiten feingestickten Kragen. Der Schulterkragen ist am Ausschnitt mit einer breiten oblongen Brosche zusammengehalten. In dieser Brosche sieht man 2 kleine Mädchen im Brustbild am offenen Fenster dargestellt.

Links von der Mutter steht nun ihre kleine Tochter Mathilde, im Alter von 10 Jahren, ganz von vorn gesehen, träumerisch den Beschauer anblickend. Die Mutter legt ihre rechte Hand an die rechte Schulter ihrer Tochter und sie ergreift mit ihrer linken Hand die ihr entgegengehaltene rechte Hand des Mädchens. Das Mädchen aber legt seinen linken Arm um die Taille der Mutter.

Der Junge Anton,* Bereits 11 Jahre alt; ist um einen Kopf größer als seine Schwester. Er steht rechts im Bilde, im Profil, mit kurzer frackartiger Jacke und Schillerkragen. Er legt seine linke Hand auf die linke Hand seiner Mutter. Seinen rechten Arm aber sieht man nicht, da er wohl um die Taille der Mutter gelegt ist. Der Knabe wendet das Dreiviertelprofil seines Gesichtes linkshin, aber auch er blickt zum Beschauer aus dem Bild heraus. Sein Profil erscheint breiter, als das der Mutter, so daß sich eine angenehme Abwechslung in der Darstellung der Gesichter der 3 Personen wahrnehmen läßt: Die Tochter zieht mit ihrem Blick und Gesicht in Vorderansicht den Beschauer zuerst an sich. Durch ihren rechten Arm, den die linke Hand der Mutter hält, und der auch den Arm des Bruders zu sich hinlenkt, wird nun der Blick des Beschauers weiterhin auf das Knabengesicht hingeleitet, dann auch aufwärts, und endlich über den weißen Mullkragen der Mutter ganz hinauf zu deren Gesicht. Dies befindet sich ganz genau oberhalb der linken Hand der Mutter, und auch hierdurch wird ein weiterer künstlerischer Hinweis nach oben, auf die Hauptperson des Gruppenbildes gegeben.

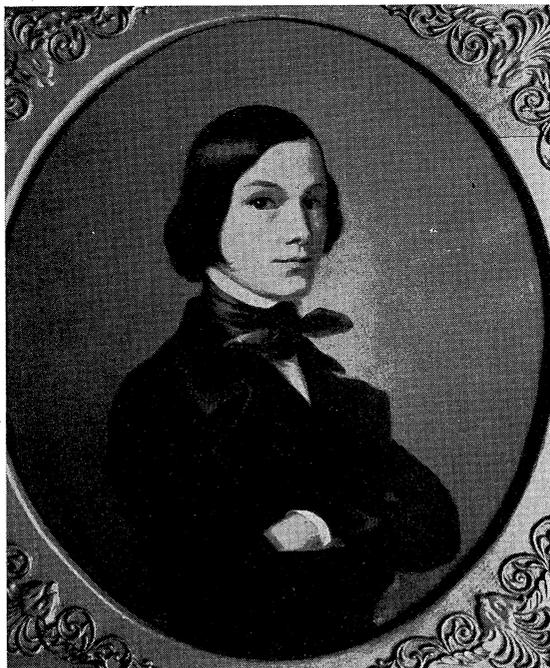
Dieses Bild (Ö 24) ist ein wirksames Gegenstück zu dem Bilde Anton Pipers. Die Mutter und Gattin mit ihren beiden Kindern in ihrer Häuslichkeit. Demgegenüber steht der für die Öffentlichkeit schaffende Vater als Hofsekretär des Großherzogs, inmitten seiner Bücher und Urkunden.

Das zweite Bild (Ö 24) ist ebenfalls signiert „W. Unger 1848“, d. h. ein Jahr später gemalt. Doch es ist augenscheinlich, daß dem Künstler schon bei der Anlage des ersten Bildes auch die Konzeption des zweiten Bildes vorschwebt hat. Beide bilden ein wohl gelungenes harmonisches Ganzes.

Abgesehen von Bildern seiner Familienangehörigen (Kapitel 10) hat der Künstler auch Privatpersonen porträtiert; die aus älterer Zeit sind in Kupferstich oder Miniatur (Kapitel 3—6) gearbeitet, während er in seiner Neustrelitzer Zeit bisher nur wenige Miniaturen (M 20, 22, 23), umsomehr aber Ölbilder gemalt hat.

*) Der spätere Landgerichtspräsident Geheimrat Anton Piper in Neustrelitz. Vielen alten Carolinern noch gut bekannt. (Die Schr.)

Eins der reizendsten und auch farbigsten Miniaturen (M 20) ist das Bild des Kindes, das auf dem Zeigefinger der linken Hand einen bunten Stieglitz emporhält. Das etwa 7jährige Mädchen sitzt nach rechtshin gewendet, hält die rechte Hand offen in den Schoß gelegt und blickt mit großen fragenden Augen den Beschauer an. Goldene Locken umrahmen das Antlitz und fallen seitlich herab. Das ganze ist im Ovalausschnitt gegeben. Links steht wieder der Säulenfuß mit der Inschrift „Unger“, und zwar mit seinem charakteristischen Schnörkel vor dem „U“. Nach rechtshin erhebt sich ein dunkler Vorhang, vor dem das Kind sich glänzend abhebt. Man hat rechts einen freien Ausblick auf einen See mit einer Halbinsel, auf der ein runder Pavillon erbaut ist. Vorn rechts erhebt sich der Wipfel eines alten Baumes, im Hintergrunde des Sees aber ist bergiges Gelände gezeichnet. Vielleicht ist es der Zierker See in Neustrelitz. Diese eindrucksvolle Miniatur befand sich in Kölpin bei Neubrandenburg im Besitze des Herrn von Dewitz, dem die Kenntnis dieses Bildes und auch der Briefe der Kupferstecher Müller verdankt wird (Kapitel 14). Die Miniatur ist ein Erbstück von einem Fräulein von Molière, die von 1834 bis 1917 lebte und die Miniatur ist daher wahrscheinlich ein Bild von ihr etwa um das Jahr 1841.



August Schmidt, genannt Piepschmidt, um 1837, Neubrandenburg, Palais-Museum (© 15)

Da die meisten dieser Bildnisse aber nicht signiert sind, können sie nur mit Wahrscheinlichkeit als seine Werke zu gelten haben, wie die Damenbrustbilder der Familie Horn in Neustrelitz (Ö 36—37), während 2 andere Bilder mir als ziemlich sichere Werke des Malers erscheinen möchten (Ö 17—18), weil sie seiner Malart entsprechen. Hierzu kommt noch ein Bild einer Dame aus Tröllenhagen, das aber nur mutmaßlich ihm zugerechnet werden kann (E 6). Sie stellt wahrscheinlich ein Mitglied der Familie Grisebach-Blumenbach dar.

Mit Bestimmtheit ist das Knabenporträt des Kunsthändlers August Schmidt von seiner Hand, wohl um 1837, als der Maler in Neubrandenburg war (vgl. Kapitel 18), geschaffen (Ö 15). Der damals 12jährige Junge in der Samtjacke, wie ein Künstler, als Sohn eines Kunsthändlers, ist rechtshin als Halbfigur dargestellt. Wie sein Vater hatte auch er den Spitznamen „Piepschmidt“, wegen seiner hohen Stimme. Der wehende Schlips und der aufgebauschte Rockaufschlag bringen Lebendigkeit mehr in das Bild hinein. Der freundliche und unschuldsvolle Blick des Jünglings erinnert aber sehr an die Miniatur eines Jünglings (M 23), den ich als Wilhelm Unger II ansehen möchte. Zum Vergleich sei das kleine Öbildnis des etwa 14jährigen Hermann Heinrich Adami (1841) gestellt (E 5), das in Bremen ist, jedoch wohl nicht von Unger gemalt wurde. Aber das gleiche Sujet reizt sehr zu einer Nebeneinanderstellung dieser 3 Jünglingsbilder.

Es ist überliefert, daß im Jahre 1840 der Großherzog Georg und sein Neffe König Friedrich Wilhelm IV. einige Kunstwerke bei dem alten Kunsthändler Piepschmidt in Neubrandenburg gekauft haben, der auch durch seine Beschickung des Marktes in Bad Doberan zu jener Zeit in den höheren Kreisen bekannt war. Vgl. Adolf Nizze, Doberan-Heiligendamm, 1936, S. 153 ff.

16. Religiöse Bilder

Außer den Kopien von religiösen Bildern nach berühmten alten Meistern, wie Raffael (Ö 1—2, Z 28—30, Kapitel 7), hat der Maler auch nach eigenen Entwürfen Gemälde geschaffen, von denen sich bisher aber nur 2, der Ritter Sankt Georg im Kampf mit dem Drachen (Ö 16) und segnende Christus auf dem Altarbild in Wulkenzin (Ö 12) gefunden haben (III, Wulkenzin).

Ein hochdramatisches Bild ist das des reitenden Georg, der am Strande des Meeres dem geflügelten Drachen seine Lanze durch die Brust bohrt. Im Hintergrunde sieht man das Schiff, mit dem der Ritter angekommen ist. Das Motiv erinnert sehr an das Gemälde des Abenteurers von Arnold Böcklin, nur daß hier der Ritter erst dem Kampfe entgegenreitet, während beim Sankt Georg der Kampf im vollen Gange ist. Alles ist hier in starker Bewegung, die Haare, der Helmbusch, der Pferdeschwanz, und der Lindwurm krümmen sich hin und her. Dabei das fruchtsame Gesicht des Pferdes und das mutige des Ritters. Alles ist in ein Rundbild eingespannt, harmonisch und ausdrucksvoll in Kraft und Bewegung.

Im Gegensatz hierzu steht das feierlich-ruhige Bild des segnenden, über die Erde dahinschwebenden Christus, der durch einen Dunststreifen am unteren Rande des Altarbildes (Ö 12) über die Erde hinaufgehoben ist, die eine bergige Landschaft zeigt. Christus erhebt die Hände zum Segnen und blickt den Beschauer unverwandt und durchdringend an. An den beiden Flügeln des Altars sind rechts und links übereinander je 2 Evangelisten wie auf Konsolen stehend in schwarz-weiß dargestellt, mitsamt ihren symbolischen Trabanten (Tieren). Dies Bild in Wulkenzin ist signiert: „W. Unger 1831“.

Diese beiden Bilder in Öl (Ö 16 und 12) sind vorerst die einzigen bekannten, die zeigen, daß der Künstler in eigenen Entwürfen die Verbindung von Personen und Landschaften in beiderseits gleichwertiger Art wiedergegeben hat. Er verstand es also auch, außer seinen Bildnissen, größere Szenen zu schaffen. Und hierzu werden wohl auch die „Amazonen“, gehören, die jedoch bisher nur durch die Überlieferung bekannt sind (Ö 3 und K 23; II, 2, 21, 25—28, Kapitel 3).

17. Bühnenbilder

Es ist durch Konrad Hustaedt und durch die Töchter von Buttell überliefert, daß der Maler mit dem Baurat Buttell zusammen für die Hofbühne in Neustrelitz auch Bühnenbilder entworfen hat. Von diesen ist eine Zeichnung des Malers mit eigener Unterschrift und der Beischrift und Unterschrift von der Hand Buttells erhalten (Z 32). Der Maler benutzte einen hellen, der Baumeister aber einen dunklen Bleistift für das Bühnenbild. Es ist eine flotte Skizze für ein Bühnenbild zu einem Geburtstag des Großherzogs Georg an einem 12. August, vielleicht zu seinem fünfzigjährigen Geburtstage, also im Jahre 1829. Das Bild zeigte, wie auch durch die Beischrift noch näher erläutert wird, einen Triumphbogen und einen Altar mit einer Viktoria und einer Priesterin, die einen Blumenkranz aus gelben Immortellen mit dem Buchstaben „G“ darin halten. Das Ganze eine romantische Verherrlichung, wie sie die damalige Biedermeierzeit geliebt hat.

Vielleicht ist eine andere Zeichnung (Z 17) das Vorbild für ein lebendes Bild, die man damals auch gern sah. Man erblickt einen Kahn am Ufer; inmitten steht ein Jüngling, linkshin gewendet, der sich und damit den Kahn an einem überragenden Baumzweige festhält. Seitlich von ihm sitzt je ein junges Mädchen, die Netze heraufziehen. Dasselbe Motiv hat der Künstler in einem großen Ölgemälde festgehalten (Ö 7).

18. Landschaftsbilder

Von den Landschaftsbildern des Künstlers sind verhältnismäßig viele bekannt, 38 an Zahl. Die Kupferstiche (10) sind bereits oben (Kapitel 1) behandelt (K 1—8, 11, 12). Die 2 Ölbilder (Ö 8, 28), Erntelandschaft und das Gut Lenzerwische sind nicht greifbar. Der Rest teilt sich in reine Bleistiftzeichnungen (16), die in dem Skizzenbuche von 1837 von Mecklenburg-Strelitz erhalten sind (Z 1—16), in aquarellierte Zeichnungen, 8 an Zahl (Z 8, 18—24, 31), und in 2 Porzellanmalereien (P 1—2). Sie sind sämtlich nach der Natur aufgenommen und sie zeigen die Treue der Darstellung, die

künstlerisch gewählte Stellung der Landschaftsbilder, die Belebung derselben durch handelnde Personen, Fuhrwerke, Kähne und Tiere, und manchmal auch durch den Künstler selbst, der sich, als Maler an der Staffelei auf das Bild gebracht hat (Z 22, vorn links). Ähnlich auf der Lithographie (E 4), die Scheuermann vom Belvedere bei Neubrandenburg gemacht hat. Einmal hat er sich selbst als Beobachter hingestellt, im Vordergrund rechts, die Gegend von Strelitz betrachtend (Z 12). Zuschauer zeigen in die Gegend (Z 24, rechts, Belvedere; Z 23, rechts und am Gitter der Luisentempels in Hohenzieritz). Dies hatte der Maler bereits in seinen ersten Kupferstichen (K 7) dargestellt. Die Figuren in seinen ersten Arbeiten als 17-jähriger Jüngling (K 4) jedoch sind noch Schemen.

Es gibt nur wenige Skizzen, wo kein lebendes Wesen, das ja zum Vergleich und zur Belebung dienen soll, eingezeichnet ist. Selbst in dem Hintergrund der Schloßkoppel (Z 19) sitzen einige Personen auf einer Bank, daß man sie kaum gewahr wird. Interessant ist der Vergleich der Skizze (Z 1) mit dem Ölbilde von Heinrich Stoll (E 7), die beide fast dieselbe Ansicht des Gutes Broda bei Neubrandenburg mit dem Belvedere, links oben, bringen. Bei Stoll steht das Gutshaus im Vordergrund. Dieses und die Nebengebäude sind ihm das Wichtigste (E 7). Unger aber läßt das Gutshaus nur über die andern Bauten hervorragen und er bringt die ganze Landschaft mehr zur Geltung. Er gibt also einen künstlerischen Gesamteindruck, wogegen bei Stoll die Landschaft mehr Staffage geblieben ist



Neustrelitz, Gesamtansicht über den Ziercker, um 1825, Neustrelitz, Schloßmuseum (Z.22)

Das ansprechendste Bild aber ist die aquarellierte Zeichnung (Z 20) vom Schloßhofe in Neustrelitz mit dem „Blick in den Tiergarten“ auf das Kirchportal, durch 2 Säulen der Schloßgalerie, wo ein Soldat der Biedermeierzeit mit aufgepflanztem Bajonett im linken Arm Wache hält. Man sieht rechts an der Schloßecke einen Herrn, der höflich den Hut gezogen hat und mit einer Dame im Gespräch ist, die man nur von rückwärts erblickt. Im Mittelfelde aber kommt ein Lakai von links her und trägt auf einem Tablett Erfrischungen, die er mit einer Serviette sorglich zugedeckt hat, um die Speisen dem Paare anzubieten. Es liegt eine friedliche und harmonische Stimmung über dem ganzen vortrefflich komponierten Bilde. Man glaubt, eine Szene vor sich zu haben, wie sie K a r l S p i t z w e g gemalt hat, doch ist unser Bild nicht aus der Phantasie heraus, sondern aus dem wirklichen Leben dieser Biedermeierzeit heraus entstanden.

Auch in der Porzellanmalerei hat sich der Maler versucht. Von den beiden Werken, die ihm zugeschrieben werden können, ist das eine aus P a s e n o w bei W o l d e g k (P 1) noch nicht greifbar und mir nur aus einer Mitteilung von K o n r a d H u s t a e d t bekannt. Es handelt sich um eine Tasse, die im Auftrag der Gemeinde P a s e n o w als Geschenk für den Hof durch unsern Maler angefertigt worden ist.

Das andre Bild, die Stadt W o l d e g k darstellend (P 2) ist auch vorläufig nur vermutungsweise dem Maler zuzuschreiben. Die luftige, zarte und feine Charakterisierung der Landschaft entspricht genau den Zeichnungen des Skizzenbuches, von denen 3 in W o l d e g k selbst aufgenommen worden sind (Z 9—11); und die letztere (Z 11) bietet eine Ansicht der Kirche mit den umliegenden Häusern, von Süden her gesehen, ganz ähnlich der auf der Porzellanmalerei, nur daß diese (P 2) die Gesamtstadt von einem etwas entfernten Standpunkte aus abbildet.

Diese, meist nach der Natur gezeichneten Landschaften haben aber auch vielfach historische Bedeutung. Sie geben gelegentlich Bauwerke wieder, die, wie das Tor in W o l d e g k (Z 9—10) verschwunden sind und daher auch schon für die Kunst- und Geschichtsdenkmäler zur Rekonstruktion alter Bauten herangezogen wurden. Oder sie zeigen Bauten, wie die M a r i e n k i r c h e in N e u b r a n d e n b u r g (Z 24, vgl. E 4) vor der Erneuerung der alten „Nacht-haube“ zu einer Spitze (Z 7, 14), bei der aber im Jahre 1837 noch die 4 Ecktürme fehlen. Erst 1841 war die Erneuerung beendet, die sein Freund B u t t e l vornahm.

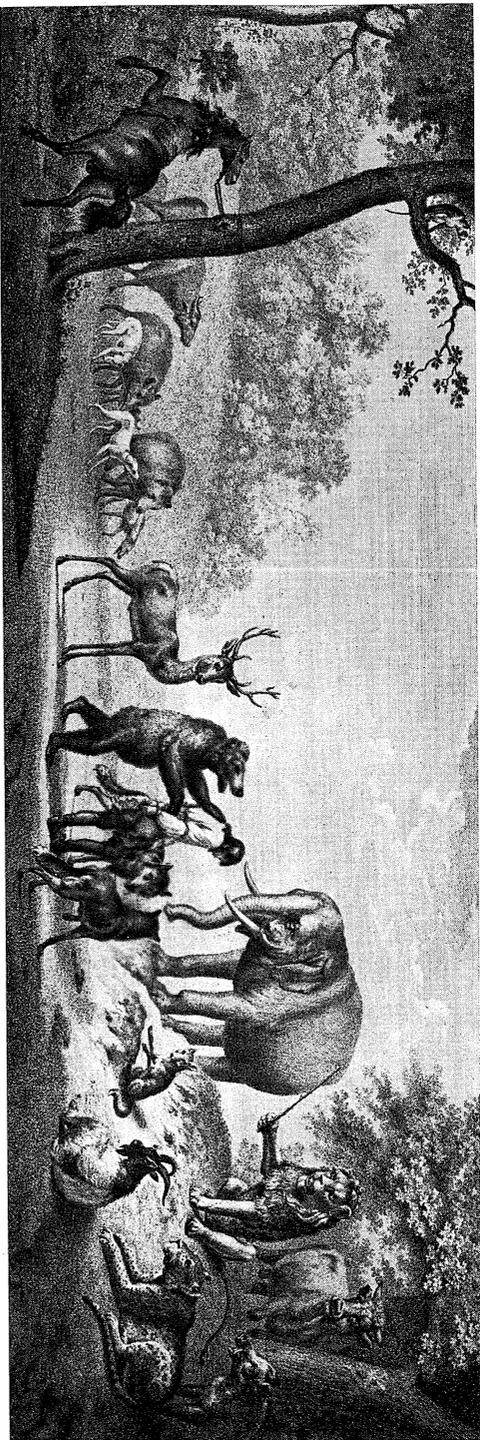
Außerdem sind 6 weitere Landschaften (Z 33—38) in A r o l s e n aus frühester Zeit.

19. Dorothea Unger als Witwe, ihr Sohn und ihre Enkelkinder

Der Maler war, als er D o r o t h e a B ö h l k e heiratete, bereits 45 Jahre alt, während diese erst 21 Jahre zählte (II, 16). Die Ehe währte 35 Jahre, als der Künstler am 18. VIII. 1855 im 81. Lebensjahre starb (I, 13). D o r o t h e a überlebte ihren Mann um fast 17 Jahre und sie starb am 27. I. 1872 (I, 14—16) im Alter von 72 Jahren und 10 Monaten. Sie war geboren am 9. IV. 1799.



Dichter des Göttinger Hainbundes (1751-1826)
(L 3)



*Gericht über den gelangen herangeführten Jäger durch den Löwen
(Tierdrama von Paul Potter) P. Potter pinxit. Kupferstich von W. Unger 1804. Berlin, Kupferstichkabinett*

Die Nachricht über den gemeinsamen Grabstein verdanke ich Konrad Hustaedt (I, 17, II, 28). Dorothea besuchte das Grab ihres Mannes an seinem Todestage (II, 20). Vgl. Kapitel 9.

Aus ihrem Briefe vom 3. XI. 1871 (II, 23) geht hervor, daß Dorothea 220 Taler im Jahre zum Leben hatte, davon 120 Taler von der Rentei und 100 Taler von der Großherzogin Marie als jährliches Geschenk.

Der einzige Sohn Wilhelm Friedrich Christian Unger II wurde geboren am 3. VI. 1821 in Neustrelitz und starb zu Dresden am 8. VI. 1887 im Alter von 66 Jahren. Er erlernte die Landwirtschaft und hatte seit 1847 das Gut Lenzerwische, nahe Wittenberge an der Elbe in Pacht (Ö 28, I, 11, II, 36). Er heiratete am 18. V. 1848 Maria Lehste aus Coverden (Westfalen), die am 13. III. 1827 dort geboren und am 26. I. 1869 in Kottwitz in Oberschlesien gestorben ist, wo ihr Mann später eine Pachtung besaß, die er jedoch in demselben Jahre abgab. Briefe aus Kottwitz (II, 16—19) sind bekannt. Er zog dann nach Dresden und erwarb mit Hilfe seiner Mutter Dorothea Unger dort ein photographisches Atelier (II, 21, 23). Hier hatte er am 18. I. 1872 ein eigenartiges Erlebnis, das er auf den Tod der Mutter deutete (II, 25) und das er nach ihrem Ableben (am 27. I. 1872) niederschrieb: „Am 18. I. 5¼ Uhr nachmittags springt mein leeres Glas, ohne mir erklärliche Ursache, da ich zurückgelehnt vom Lesen an meinem Pulte sitze. Sonderbar, man sagt, da stirbt einer der Familie, war mein Gedanke.“

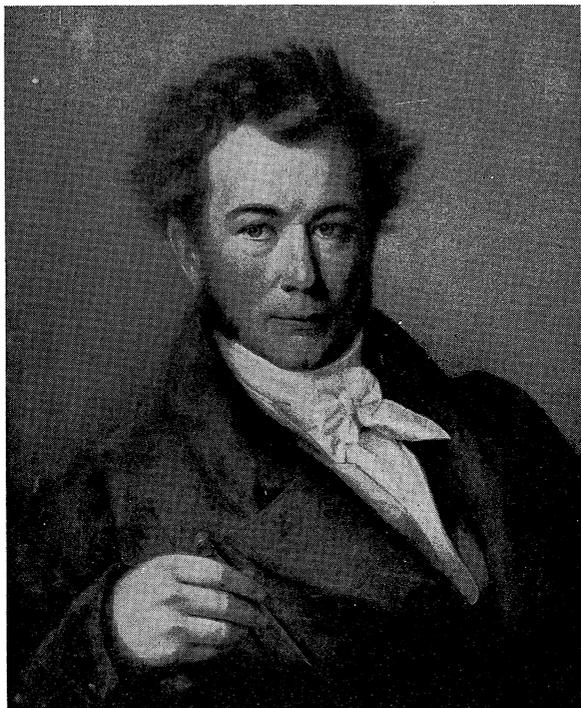
Das Geschäft ging jedoch nicht nach Wunsch und er arbeitete daher bei einem Berufskollegen Eich (II, 32, 34), so daß er ein besseres Auskommen hatte. Aber doch mußte er zuletzt sein Atelier ganz aufgeben und die volle Unterstützung seines Sohnes in Anspruch nehmen (II, 36).

Wilhelm Unger II war eine Persönlichkeit von durchaus ehrlichem und wohlwollendem Charakter, christlich eingestellt und aus seinen Briefen erhellt ein liebevolles und glückliches Familienleben zusammen mit seinen zwei Kindern.

Diese waren zunächst ein Sohn, Wilhelm Unger III, geboren am 8. III. 1849 (I, 11) in Lenzerwische. Er schlug die juristische Laufbahn ein, wurde später Staatsanwalt in Berlin und Prenzlau und war seit 1900 Reichsgerichtsrat in Leipzig. Er genoß überall einen geachteten Ruf als gerechter Jurist. In Threna bei Leipzig ist er am 29. I. 1910 gestorben.

Die Tochter Marie Unger oder Mieke, wie sie genannt wurde, war dem Vater sein „Prachtmädel“. Sie hatte, wie ihr Bruder einen Lockenkopf oder Tituskopf, der sich in der Familie vom Maler her vererbt hatte, und war schon frühzeitig selbständig und resolut. Sie blieb auch unverheiratet und ging schon mit 21 Jahren (1872) nach New York als Erzieherin (II, 31, 35), später nach Ägypten und Konstantinopel, wo sie Prinzen und Kinder von Paschas erzog. Die Briefe ihres Vaters über das gemeinsame letzte Beisammensein zu Pfingsten 1872 vor der Abreise nach New York verdienen, wegen ihrer außerordentlichen aufrichtigen Güte und Herzlichkeit, die zwischen den Mitgliedern der Familie herrschten, erhalten zu werden (II, 31—35). Diese Briefe sind voller Gottvertrauen und Freude.

Sie spiegeln auch die damalige große Zeit wieder. Trotz mancher persönlichen Schicksalsschläge durchzieht diese Briefe ein fester Wille, durchzuhalten, so wie Dorothea selbst in dem letzten Briefe an ihren Enkel Wilhelm Unger III am 21. XII. 1871 an das Bekenntnis ihres Vaters, Martin Böhlke, erinnerte, der zu sagen pflegte: „Wenns oft auch schlimm war, wer weiß, wozu es gut ist.“ Und dieser Wahlspruch hat die Familie Unger mit dem ihr auch heute noch eigenen Humor stets hoch gehalten (II, 24).



*Friedrich Buttell, Oberbaurat in Neustrelitz
W. Unger: Ölporträt um 1830, Schloß Neustrelitz (© 9)*

Der Briefwechsel, der erhalten ist, besteht vor allem aus Briefen an Wilhelm Unger III; sie sind höchst wertvoll für die Lebens- und künstlerische Geschichte des Malers und für die Kenntnis mancher seiner Werke (II, 16—30), in ganz besonderem Maße der Brief der Dorothea Unger (II, 16), den sie an ihrem Hochzeitstage niedergeschrieben hat und der daher voller Erinnerungen steckt. Eingeflochten sind aber auch einige Briefe aus der Familie des Pastors Budler, des Schwagers des Malers, da hier, wie durch Anna Budler über Werke des Künstlers berichtet wird. Dazu kommen auch Briefe der Tochter des Pastors Marie Budler und ihres Verlobten und Mannes Hans Schinn, die von großer Herzlichkeit und

harmonischer Stimmung beseelt sind und die interessant über damalige Zustände Bericht erstatten (II, 28, II, 12—15). Zum Beschluß habe ich noch zwei Briefe angefügt aus dem Jahre 1930 (II, 37—38), die ich von weitläufigen Verwandten in Zeilbach erhielt. Hierin wird über ein weiteres Ölbild des Meisters (Ö 4) Mitteilung gemacht und die Forschungen können dann hieran weiter anknüpfen.

Als Pate des jüngsten Bruders (I, 2, Nr. 7) des Malers lebte hier 1783 der Bruder seines Vaters, Johann Conrad Unger, und der Auswanderer nach Amerika (II, 37) mag dessen Nachkomme sein.

20. Die künstlerische Bedeutung des Malers

Aus den von mir bisher festgestellten 200 Werken des Malers läßt sich für seine Bedeutung in der Kunst schon ein gewisses Urteil gewinnen. Zunächst hat er — wenn ich auch die noch unsicheren Arbeiten mit heranziehe — als Kupferstecher 25, als Lithograph 3, als Miniaturmaler 28, als Ölbildmaler 37, als Porzellanmaler 2, als Silhouettör 79 und als Zeichner 38 Werke hinterlassen. Der Meister beherrschte also mindestens 7 Maltechniken.

Seine bedeutendste Leistung liegt auf dem Gebiete der Porträtmalerei. Hier erreichte er eine außerordentliche Treue in der Charakterisierung und im Charme der Dargestellten, die wie lebendig vor Augen gestellt sind. Daher ist der Künstler auch bereits als einer der tüchtigsten Bildnismaler Deutschlands gewertet worden und anerkannt.

Wie ich in Kapitel 8 gezeigt habe, steht seine Porträtkunst bedeutend über der von Rudolf Suhrlandt; man vergleiche M 2 mit E 2 und L 2 mit E 1. Seine Kunst ist aber auch viel gehaltvoller in Bezug auf die Wiedergabe des Charakters als die seines Onkels Wilhelm Tischbein, noch realistischer und naturgetreuer. Sein Lehrer Isabey, der berühmte Miniaturmaler seiner Zeit, war gewiß mit maßgebend für seine Vervollkommnung in dieser Porträtkunst.

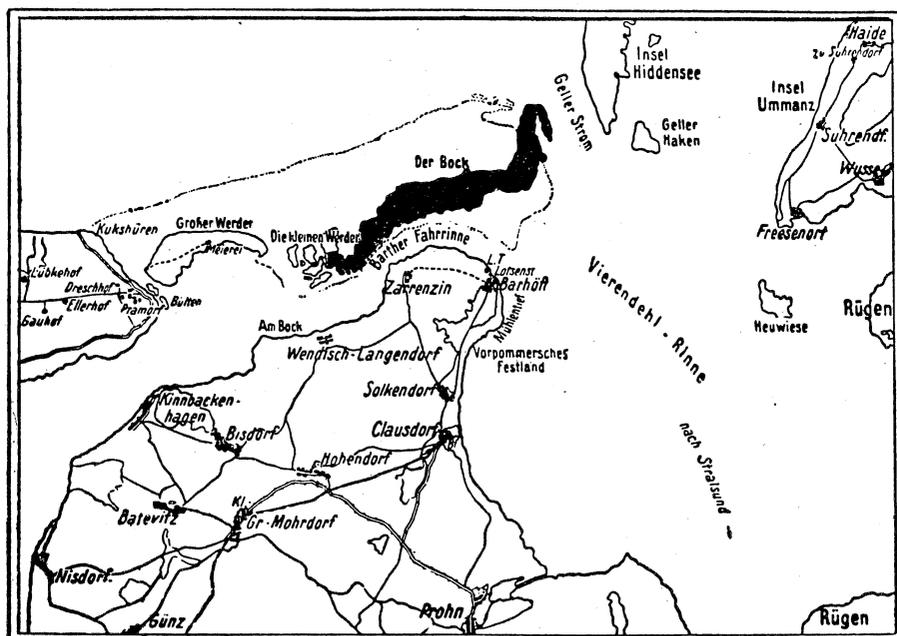
Ebenso hat unser Maler aber auch in der Wiedergabe von Landschaften die gleiche Feinheit und Wahrhaftigkeit an den Tag gelegt und hierbei auch in der Wahl der Kompositionen sein künstlerisches Talent bewiesen. Hierbei ist auch wertvoll und für die Stimmung maßgebend, daß er durch Menschen und Tiere die Landschaft zu beleben weiß und ihr dadurch Maßstab und Inhalt gegeben hat.

Der Künstler hat vorzugsweise nach der Natur porträtiert und Landschaften gemalt. An Bildern von eigener Erfindung und Komposition sind bisher nur religiöse Gemälde in Öl (Ö 12, 16, Kapitel 16) bekannt geworden. Auch diese bezeugen, daß der Künstler hierbei dramatische Szenen wie beim Sankt Georg (Ö 16) und eine ruhige stimmungsvolle Szene wie bei dem Christusbild in Wulkenzin bei Neubrandenburg (Ö 12) beherrscht. Ich glaube aber, daß noch mehr derartige Bilder auftauchen werden, so daß man auch in dieser Hinsicht einen tieferen Einblick in die künstlerischen Fähigkeiten des Malers gewinnen wird.

Der „Bock“, eine neue Ostseeinsel

Von Ernst Urbahn, Zehdenick/Havel

Um 1930 konnte man bei einem Ferientaufenthalt an der Ostseeküste von Prerow aus Tagesfahrten nach Hiddensee unternehmen; nicht über das Meer, sondern „hintenrum“ durch den engen, gewundenen Prerowstrom und über die breiten Bodden ging die Fahrt. Frühmorgens bestieg man im Prerower Binnenhafen einen kleinen Dampfer, und dann tuckerte man gemächlich immer nach Osten. Von rechts her grüßten die Türme von Barth über die weite Boddenfläche, voraus kamen nach und nach in der Ferne die Umrisse von Hiddensee und Rügen in Sicht, links aber lag hinter dem langgestreckten Zingst die Ostsee. Niedriger und niedriger wurde die Halbinsel, bis sie schließlich unter dem Wasser verschwand; ein paar kleine Inseln noch, der Große und die Kleinen Werder, hier und da ein paar Binsen und Grashalme ragten heraus, dann dehnte sich dort zur Linken das freie Meer. So dachten wir wenigstens, als wir 1931 vorüberfahren, aber wir waren recht überrascht, als da mitten in der Ostsee ein paar Fischreier standen und die Bugwelle unseres Dampfers ganz flach aufbrandete. Richtig, auf der Karte war hier auch eine riesige Sandbank verzeichnet, die vom Zingst bis fast nach Hiddensee reicht und seit alter Zeit der „Bock“ heißt. (Siehe Karte).



Die Sandmassen, aus denen der Bock besteht, stammen vom Fischland (Ahrenshoop) und dem Westrand des Darß. Dort spült und nagt das Meer unaufhörlich an dem zurückweichenden Gestade. Die Strömung und die

Strandversetzung transportieren den Sand nordostwärts an der Küste entlang zum Darßer Ort. Dort haben sie im letzten Jahrhundert die kleine „Bernsteininsel“ gebildet. Die Hauptmassen aber gelangen am Strand von Prerow und Zingst vorüber bis zum Bock, wo vielleicht eine alte diluviale Scholle den ersten Anlaß zur Ablagerung gegeben hat und die Nord-Südströmung an der Westküste von Hiddensee Halt gebietet.

Aber der Sand liegt hier nicht fest. Bei Stürmen und Sturmfluten wird er wieder aufgewühlt, emporgewirbelt und gerät dann in die künstlich tiefgehaltenen Fahrrinnen nach Stralsund, die immer wieder ausgebaggert werden müssen. Das macht natürlich Mühe und Kosten, und so kam man vor 100 Jahren auf den Gedanken, auf dem Bock Flechtzäune zu befestigen, um so die Sandbank festzulegen und dadurch die Fahrrinnen zu schützen. Aber man hatte Pech, gerade die 60er Jahre brachten eine ganze Kette von Sturmfluten, die oft in einer Nacht zerstörten, was man den ganzen Sommer hindurch mühsam geschaffen hatte.

So gab man die Sache auf. Aber immer wieder versandeten die Fahrstraßen, mußten ausgebaggert werden und — ja wohin mit dem Baggergut?! Da entschloß man sich um die Jahrhundertwende zu einer großzügigen Aktion. Mit Hilfe von Spülbaggern und langen Rohrleitungen wollte man das Baggermaterial direkt auf den Bock pumpen, ihn dadurch schnell über Mittelwasser anwachsen lassen und dann durch Anpflanzen von Gräsern und Simsen befestigen. Dieser Plan erforderte natürlich umfangreiche Vorbereitungen und Einrichtungen, der erste Weltkrieg brach aus, aber um 1925 kam man doch allmählich damit in Gang, und so ist denn dort auf der alten Sandbank Bock in den letzten Jahrzehnten trotz Krieg und Nachkriegszeit eine ganz ansehnliche Insel emporgewachsen, die seit 1937 aufgeforstet wird, die Insel Bock. — Sie hat jetzt eine Länge von 6,5 km bei wechselnder Breite von 0,5 bis 1 km und einer größten Höhe von 3 m über Mittelwasser. Etwa 350 ha festes Land sind so entstanden, wovon gegen 250 ha aufgeforstet sind. Nach Norden zu aber dehnt sich noch eine gewaltige Wattfläche, die bei Niedrigwasser ebenfalls größtenteils trockenliegt. Erst in 2 km Entfernung sieht man draußen die freie See branden.

Von vornherein war es in jeder Beziehung wichtig und reizvoll zu beobachten, wie dieses Neuland sich mit einer natürlichen Vegetation bedecken und welche Tierwelt sich dort einstellen würde. Die Insel ist Naturschutzgebiet und Sperrgebiet der Grenzpolizei. Sie ist natürlich unbewohnt. Nur der Dünenmeister kommt wöchentlich mehrmals von Barhöft mit einigen Hilfskräften hinüber, um die Strandbefestigungen zu sichern. Die botanisch-geologische Erforschung und die Vermessung wird vornehmlich von der Universität Greifswald durchgeführt, die forstwirtschaftliche Betreuung aber hat 1955 das Institut für Forstwissenschaften, Eberswalde, Abt. Waldschutz, unter Leitung von Professor Dr. Kruehl übernommen. Er war es, der uns damals die Anregungen gab, die Schmetterlingswelt zu erkunden, die sich inzwischen auf der Insel angesiedelt habe, und so sind wir denn seitdem mit Unterstützung durch das Forstinstitut in jedem Sommer eine Reihe von Tagen auf dem Bock gewesen und haben dort Tag- und Nachtfang auf Schmetterlinge betrieben und eine Art Robinsonleben geführt.

So eine Fahrt zum Bock hat ihre Reize, aber es ist nicht immer leicht hinzugelangen. Von Stralsund aus kann man zwar vom Lotsenboot nach Barhöft mitgenommen werden, aber der Lotse fährt natürlich nur nach Be-

darf und hat keinen bestimmten Fahrplan. Aber auch die Fahrt im Wagen nach Barhöft kann ihre Schwierigkeiten haben. Bei Regenwetter nämlich ist die Straße vom letzten Dorf an für Autos nicht passierbar. Da heißt es dann aussteigen, das leichtere Gepäck auf die Schulter nehmen und die letzten 4 bis 5 km zu Fuß zurücklegen, und die großen Gepäckstücke von Barhöft aus irgendwie nachbefördern lassen. Man braucht ja eine halbe Expeditionsausrüstung! Nicht nur sehr verschiedenartige Kleidung und Fangeinrichtungen, auch alles Essen und Trinken muß mitgeführt werden, denn auf dem Bock gibt es nichts, auch kein Trinkwasser oder elektrischen Strom. Selbst Barhöft ist nur eine Lotsen- und Polizeistation, kein Dorf, so daß es dort bis vor kurzem kaum etwas einzukaufen gab. Aber nachgerade sind wir dort nun schon bekannt. Die freundliche Frau des Dünenmeisters versorgt uns mit Kartoffeln und Trinkwasser, und die Lotsen und die Grenzpolizei sind bereit, uns zur Insel hinüberzuschaffen, wenn eben gerade ein Boot ausfährt oder verfügbar ist. Sonst muß man im Hafen warten und bei Sonne, Wind oder Regen das Gepäck bewachen. Man braucht auch besondere Erlaubnisscheine zum Betreten der Insel und bekommt von der Polizei einige Raketen mit, um im Falle der Not Signale zum Festland geben zu können.

Wenn alles glücklich beisammen ist, kann man in einer Viertelstunde drüben auf der grünen, bewaldeten Insel sein. An der Südostecke legt das Boot an einer Landungsbrücke an, wo noch vor wenigen Jahren der Spülbagger lag, der das Baggergut durch weite Eisenrohre 600 bis 800 m weit auf den Bock pumpte, über hohe Pfahlgerüste hinweg. Für die Arbeiter und ihre Geräte ist unweit der Landungsbrücke eine Baracke errichtet, von der zwei kleine Räume als Biologische Außenstelle zur Unterbringung von zwei Beobachtern abgetrennt sind; der erste dient als „Laboratorium“, der zweite als Wohn-, Schlaf- und Kochraum. Kleines Holz zum Heizen bietet der Wald, Brackwasser zum Waschen die Fahrerinne, Kerzenbeleuchtung muß ausreichen.

Schön ist es, wenn am andern Morgen die Sonne zur Besichtigung der Insel lockt. Von der Baracke führt eine Schneise $1\frac{1}{2}$ km weit zur Nordspitze der Insel. Dort muß am stärksten für die Sicherung des neugewonnenen Landes gesorgt werden, und so hat man da Bühnen angelegt. Ein schmaler Schienenstrang führt von der Landungsbrücke zur Nordecke durch Kiefern-schonungen und andere Anpflanzungen, und darauf werden mit Hilfe kleiner Loren die Lasten transportiert, die zum Bühnenbau nötig sind. Man kann sich auch selbst mit diesem „Urwaldexpress“ befördern, indem man die Loren mit langen Stangen weiterstakt. Aber das will gelernt sein! — In westlicher Richtung erstreckt sich eine entsprechende Schneise — aber ohne Schienenstrang — 5 km weit bis in das Gebiet der Werderinseln, die nur durch schmale Rinnen vom Bock getrennt sind. Auch sie führt zuerst durch Kiefern-schonungen, in den Niederungen durch Erlen, Birken, Weiden; stellenweise sind auch Versuche mit Eichen, Buchen, Linden, Rüstern, Pappeln, besonders Silberpappeln gemacht, auch Lärchen und Fichten und andere Hölzer sind angepflanzt. Das Ganze aber wird von Vogelschutzgehölzen umgeben, die aus beerentragenden Sträuchern und Bäumen bestehen: Holunder, Wacholder, Ebereschen, Weißdorn, Brombeeren, Heiderosen. Die höchstgelegenen freien Stellen der Insel haben sich mit undurchdringlichen Sanddorn Dickichten bedeckt, hier und da gibt es Ginsterbüsche, im übrigen aber ist

das aufgespülte Land mit Strand- und anderen harten Gräsern bedeckt, besonders das Reitgras macht sich dort breit.

Nach Norden fallen diese ehemaligen Spülflächen sanft zum Meeresspiegel ab und sind hier fast vegetationslos, nur hier und da findet sich ein Trupp echter Salzpflanzen, z. B. der bekannte Queller, der an der Nordseeküste bei der Landgewinnung eine große Rolle spielt. Und dann liegt das weite Watt vor uns, bei Niedrigwasser fast trocken, ein riesiges, mit dünner Schlicklage bedecktes Sandfeld, das einst den Bock nach Westen hin über die Werderinseln mit dem Zingst zu einer langen Halbinsel vereinigen wird und nach Osten nur durch eine Fahrrinne von dem südlichen Ausläufer von Hiddensee, dem Gellen, getrennt bleibt.

Lange Haken und Nehrungen erstrecken sich im Osten der Insel. Hier ist ebenfalls noch alles im Werden und ständigen Wechsel. Bald liegt das werdende Land unter Wasser, bald kann man trockenen Fußes bis zur Landungsbrücke wandern. Salz- und brackwasserliebende (oder doch -vertragende) Simsen, Binsen, Gräser, Melden bilden am Ufer einen dichten Gürtel, der sich auch über den ganzen Südrand ausdehnt. Reiner Strandsand findet sich nur bei den Buhnen im Norden, wo denn auch zwischen Sanddorn und Dünengras die Badestelle beliebt ist.

Alles, was bisher auf dem Bock an höher entwickelten Pflanzen (Kormophyten) sich angesiedelt hat, ist von Frau Prof. Voderberg, später in Gemeinschaft mit Dr. Fröde, Greifswald, genau registriert und in zwei Arbeiten niedergelegt worden. Im Vergleich zu den Nachbargebieten Darß und Hiddensee ist die Flora noch recht artenarm, erst gegen 300 Arten von Kormophyten finden sich heute auf dem Bock (einschließlich der angepflanzten Gehölze), während auf dem Darß 440, auf Hiddensee sogar 658 Arten vorkommen. Das ist auch begreiflich, denn die relativ kleine, neue Insel bietet lediglich Sand und Schlick als Boden und kann nur von anspruchslosen, gegen Salzwasser unempfindlichen Pflanzen bewohnt werden. Hiddensee mit seinem alten Inselkern ist in seiner Bodenzusammensetzung viel mannigfaltiger, abwechslungsreicher. Dort zählt man 55 Pflanzengesellschaften, auf dem Bock nur 14. Es fehlt der Hochwald mit seinem Unterholz und der Bodenvegetation, es fehlen Wiesen, Heiden, Moore, es gibt weder Gärten noch Äcker mit ihren Kulturpflanzen, es gibt nicht einmal ausgedehnte Unkrautgesellschaften. Pflanzenfamilien wie die Hahnenfüße, Lippen- und Rachenblütler, Doldengewächse und andere, die anderswo wegen ihrer großen Artenzahl auffallen, sind auf dem Bock erst mit wenigen Vertretern vorhanden. Was da vorherrscht, sind die grasartigen Gewächse, deren Anteil gegenüber dem Festland weit überwiegt.

Der Laie wird meist die Tierwelt interessanter finden als die Pflanzen. Nun ist es ja klar, daß der Bock von allen fliegenden (und schwimmenden) Tieren leicht erreicht werden kann. Eine andere Frage ist es, ob diese Tiere auf dem Bock heimisch werden und zusage Lebensverhältnisse vorfinden. Die Vogelwelt ist in dieser Beziehung — im Gegensatz zu Hiddensee — noch nicht näher untersucht. Leicht zu beobachten sind auf den Gewässern beim Bock Massen von Schwänen und anderen Schwimm-, Watt- und verwandten Vogelarten, darunter auch Brandgänse und Kormorane. Neben anderen Greifvögeln sieht man gelegentlich einen riesigen Seeadler am Himmel schweben, aber Einzelheiten über nistende Kleinvögel sind noch nicht bekannt.

Dagegen sind die Säugetiere kürzlich in einer Arbeit aus dem Institut für Waldschutz, Eberswalde, erfaßt worden. Reichlich gibt es Wildschweine, ferner einzelne Rehe, zuweilen ein Stück Rotwild, Füchse, Dachse, Hasen, Baumarder, Mauswiesel, Maulwürfe, Spitzmäuse, Wanderratten und sieben Mäusearten. Die größeren dieser Tiere gelangen schwimmend oder — bei niedrigem Wasserstand — wadend auf die Insel; in kalten Wintern auch über das Eis. Die Kleintierwelt wird mit Faschinen, die man auf dem Festland anfertigt, auf den Bock verschleppt, z. B. auch Frösche und Kröten.

Wichtiger als die Wirbeltiere sind in wirtschaftlicher und wissenschaftlicher Hinsicht oft die Wirbellosen, zumal die Insekten in ihrer ungeheuren Mannigfaltigkeit. Was am Boden herumkriecht, kann in sog. Barberfallen gefangen werden. Das sind zylindrische, bis zum oberen Rand im Boden vergrabene und mit Äthylenglykol gefüllte Gläser, die gegen Regen geschützt aufgestellt werden. Ihr Inhalt muß zur exakten Bestimmung von Spezialisten untersucht werden.

Die Schmetterlinge der Insel zu erkunden ist uns zugefallen. Um ihrer habhaft zu werden, gibt es sehr verschiedene Sammelmethoden. Leider ist die dankbarste Beobachtungsweise, die mit Hilfe moderner Mischlichtlampen am schnellsten einen Überblick bietet, auf dem Bock nicht anwendbar; weil dort der elektrische Strom fehlt. Man muß also mit älteren, primitiveren und deshalb weniger ergiebigen Mitteln arbeiten. Wir verwenden Karbidlicht, Köder und viele sonstige Hilfsmittel. Es ist ja immer wieder zu bedenken, daß es unter den Schmetterlingen viel weniger Tages- als Nachtflieger gibt; etwa 100 echten Tagfalterarten in Norddeutschland stehen gegen 900 Nachtfalter gegenüber, wobei die große Zahl der kleinsten Motten, Wickler usw. unberücksichtigt ist. Von all diesen norddeutschen Arten haben wir auf dem Bock bisher nur annähernd 200 festgestellt, während aus den Nachbargebieten Darß und Hiddensee-Rügen mehr als 600 bekannt sind. — Diese Artenarmut auf dem Bock ist begreiflich, sie hängt unmittelbar mit der Einseitigkeit der Pflanzenwelt zusammen, da ja viele Raupen auf eine ganz bestimmte oder nur wenige Pflanzenarten angewiesen sind, von denen sie sich ernähren. Das zeigt sich deutlich darin, daß auf der Insel genau entsprechend dem Reichtum an Gräsern diejenigen Schmetterlinge am besten vertreten sind, deren Raupen an Gräsern oder Graswurzeln leben.

Freilich sind noch längst nicht alle Arten auf dem Bock von uns erfaßt. Dazu müßte es möglich sein, vom ersten Frühjahr an bis in den Herbst hinein dort dauernd mit allen Mitteln zu arbeiten. Sollte es uns gelingen, mit Hilfe eines stromerzeugenden Aggregates oder unter Verwendung neuartiger Lampen, die nur schwachen Strom brauchen und doch geeignetes Licht ausstrahlen, dort Lichtfang zu betreiben, so wird sich die Liste der bisher aufgefundenen Falterarten schnell vergrößern und vervollständigen lassen.

In wirtschaftlicher Hinsicht ist von Wichtigkeit, daß sich auf dem Bock bis jetzt die vom Forst gefürchteten Schädlinge noch wenig gezeigt haben. Fast nur der Frostspanner ist in den letzten Jahren dort in Massenvermehrung aufgetreten. Er aber, der auf dem Festland in erster Linie den Obstbau schädigt, hat sich hier den Sanddorn als neue Futterpflanze erwählt, der ohnedies auf dem Bock wegen seiner zu starken Ausbreitung kurzgehalten werden muß.

Floristisch-faunistisch ist interessant, daß einzelne Pflanzen- und Falterarten, die man in den Nachbargebieten nur als Seltenheiten kennt, auf der Insel offenbar besonders zusagende Lebensverhältnisse angetroffen haben,

so daß sie hier, wo der Konkurrenzkampf für sie noch weniger hart ist, verbreitet und in überraschender Menge vorkommen. Sie sind in wenigen Jahren zu Charakterpflanzen und -tieren der Insel geworden. Das gilt z. B. von dem Farn *Ophioglossum vulgatum* L., Natternzunge, und von einer größeren schwarzgrauen „Eule“, *Apamea oblonga* Haw., die als Raupe sehr versteckt an Graswurzeln lebt und zwar am häufigsten noch auf frisch aufgespülten Sandflächen in Brackwassernähe. Gerade diese Verhältnisse aber bietet ihr der Bock in reicher Fülle.

Alle diese Dinge sind auf der neuen Insel noch nicht stabil geworden. Sie unterliegen einem ständigen Wechsel, einem Kommen und Gehen, dessen Festlegung den stärksten Anreiz zu Beobachtungen bietet.

L i t e r a t u r .

- Kulicke, H. (1960): Über die Säugetiere der Ostsee-Insel „Der Bock“. Zeitschr. f. Säugetierkunde Bd. 25 (1960) S. 142-149.
- Feinhard, H. (1953): Der Bock. Entwicklung einer Sandbank zur neuen Ostsee-Insel. Petermanns Geogr. Mitt. Erg. H. 251.
- Urbahn, E. (1959): Die Falterwelt der neuen Insel Bock in faunistisch-ökologischer Beziehung. Dt. Ent. Z. Neue Folge Bd. 6, H. 1-3 (1959) S. 86-95
- Voderberg, K. (1955): Die Vegetation der neugeschaffenen Insel Bock. Feddes Repert. Akademie-Verlag, Berlin, Beiheft 135, S. 232-260
- Voderberg, K. u. Fröde, F. (1959): Die Vegetationsentwicklung auf der Insel Bock. Feddes Repert. Akademie-Verlag, Berlin, Beiheft 138, S. 214-230

Aus Ernst Wichert: Der Dichter und die Jugend

Vielleicht, meine Freunde, ist ... nun klar geworden, was der Dichter mit der Jugend zu tun habe: daß er der schweigende Strom ist, der ihre Sterne spiegelt. Das heißt, daß er in einer lauten Welt der letzte und stille Bewahrer der ewigen ist ...

Und deshalb ist es, daß die Dichter die Brüder der Jugend sind. Sie erinnern euch an die Zeiten, in denen ihr wart wie sie. Vielleicht seid ihr klüger geworden als sie und spart schon mit dem Öl eurer Lampe. Sie aber haben sich verschwendet und verbrannt, weil sie nicht sich leuchten wollten sondern all denen, die im Dunklen sind. Sie haben getan, was ihr alle tun wollt oder tun solltet. Sie sind die Bewahrer des Unvergänglichen und die stillen Mahner in einer lauten Welt. In allem Wandel der Zeiten und Meinungen ruht in ihrer Hand das Unwandelbare. In allem Verirrten und Angstvollen der Welt lösen und binden sie die Fäden der großen Ordnung, machen das Trübe klar, das Verirrte einfach, das Schmerzliche heilig. Unter ihren Händen hört der Mensch auf, ein Spielball dunkler Gewalten zu sein. Das Unrecht der Erde wird vergänglich, der Tod verliert seinen Stachel, das Schicksal nimmt uns ruhig bei der Hand. Schön ist es, Schlachten zu gewinnen und Reiche zu gründen, aber nicht leichter wird vor dem letzten Urteil der Gewogen werden, dessen Hand die Verse geschrieben hat: „Der Mond ist aufgegangen, die güldnen Sternlein prangen am Himmel hell und klar ...“.

Macht und Menschentum

von Hermann Brunswig

„Gerecht zu bauen meinten sie, aber Gott verleugnend haben sie damit geendet, die Erde mit Blut zu überströmen.“ (Dostojewski).

Jakob Buckhardt bezeichnet in seinen „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“ Zeiten, die ihren allgemeinen Zusammenhang mit dem sie tragenden Ursprung verloren haben, als die „Großen Krisen“ der Weltgeschichte, in denen sich allmählich die reine Macht durchsetzt und nach Art alles Irdischen mißbraucht wird, während alle andern Kulturkräfte eingeschränkt oder völlig zurückgedrängt werden.

In ruhigen Zeiten ist innerhalb einer Gesellschaft die Machtfrage durch ein Gleichgewicht der Kräfte geregelt, das nach den Grundsätzen einer Verfassung durch die Trennung der Gewalten und durch einen allgemeinen Rechtszustand ausgewogen ist. Geht in Krisenzeiten dies Gleichgewicht verloren, so bricht zwischen den einzelnen Gesellschaftsgruppen unter der Oberfläche der legalen Ordnung der Kampf um die Macht aus, der die alte Ordnung auflöst und verzehrt.

Der Staat gerät außer Verfassung.

*

In unserer Zeit war es in Europa der nationalsozialistische Staat, der sich jenseits von Moral und Sittlichkeit über alle menschlichen Bindungen und Gebote hinwegsetzte und zum blinden todbringenden Machtgötzen wurde. An Stelle der Gesellschaft trat die kommandierte Masse, der Mechanismus, die Maschinerie, die zwar noch in alter Weise in Wirklichkeit aber nur noch als Verwaltungsapparat arbeitete, d. h. ohne Verantwortung zu übernehmen, Anordnungen von oben her weitergab oder reiner Leerlauf war. Das Buch des Fliegerobersten Baumbach „Zu Spät“ schildert in sachlich ruhiger Weise diese Entwicklung, in der Kritik nicht mehr möglich war, sondern nur das nutzlose persönliche Opfer bedeutete (Udet).

In dieser seelenlosen Staatshülle zeigte sich dann auch das erschütterndste Merkmal einer jeden solchen usurpierten Machtherrlichkeit: Die neurotische Verführbarkeit in das Absurde, sobald es nur einen einigermaßen ersprießlich erscheinenden äußeren Zustand zu gewährleisten schien; sicher zu leben ohne Bewußtsein für die Zukunft; Daseinsbefriedigung in den einfachsten Bedürfnissen der Nahrung, des Geltungsdranges, des Erraffens von Reichtum auf jeglichem Wege.

Nichts hat die außerdeutsche Welt mehr erstaunt und erschreckt als die Unterwerfung so vieler hervorragender geistiger Führer, Gelehrter, Dichter und Künstler, leitender Industrieller, der Jurisprudenz und des hohen Offizierskorps unter die Machtordnung einer so abtrusen Lehre, wie der Nationalsozialismus sie verzapfte. Aber diese Unterwerfung war schon der Ausdruck einer über den totalen Nihilismus zur Sophistik gelangten geistigen Haltung, die bereits so unreal, wesenslos, standpunktlos und so beweglich geworden war, daß sie „jedem Herrn“ dienen konnte und im Stande war, sich auch die rechtfertigenden Gründe dafür zu beschaffen. Sie tat dies „mit der Pathetik einer vorgetäuschten Überzeugtheit“ (Jaspers), in der alles vertretbar wurde, weil im Grunde nichts mehr zu vertreten war. In der totalen

Relativität aller Werte konnte auch das Widersinnigste, sofern es nur als reale Macht auftrat, als das Vernünftige gedeutet werden: Eine nihilistische Staatsauffassung, die feststellte, daß die Macht das Wirkliche und das Wirkliche eben das Vernünftige sei. Damit war die Identität von Vernunft, Macht und Wirklichkeit hergestellt und nicht mehr moralische Maßstäbe wurden an die öffentliche Ordnung angelegt, sondern allein die in dieser Ordnung verkörperte Macht war das Entscheidende, weil tatsächlich wirkende.

*

Aus dieser Staatsauffassung heraus kam der Nationalsozialismus zu der esoterischen Lehre vom heroischen Menschen und fand die Moral vom Standpunkt des Machtgedankens aus aufs höchste bedenklich. Bewußt trennte er die Menschen in zwei verschiedene Typen, den Herrenmenschen und den Untermenschen (allerdings ohne zu ahnen, daß das Bekanntwerden seiner entsetzlichen Taten ihn in die letzteren einreihen würde) und ordnete die Menschen in biologisch-zoologische Kategorien. Er erreichte damit den absoluten Nullpunkt unserer abendländischen Kultur, nicht bloß im theoretischen Raum, sondern auch gerade in seinen praktischen Regelungen, den Nürnberger Gesetzen, den systematischen Massenausrottungen, den Vergasungen, den Konzentrationslagern und jeglichem andern Terror, der unter bewußter Verwendung krimineller Elemente das gesamte deutsche Leben allmählich in eine Unterwelt verwandelte.

So geriet der Nationalsozialismus in die große Auseinandersetzung, die nicht mehr die äußere Ordnung einer besseren Gesellschafts-, Wirtschafts- oder Staatsform betraf, sondern das Sein und Wesen des Menschen selbst. Menschentum war im Nationalsozialismus überhaupt nicht mehr möglich, in seiner letzten Form war er nur noch Zwang, Terror, Unterdrückung, Erniedrigung, und Verknechtung. Er war die innere Selbsterstörung der Nation, die mit der äußeren Hand in Hand ging. Das Bild des Menschen sank in die Tiefe, die Welt des Nationalsozialismus ging unter in einem unmenschlichen, entmenschten Kollektiv.

Wie vor Jahrtausenden wurden die ihm verhafteten Menschen wieder die Beute dunkler Gewalten. Und sie haben diese Besessenheit noch gepriesen und waren stolz darauf, die Bürde des Menschentums abgeworfen zu haben.

*

Diese Entwicklung ist aber nicht nur eine innere deutsche. Wer das jüngste Geschehen betrachtet, wird leicht erkennen, daß im Jahre 1945 mit dem nationalsozialistischen mehr scheiterte als ein einzelner Staat.

Der Machtstaat, der sich hier überschlug und sich als gigantisches Verbrechen, begangen am Menschen, begangen an der eigenen Nation, begangen an der gesamten Menschheit, entlarvte, war die totale Entartung des Staates überhaupt, den wir von Plato bis Kant in einer ganzen Stufenleiter praktischer Formen und theoretischer Vorbilder kennen, ehe er sich in dieser totalen Zertrümmerung allen Menschentums im Nationalsozialismus präsentierte.

Der moralische Boden, auf dem wir stehen, ist überall schwankend geworden, seit der Einzelne aufgehört hat, sich selbst als den Ausgang einer sittlichen Welt zu fühlen. Der Mensch des 20. Jahrhunderts ist sich selber fragwürdig geworden, sein Daseins- und Weltbewußtsein, seine Lebendigkeit und gedankliche Grundlage, der gesamte Vernunftzusammenhang der großen abendländischen Überlieferung aus antiker und christlicher Zeit ist weithin zersetzt und zerstört.

Die religiös-theologischen, die philosophisch-metaphysischen Fundamente sind zusammengebrochen, und so steht der heutige Mensch vor den Trümmern seines alten geistigen Hauses, heimatlos, wurzellos, hinausgeschleudert in das Chaos. Sein Eigenwert ist aufgegangen in der ihn repräsentierenden Macht, alle seine Ideale, alle natürlichsten Gefühle seiner innersten Brust sind dem persönlichen Bewußtsein entzogen und in ein dumpfes, unbewußtes, triebmäßiges Kollektiv verlagert worden, wo sie eben den Zwecken dieser Macht dienstbar gemacht werden.

Der Mensch als Rohstoff für die Größe und Macht des Staates — diese Auffassung hat die mechanisierte Menschheit in die Unmenschlichkeit geführt trotz des Zeitalters der Vernunft, trotz aller Erklärung der Menschenrechte, trotz aller Entwicklung des menschlichen Könnens und Wissens.

Denn der Begriff der Macht deckt in allen Ländern die gleiche Wirklichkeit und ist überall voll der gleichen drohenden Bedeutung.

*

Der zweite Weltkrieg erhielt kurz vor dem Ende seinen Stempel aufgedrückt durch die Anwendung des Mittels zur totalen Vernichtung des menschlichen Geschlechtes. Der Abwurf der Atombombe war der grausige Höhepunkt des Krieges. Eine Waffe von solch zerstörender Gewalt legt in einer Zeit, die nur noch die Macht als die Grundlage aller Wirklichkeit anerkennt, der gesamten Menschheit die bange Frage nahe: Kann der Mißbrauch solcher Waffe überhaupt noch vermieden werden? In einer Zeit des tiefen Verfalls aller sittlichen Normen wäre es eine Illusion, anzunehmen, daß diese Waffe allein wegen ihrer ungeheuerlichen Zerstörungswirkung zwangsläufig zum Weltfrieden führen müsse.

Denn nicht der Mensch beherrscht mehr die Mittel, sondern die Mittel beherrschen ihn, seit er begonnen hat, die Kontrolle über sich selbst zu verlieren.

Mit dieser Waffe scheint der Kampf um die universale Macht unvermeidlich, denn die Macht hat noch immer nach dem Äußersten ihres Geltungsbereiches gestrebt. So verschärft diese Waffe der totalen Vernichtung alle Fragen des allgemeinen Menschentums bis zur Unerträglichkeit und hat die Sieger des zweiten Weltkrieges in die furchtbare Gefahr verstrickt, die letzten Hemmungen vor der Anwendung der Gewalt abzuwerfen und sich die Ideologien des Besiegten anzueignen. Das „Frankenstein-Monstrum“ einer universalen Machtentscheidung durch die Gewalt versperrt die enge Pforte zur Verständigung über die tragischen Verflechtungen, in die sich die Sieger verloren haben. Sich aus ihnen zu lösen, ist die erste Voraussetzung eines dauernden Friedens, es ist nicht die bessere Kriegsmaschine, nicht die Bombe H, nicht die Macht, die ihn schaffen und gewährleisten kann.

Sondern es ist allein die Überwindung der „Großen Krise“ in jedem Einzelnen, die aus dem Delirium dieser Zeit in den „Großen Frieden“ führen kann.

Keine Erfindung hat je den „Menschen“ verändert oder sittlich vorwärts gebracht. Auch diese Erfindung wird seine Natur nicht umprägen, sondern es ihm nur noch schwerer machen, seiner technischen Möglichkeiten Herr zu bleiben, ohne sie zu seiner Selbsterstörung zu mißbrauchen in einer Zeit, wo ihm auch die letzten Sicherungen seiner moralischen Rüstung zu entgleiten drohen. Auch diese totale Waffe wird die strittigen Probleme der „Großen

Krise“ nicht zu lösen vermögen, um die sich letzten Endes alles dreht: Die Gestaltung einer universalen menschlichen Ordnung des Rechtes und der Bestimmung des Menschen in ihr.

Eine neue Welt, die nicht damit begänne, die Verheißungen der alten zu erfüllen und alle geschriebenen und feierlich verkündeten Forderungen der Menschheit zur Handhabe ihres täglichen Umgangs unter den Menschen zu machen, — eine solche Welt hätte wahrlich keine Daseinsberechtigung — und wahrscheinlich auch keine Daseinsmöglichkeit mehr. Die Menschheit muß wieder eintauchen in die tiefsten Quellen ihrer abendländischen Sittlichkeit und ihr die Kräfte wieder zuführen, aus denen allein sie zu einem erneuerten Lebensgesetz gelangen kann.

Sie wird die alten Gesetzestafeln nicht zu zerbrechen brauchen, sondern nur zu erfüllen. Auf den Tafeln dieser Gesetze wird aber die Macht ihrer unheimlichen Bedeutung entkleidet sein, wenn jeder einzelne ihr die Grenzen setzt und dem Glauben wieder Raum schafft an die alte unteilbare Wahrheit von dem Sinn des Lebens und an die Bestimmung des Menschen zur Freiheit, — des freien Menschen, der das Leben des Nächsten wie des Fernsten achtet.

Denn das Recht, das mit uns geboren, das allem Rechte des Staates und der Gesellschaft zugrunde liegt, muß wieder zu einer Wirklichkeit werden. Nicht Macht und Gewalt sind die Kräfte dieser Wirklichkeit, sondern die Erkenntnis von dem gesetzmäßigen Zusammenhange einer sittlichen universalen Welt. Nicht die Materie, die sinnlos in „Brownschen Bewegungen“ durcheinander wirbelt, ist das Wesen des Daseins, sondern der Geist: Der Glaube, daß die Welt sich aufbaut in einem Rahmen der sittlichen Ordnung und nach höheren Zwecken lebt als Macht und Gewalt.

*

Den Schlüssel zu all diesem tragischen Geschehen hält der einzelne „sittliche“ Mensch. Mitten im Drange des Deliriums, auf sich selbst zurückgeworfen, erlebt er jene Erschütterung vom Mythischen her, die Plato als die Bedingung für alle Erneuerung erkannte.

Es sind mehr als die Wandlungen der politischen und gesellschaftlichen Ordnungen, was wir in der „Großen Krise“ erleben. Es ist die große Krise im Menschen selber. Wie immer auch die äußeren Entwicklungen verlaufen mögen, eins muß sich auf der höheren Ebene einer inneren sittlichen Wiederkunft erfüllen: Das Bewußtsein von der Universalität der Menschheit.

Sie ist kein Begriff der Vernunft und nie eine Schöpfung der Macht.

Sie ist der unerschütterliche Glaube des Einzelnen an ein allgemein gültiges sittliches Gesetz von weltweiter Bedeutung.

Aber — Wer nicht glaubt, der ist schon gerichtet.

Günter Gloede: Das Doberaner Münster

Mit 130 Aufnahmen von Wolfgang Eschenburg und 45 Abb. im Text, 116 S.,
Evangelische Verlagsanstalt, Berlin 1960.

Die Doberaner Kirche ist in den letzten Jahren Gegenstand mehrerer Veröffentlichungen gewesen. H. A. Gräbke, der frühere Direktor des Rostocker Museums, gab 1948 in Heft 87 der „Großen Baudenkmäler“ eine kurze Darstellung. A. Fr. Lorenz, der langjährige Landesdenkmalspfleger, legte im 2. Heft der „Studien der deutschen Bauakademie zur Architektur und Kunstwissenschaft“, Henschelverlag, Berlin, die Ergebnisse seiner langjährigen Forschungen vor und faßte sie 1955 kurz in Heft 12 der Reihe „Das christliche Denkmal“ zusammen. Nun erscheint von Günter Gloede, früher Pfarrer in Steffenshagen bei Doberan, jetzt in Friedrichshagen bei Berlin, eine ausführliche Darstellung, die freilich offenbar die größeren Publikationen von Lorenz, dem wohl besten Kenner, nicht berücksichtigt.

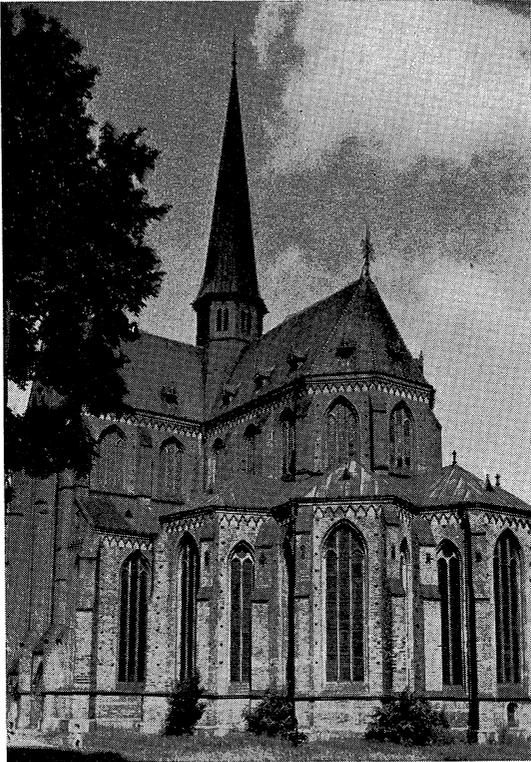
Wie der Untertitel „Geschichte, Baugeschichte, Kunstwerke“ anzeigt, beschränkt Gloede sich nicht auf die Kirche allein, sondern gibt nach einer einleitenden Frühgeschichte der Landschaft um Doberan einen Abriss der Geschichte des Klosters bis in die heutige Zeit. Dieser weitet sich aus zu einem kleinen Bilde der Arbeit der Zisterzienser und ihrer kolonisatorischen Tätigkeit. So gibt er S. 28/29 einen Überblick über den „Klosterfamilienverband, in dem Doberan stand“. Manche dieser Namen bezeichnen heute nur Ruinen. Aber welche Fülle von christlicher Frömmigkeit, aber auch von christlicher Zucht und Ordnung steht hinter jedem dieser Namen! Ein Teil der Textabbildungen gilt diesen Klöstern, z. B. dem Mutterkloster Amelungsborn, den Töchtern Dargu und Pelplin.

Bischof Berno, der erste Bischof von Schwerin, selbst ein Zisterzienser, ist der wahre Gründer Doberans geworden, dem Herzog Pribislaw auf Grund eines Gelübdes aus dem Jahre 1164 die materielle Grundlage gab. Das erste Kloster in Althof, 2 km südlich Doberans, fiel freilich 1179 mitsamt seinen 78 Insassen einem nationalen Aufstand zum Opfer.

1186 wurde es an der heutigen Stelle neu begründet und mit Mönchen aus Amelungsborn a. d. Weser besetzt. Von vornherein hatte Berno für eine ungewöhnlich reiche Ausstattung gesorgt: ein zusammenhängendes Gebiet von den Höhen der Kühlung bis kurz vor Rostock wurde dem jungen Kloster zugesprochen. Freilich war das Land zunächst sehr dünn besiedelt. Die Wenden blieben in ihren Dörfern ungestört wohnen. Neben sie traten die von den Mönchen gerufenen deutschen Bauern, die den Wald, der gerade die schweren Böden bedeckt, rodeten, und mit ihren hagen-Dörfern dem Lande bis heute das Gespräch gegeben haben. — Dieser alte Besitz ist später durch fromme Stiftungen ständig vergrößert worden, so daß er schließlich mit einzelnen Höfen und Mühlen von den Toren Lübecks bis an die pommersche Grenze und in die Altmark hinein reichte. Besonders ertragreich waren die Salzpflanzenanteile in Sülze und Lüneburg.

Das neue Kloster wurde an verteidigungsfähiger Stelle im Talkessel am Zusammenfluß dreier wasserreicher Bäche neben einem schon bestehenden Wirtschaftshof angelegt. Der Orden betrachtete es ja als seine Aufgabe, die Wildnis urbar zu machen, und die Bäche boten ihm die Möglichkeit, eine Mühle zu errichten — stets eine der ersten Aufgaben eines neuen Klosters —

und Fischteiche anzulegen. Auf einem Sandhorst zwischen moorigen Wiesen entstand das Kloster, zunächst sicher nur durch Planken und Flechtzäune geschützt. 1232 wurde die erste Steinkirche durch Bischof Brunward, den Nachfolger Bernos, geweiht. Nach dem Muster von Clairvaux II war dies eine stattliche romanische Pfeilerbasilika mit flacher Decke und einem gewölbten quadratischen Chor, der auf beiden Seiten von je zwei Kapellen begleitet war.



Doberaner Münster, Blick von Südosten

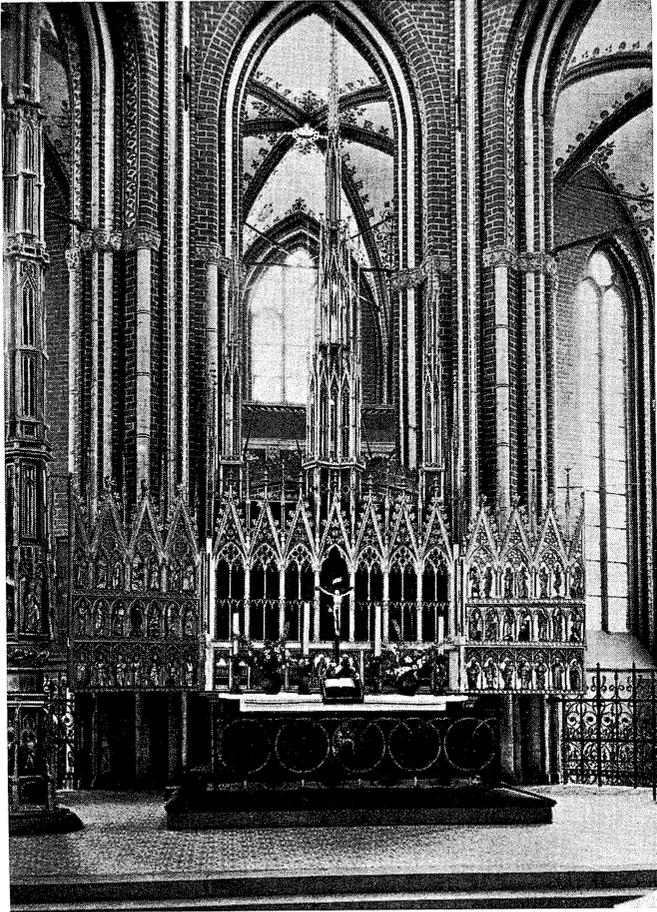
Nach den Ausgrabungen von Baurat Fischer (1926 und 1934) erstreckte sich die Kirche in einer Breite von rund 20 m von der jetzigen Südwand bis zur nördlichen Mittelschiffsarkade (Mittelschiff 8,60 m), die Gesamtlänge betrug 35 m. Das sind Maße, die uns auch in Amelungsborn, Ratzeburg und am alten Schweriner Dom begegnen. Von dem alten Bau ist jetzt nur noch ein Portal und der Aufbau des Westgiebels, sowie die kahle Südwand erhalten. An ihr lassen sich die Spuren von fünf Querdächern erkennen, die einst den Nordflügel des Kreuzganges deckten. In dieser Kirche ist dann der zunächst in Lüneburg bestattete Herzog Pribislaw, der Gründer des Klosters, beigesetzt. Er ist der Erste aus der langen Reihe von Fürsten, die 700 Jahre lang sich vorzugsweise diese Kirche als Grablege wählten; ein Umstand, der ganz wesentlich zur Pflege und Erhaltung der Kirche beigetragen hat.

Aus romanischer Zeit stammen ferner die Reste der alten Klausur, bestehend aus der inneren Vorderwand der Ostseite. Die Bestimmung der dahinterliegenden Räume steht fest, ebenso die Lage des Brunnens in der Südwestecke des Kreuzganges. Da heute die Straße über dies Gelände führt, bleibt manches dunkel, wenn sich auch einiges aus dem allgemeinen Brauch der Zisterzienser und einzelnen Resten schließen läßt. Dagegen ist vollständig wiederhergestellt das alte Beinhaus mit der darüber sich erhebenden Totenleuchte, wohl aus der Mitte des 13. Jahrhunderts. Mit seinen buntglasierten Ziegeln, seinen Rauten- und Dreiecksmustern ist es „ein überaus anmutiger, frühgotischer Zierbau mit romanischen Anklängen“ (Dehio).

Sehr früh ist das ganze Klostergebiet mit einer starken Mauer in zirka 1400 m Länge umgeben, die mit ihren großen purpurroten Ziegeln zum größten Teil noch heute steht. Von den Wirtschaftsgebäuden sind nur noch zwei erhalten: das sogenannte Kornhaus (jetzt Volksschule) mit großen Spitzbogenblenden über die ganze Seitenfläche hin, das Gloede in die Zeit des Abtes Konrad III. (1283—1290) setzt, aber das vielleicht noch älter ist, sowie das mächtige Brauhaus. In allen drei Stockwerken mit gewölbten Decken versehen, diente es den Verpflegungsaufgaben als Mühle, Bäckerei, Mälzerei und Brauerei. — Unklar bleibt die Bestimmung der heute „Wolfsscheune“ genannten Ruine in unmittelbarer Nähe des alten Wirtschaftshofes. Ob es, wie Gloede vermutet, das alte Schuhhaus ist, das gleichzeitig den Walkern (Volks-etymologie?) diente, oder das Infirmarium (Krankenhaus), wie Fischer annimmt, läßt sich ebenso wenig ausmachen wie die Frage, ob das „Kornhaus“ nicht das alte Gästehaus war.

Am 30. 5. 1291 brannte infolge Blitzschlag die Klausur ab; auch Dachstuhl und Flachdecke der Kirche wurden beschädigt. Ohne Zweifel hätte die Kirche ohne großen Aufwand wiederhergestellt werden können. Aber der Ehrgeiz des Klosters ging weiter! Schon der Abt Sygebode (1278—83) hatte für einen Neubau der Kirche 11 000 Mark Silber gespart. Und so war der Brand der willkommene Anlaß zu einem ganz modernen großen Neubau, dem die Marienkirche in Lübeck als Muster diente. Die alten Zisterzienservorschriften wurden nur in soweit beachtet, als man auf Türme verzichtete und sich mit einem Dachreiter begnügte, den Baurat Möckel bei der Restaurierung der Kirche Ende des vorigen Jahrhunderts viel zu groß wieder aufbaute. Der große Neubau mußte besonders gesichert werden: eine mächtige Schüttung von Findlingsblöcken ragt nach allen Seiten 3 m über die Kirchenmauern hinaus. Ob das Fundament außerdem noch auf einem Pfahlrost ruht, wie immer wieder, auch von Gloede, behauptet wird, steht nicht einwandfrei fest.

Begonnen wurde der Bau 1294 mit dem Ostchor erheblich östlich des bisherigen — die alte Kirche mußte ja während des Baus weiter benutzt werden. Der Lübecker Ostchor (von 1260—75 gebaut) zeigte nach französischem Muster an fünf Seiten eines Grundrißbachtecks Kapellen, die einen Chorumgang umgaben. Der Doberaner Meister bildete im Gegensatz zum Lübecker alle Kapellen gleichmäßig aus und verzichtete auf die Stelzung der mittelsten. Das ursprünglich allen Kapellen gemeinsame Pultdach ist durch eine Einzelbedachung ersetzt. Der kristalline Charakter des Baus tritt hierdurch noch stärker hervor. — An diesen Chor schließt sich ein Querschiff, auf das die städtischen Pfarrkirchen verzichteten, das aber hier entsprechend den Ordensvorschriften beibehalten wurde. Jedoch gehen auf beiden Seiten die Arkadenreihen durch die Vierung durch, so daß im Querschiff zwei Seitenräume ent-



*Doberaner Münster
Chor mit Hauptaltar und Sacramentshaus*



Doberaner Münster, Marienleuchte

stehen. Ein schlanker, buntbemalter Pfeiler teilt das Querschiffsgewölbe in vier Felder und schafft ein Raumbild von ungewöhnlichem Reiz. Die Kirche in Pelplin, sowie St. Marien und St. Nikolai in Wismar übernehmen dann dieses Motiv. Das Mittelschiff erhält auf diese Weise eine fortlaufende Flucht von Arkaden, denen im Obergaden das ebenfalls durchlaufende, gemalte Triforium entspricht. Da die Pfeilerabstände im Westen größer sind als im Osten — wohl weil sich das Raumgefühl geändert hatte (s. Clasen, Gotische Baukunst, S. 139) — entsteht für den im Westen stehenden Beschauer zudem die optische Täuschung einer weit größeren Längsausdehnung. — Die Fenster sind meist dreigeteilt. Im Ostchor haben die Kapellen seitlich zweigliedrige Fenster. Nur das mächtige Fenster der Westfront ist viergeteilt.

Mit Recht hebt Gloede S. 62 die außerordentlich glücklichen Maßverhältnisse hervor. Ihnen ist es zuzuschreiben, daß das Münster neben den Riesenkirchen der Hansestädte und dem neuen, ihm engverwandten Schweriner Dom seinen eigenen Platz behauptet.

Mit besonderer Liebe behandelt Gloede die in ungewöhnlichem Maße erhaltene, innere Ausstattung. Während bei den Bauaufnahmen sich vielleicht manchmal ein charakteristischeres Bild hätte finden lassen, sind hier die vielen Einzelwiedergaben besonders wertvoll, und nicht nur deswegen, weil sie sonst kaum erhältlich sind. Der Großteil der Ausstattung stammt ungefähr aus der Zeit der 1345 vorgenommenen Weihe. Doch gibt es auch ältere Stücke. So werden Teile des schönen Chorgestühls, vor allem die prachtvollen Stuhlwangen, älter sein, während die unendlich variierten Rosetten der Baldachine jünger sind. — Auch der Kelchschrank, früher in Altarnähe, jetzt in der Sakristei, ist älter. Goede macht mit Recht auf die Ähnlichkeit mit den Chorschränken der Liebfrauenkirche in Halberstadt aufmerksam, die in den Anfang des 13. Jahrhunderts zu setzen sind.

Die drei wichtigsten Stücke sind der Hochaltar, das Sakramentshaus und der Lettneraltar mit seinem Triumphkreuz, der 1845 an die Westseite versetzt ist.

Der völlig vergoldete Hochaltar ist ein Reliquienaltar. Der Mittelschrein enthielt in Nischen die kostbaren Reliquienbehälter, die in der Reformationszeit verschwunden sind. Auf beiden Flügeln stehen in drei Reihen zwischen Arkaden geschnitzte Figuren. Über dem Ganzen erhebt sich eine Reihe reich geschnittener Fialen und Spitzgiebel, Wimberge, über denen im Mittelteil noch drei spitze Türme bis in die Arkaden emporsteigen. So gleicht der Mittelschrein einer kleinen Domfassade, deren Meister, wie Leo Bruhns bemerkte, offensichtlich die Straßburger Münsterfassade gekannt hat.

Die unterste Figurenreihe beider Flügel zeigt die zwölf Apostel, vermehrt um St. Georg und Papst Gregor. Der linke Flügel bringt in den oberen Reihen die „Freuden der Mutter Maria“, der rechte die „Schmerzen“, zugeordnet sind passende alttestamentliche Szenen. — Die Malereien der Flügel sind zerstört.

Dicht neben dem Altar steht das älteste erhaltene Sakramentshaus Deutschlands. 11,60 m hoch reckt sich dieser, aus Eichenholz geschnitzte, vergoldete Turm zum Gewölbe empor. Das untere Stockwerk trägt in Nischen Figuren, zumeist aus dem alten, das obere aus dem neuen Testament. Die Architektur ähnelt der des Hochaltars.

Besonders eigenartig und wertvoll ist der Lettneraltar. Auf der Christusseite sehen wir Adam und Eva, Gefangennahme und Leiden Christi, Hiob. Die andere Seite bringt Bilder aus dem Marienleben. Vom selben Meister stammen die biblischen Darstellungen, die auf dem großen Kreuz den Krucifixus umrahmen.

Naturgemäß haben diese drei Hauptwerke schon lange die Aufmerksamkeit der Kunsthistoriker gefesselt; auch sind Beziehungen zu Meister Bertram von Minden, dem Meister des jetzt in Hamburg befindlichen Grabower Altars, vermutet und untersucht. Gloede sieht nun in Teilen des Hochaltars, im Sakramentshaus und vor allem im Lettneraltar Jugendwerke von Bertram selbst bzw. Arbeiten seiner Werkstatt. Ob diese interessante Hypothese zu Recht besteht, oder ob es sich bei den Ähnlichkeiten, die ohne Zweifel bestehen, nur um allgemeine Stilmerkmale dieser Zeit handelt, kann im Rahmen dieser Anzeige nicht behandelt werden; um so weniger, da über das Werk Bertrams, seinen Anteil an den ihm zugeschriebenen Altären bislang noch keineswegs völlige Übereinstimmung erzielt ist.

Weniger ausführlich spricht Gloede dann über die sonstigen Kunstwerke: die schöne Marienleuchte, die er auf zirka 1295 datiert, die Reste der anderen Altäre, sowie über die zahlreichen Grabmonumente. Diese beginnen mit der Tumba der Königin Margarete v. Schweden, deren geschnitztes Bild an die Naumburger Stifterfiguren erinnert. Auch das spätgotische Oktogon hinter dem Hauptaltar, das er für einen Gruftbau hält, wird kurz behandelt, noch kürzer die barocke Grabloggia, die sich Herzog Adolf Friedrich von Fr. J. Döteber und dessen Nachfolger Daniel Werner aus Leipzig in der mittelsten Chorkapelle errichten ließ. Gewiß entspricht dieser Bau ebenso wenig wie das Reiterdenkmal, das derselbe Fürst seinem Erzieher Samuel v. Behr durch Döteber errichten ließ, dem Stilcharakter der Kirche. Aber es sind doch eindrucksvolle Zeugen der Kunst ihrer Zeit, was man von dem letzten Grabmonument, dem des Herzogs Johann Albrecht, nicht sagen kann.

Das Büchlein vermag und soll nicht die älteren, größeren Werke ersetzen, vor allem nicht die eingehende, genaue Beschreibung, die Fr. Schlie 1899 im 3. Band seiner „Kunst- und Geschichtsdenkmäler von Mecklenburg-Schwerin“ gab und mit zahlreichen Zeichnungen und Abbildungen begleitete, und die nun durch die Forschungen der Bauräte Fischer und Borenz ergänzt und z. T. berichtigt sind. Aber es bringt in seiner flüssigen Darstellung auch mancherlei, was man anderswo vergeblich sucht. Jeder Mecklenburger, jeder Geschichtsfreund wird daher dem Verfasser für seine schöne Gabe dankbar sein.

W. Brandt.

Moritz Jahn als niederdeutscher Dichter

von Heinrich Wesche, Göttingen

Moritz Jahn, der plattdeutsche Dichter, fast möchte ich sagen der plattdeutsche Dichter. Diese Formulierung ist und bedeutet eine Einstufung. Die niederdeutsche Literatur ist niemals reich an Talenten gewesen, die sich mit den hochdeutschen messen konnten. Fast immer hat unsere heimische niederdeutsche Dichtung im Schatten ihrer hochdeutschen Schwester gestanden. Einzig im 9. Jahrhundert, als uns der Heliand und die Genesis besichert wurden, als einzelne altsächsische geniale Prosaübersetzungen entstanden, war das niederdeutsche literarische Schaffen dem hochdeutschen überlegen. Aus dem ganzen Mittelalter und der beginnenden Neuzeit gibt es außer Eikes Sachsenspiegel, und der ist keine Dichtung, sondern ein gewiß im hohen Maße dichterisches Rechtsbuch, keine plattdeutsche Dichtung, die Weltliteratur geworden wäre. Selbst Reineke de Vos, so sehr er von uns in Anspruch genommen wird und genommen werden darf, ist schließlich nur eine niederdeutsche Übersetzung eines mittelniederländischen Werkes. Und Till Eulenspiegel hat zwar im niederdeutschen Geist, aber doch im hochdeutschen Gewande sich und die Welt überwunden.

Es gab im 19. Jahrhundert eine Renaissance der niederdeutschen Literatur. Klaus Groth, Fritz Reuter und John Brinkmann sind unvergessen und lebendig bis zum heutigen Tage, aber keinem von ihnen ist ein weiter Schritt in das Land der Dichtung gelungen. Der eine, Groth, kommt in der Lyrik über einen bestimmten Stil nicht hinweg, Reuter hat nur in der erzählenden Poesie Beständiges geschaffen. Brinkmann ist zwar umfassender. Aber so sehr ihm in den Gedichten die Form, die edle ausgebildete Form zu Gebote stand, hat er doch seinem Prosawerk, selbst seinem unvergeßlichen „Kasper-Ohm un ick“ keine endgültige Gestalt zu geben gewußt. J. H. Fehrs hat nur in der Novelle und in „Maren“ etwas geschaffen, das ihn hochdeutschen Dichtern wie Storm, Keller und Raabe gleichstellt. Unsere anderen niederdeutschen Dichter, ob Wagenfeld, Wibbel oder Stavenhagen, ob Boszdorf oder Hinrichs, um nur diese Toten zu nennen, wissen doch bloß eine Saite der dichterischen Leier meisterhaft zu spielen. Der eine ist Dramatiker, zwar ein Dramatiker von Gottes Gnaden; der andere, nennen wir ruhig einmal Wibbel, kommt bei seinem ganzen künstlerischen Werk nicht über den Schatten Roms hinaus.

Und nun unser fünfundsiebzjähriger Moritz Jahn. Wie ist's mit ihm und seinem plattdeutschen Schaffen? Ich gebrauche absichtlich den Namen plattdeutsch, dem häufig etwas „minnes“ anhängt, als sei das Plattdeutsche platt und geringer als das Hochdeutsche. Plattdeutsch ist für uns die Sprache des platten Landes in der Weite des norddeutschen Raumes. Und Moritz Jahn gehört in diese Unendlichkeit des niedersächsischen Küstengebietes.

Der 75. Geburtstag ist ein Lebensabschnitt. Er darf Gelegenheit bieten zu einer Laudatio des Jubilars. Aber nicht nur zu einer solchen, sondern für uns soll und darf der Geburtstag dazu dienen, uns über das künstlerische Werk des Dichters, soweit es niederdeutsch ist, klarzuwerden.

Die Problematik einer Mundartdichtung ist keinem besser bekannt als Moritz Jahn. Darüber wollen wir uns heute nicht unterhalten. Die vielen plattdeutschen „Geburten des Nichts“, was gehen sie uns an! Wenn einer, so hat unser Dichter gezeigt, daß Plattdeutsch auch heute noch im dichterischen Bereich das Höchste und Tiefste ausdrücken kann.

Wat?! Gien Sonett up Platt? Büst woll nich klook!
Dat will 'k di wiesen, Klaas, wo nett dat lett
Und dat uns Plattdütsk so völ Riemwöör hett
As d' Buur Middwinter Speck und Wust in d' Rook!

Das Werk Jahns ist, zählen wir nur die Seiten, schmal, im Hochdeutschen wie im Niederdeutschen. Aber das ist nicht das Entscheidende. Ich glaube, der Jubilar war es, der einmal auf eine Frage, weshalb er keine großen Romane verfasse, geantwortet hat, ihm schiene es leichter, ein großes Werk zu schreiben als ein kleines. Mit ein bis zwei Strichen ist das Milieu geschildert. Es breit und breitest auszumalen, widersprache Jahns innerem Wesen, das einzig auf das seelische Erleben ausgerichtet ist. Es gibt in keinem Gedicht ein überflüssiges Wort, es gibt aber auch in keiner Erzählung eine Zeile, die nicht auf jenes hindeutet. Es kommt immer auf die Substanz an, nicht auf die Quantität.

Wir besitzen von Moritz Jahn eine Reihe hochdeutscher Erzählungen, Gedichte, Novellen und den unvergleichlichen „Unkepuz“. Aus dem niederdeutschen Bezirk haben wir eine Novelle „De Moorfro“, einen Gedichtband „Ulenspegel un Jan Dood“ und die Krone seines Schaffens, den 1956 erschienenen „Luzifer“. Dies alles oder auch dies wenige soll hinreichen, den Jubilar in die erste Reihe unserer plattdeutschen Dichter einzureihen? Es reicht in der Tat. Daß er 1936 den ersten Literaturpreis der Provinz Hannover erhalten hat, daß er 1944 Ehrendoktor der Georg-August-Universität geworden ist, daß er schließlich 1958 mit dem Großen Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet wurde, sagt vielleicht nicht viel, wenn für den Kenner doch einiges. Zu uns soll sein Werk, besonders sein niederdeutsches Werk, sprechen. Ich greife nur einige Seiten heraus und bin mir meiner Einseitigkeit bewußt. Ich weiß nicht einmal, ob ich mit meiner Interpretation in den Augen des Dichters und des Freundes immer das Richtige treffe. Aber was tu's! Die andere Deutung wäre nur ein Zeichen dafür, daß sich im Kristall seiner Dichtung je nach dem Standpunkt viele Strahlen brechen. Wer hat recht bei der Deutung der „Frangula“, der objektive Freund Börries v. Münchenhausen oder der Dichter? Ich wage das nicht zu entscheiden.

Was ist das Besondere bei Moritz Jahn, was der tragende Grund? Halten wir uns vor allem an den „Ulenspegel“ und den „Lucifer“. Mir scheint, das Beste und Tiefste sei darin zu sehen, daß hier einmal ein Mann, ein niederdeutscher Mann, zu Worte kommt, der jenseits der überkommenen Wertmaßstäbe steht und in protestantischem und undogmatischem Sinne, wie er das selbst einmal ausgedrückt hat, ganz neue Maßstäbe sucht, Maßstäbe, die weder von der herkömmlichen christlichen Moral gesetzt sind, noch von irgendwelchen anderen ererbten Werten. Der Mensch als solcher steht zur Diskussion. Um ihn, um den reinen Menschen geht es. Diesen freien, fast beängstigend freien Blick hat vor ihm keiner unserer niederdeutschen Dichter gehabt. Was Wilhelm Busch zwischen den Zeilen sagt und was Wilhelm Raabe ganz selten von fern anzudeuten scheint, spricht Moritz Jahn offen aus. Oder liegt der Unterschied darin, daß uns das niederdeutsche Gewand Jahns letztlich doch näher liegt als die hochdeutschen Verse des Wiedensahlers und die oft barocken Formulierungen des alten Raben und daß wir zum Plattdeutschen noch ein inneres, kein intellektuelles Verhältnis haben?

Friedrich Neumann hat Moritz Jahn in seiner schönen Festrede bei der Verleihung des Doktorhutes in den germanischen Zusammenhang gestellt und ihn mit den altnordischen Dichtern und der altnordischen Dichtung fein-

sinnig verglichen. Es scheint mir tatsächlich, als würden wir Moritz Jahn nur gerecht, wenn wir ihn als „jenseits des Christlichen stehend“ betrachten. Nicht, als ob er verkennte, daß wir seit 1200 Jahren ein christliches Volk sind und die christlichen Einflüsse bei jedem von uns und bei unserer ganzen Kultur mitbestimmend sind. Er steht nicht im Gegensatz zum Christentum und seinen hohen ethischen Werten, wohl aber ist er Protestant im eigentlichen und ursprünglichen Sinne; er protestiert gegen jede Schablone, gegen jede Dogmatik, gegen jede *Opinio communis*. Er hat, wie er es im Nachwort zum „Frangula“ trefflich formuliert, in seiner Ethik einen Standpunkt vor dem nackten elementarischen Dasein bezogen. Die kluge Freundin aus Oldenburg, die glaubte, Jahn sei mit der „konträren Suggestion“ behaftet, hat schon das Richtige getroffen. Das ist aber nicht der öde und verstandesarme Widerspruch um des bloßen Widerspruchs willen, sondern das ist das Bewußtsein um das Wissen des Andersseins als die große Menge und das Bewußtsein um die Pflicht, dies zum Ausdruck bringen zu müssen.

Der niederdeutsche Mensch ist seelisch nicht so einfach konstruiert, auch der einfache bäuerliche Mensch nicht, wie uns das gemeinhin dargestellt wird. Es gibt seit Justus Möser und Karl Immermann keine bessere Schilderung dieses niederdeutschen Menschen als Jahns Vorträge in Bad Doberan 1939 und in Oldenburg 1955, auch keine bessere des Menschen und Dichters Moritz Jahn selbst. Ich darf auf sie verweisen. Ich wüßte kaum eine so sichere Selbstporträtierung wie seine scheinbar ganz objektive Darstellung des Typus „Niederdeutscher Mensch“: das ist Moritz Jahn und kein anderer. Der Dichter steht, wie man so oft leichthin sagt, stellvertretend für sein Volk. Hier steht der Redner selbst in vollem Umfange dafür.

Was er in den Reden theoretisch auseinandersetzt, finden wir in seinem „Ulenspegel un Jan Dood“. Hier tritt der ganze niederdeutsche Mensch in all seinen inneren Spannungen vor uns hin. Weder Groth, Brinckmann noch Wagenfeld oder Fehrs haben diese Weite des niederdeutschen, ihres eigenen Wesens so ausgefüllt wie Jahn. Wenn irgendwo, paßt hier das Motto: Scherz, Ironie und tiefere Bedeutung. Der Grat zwischen Tod und Leben ist schmal; ihn wandelt Ulenspegel und ihn wandert der Dichter mit schwer erkämpfter Ruhe, aber auch mit überquellender Lebenslust (*Likedeeler*), immer tapfer und selbstsicher und immer im Abstände von sich selbst und von den anderen. Der Dichter teilt sich nicht leicht, vielleicht überhaupt nicht gänzlich mit. Immer ist er derselbe und seltsam, doch immer wieder ein anderer. Diese selbstgewollte Isolation des Dichters muß der Leser überwinden. Das ist der Anspruch des Dichters an ihn. Hat er sie aber überwunden, dann erschließt sich ihm eine unendliche „niederdeutsche“ Weite wie bei keinem anderen.

Von zarten lyrischen Gedichten — auch sie irgendwie voll von balladenhafter Handlung — über tiefempfundene und meisterhaft gestaltete regelrechte Balladen bis zu „weltanschaulichen“ Gedichten; von der Schöfel-Idylle über theoretische und teilweise humorvolle Überlegungen bis zur fast dramatischen Gestaltung des alten Märchens „Vom Fischer un siner Fru“ reicht der Kreis dieser Dichtung.

Der Dichter ist sich seines Wertes bewußt und des Wertes der plattdeutschen Sprache. Er meistert sie souverän. Einfache lyrische Gedichte gelingen ihm nicht minder als das wunderschöne, heitere, kunstvolle und fast graziöse „Sonett“. Seine Sprache ist von einer unübertroffenen natürlichen Bildhaftig-

keit und darum im Wesen so niederdeutsch. Nach Klaus Groth hat sich kein plattdeutscher Dichter soviel Gedanken über die Prosodie des Plattdeutschen oder sagen wir es besser deutlich und ganz nüchtern: über die Möglichkeiten des plattdeutschen Versbaus gemacht wie gerade Moritz Jahn. Im „Ulenspiegel un Jan Dood“ hat er in höchster Vollendung gezeigt, daß fast die ganze Fülle des neuhochdeutschen Verses und der neuhochdeutschen Gedichtformen auch in unserer plattdeutschen Muttersprache möglich ist, ohne daß man irgendeinem seiner Gedichte etwas Maniriertes nachsagen könnte. Es ist das Leiden unserer niederdeutschen Literatur, daß es ihr meistens an berechtigtem Selbstbewußtsein fehlt und daß ihre Träger dann oft in bestenfalls gemütvoller Unterhaltungslektüre ausweichen. „Janhinnerks“ Welt, das ist jene betriebsame und ein wenig sentimentale Welt, ist nicht die seine. Moritz Jahn stellt Ansprüche, geistig und seelisch. Wo starke dichterische Kraft ist, da ist auch Leben und Gewinn für den, der aus Leben Leben für sich und aus Kraft Kraft für sich schöpfen kann. Welch ein Stolz gegenüber diesen Schreiblehrlingen in der „Arkadischen Landschaft“:

Ja, hier wahnt Götter ok! Reep mi nich Pan,
 De gode, grötend na int slapende Moor?
 Ant swarte Water seet he, greep int Reit —

Un all de Dag lang sung de grote Pan
 Sien old old Leed: Dor bleih Arkadia, lecht,
 Dröömklöörd in d' late Sünn, mit gollne Bööm
 An brannende Water, — —

Un höör mi sülfst, frohwaak' Boreas singn
 Dör bullernde Bulgen in mien ollweldsk Taal —
 Un wenk, . . .

Der Dichter kennt die Gewalt seines Wortes; in der „Arte poetica Germaniae inferioris“ schaut ihm der Schalk Unkepunz über die Schulter:

Schlau 's de Kerl man eenmal, glöów mi,
 De hett 't all in d' Kopp; de schrifft di
 Vöörn wat hen in sien Gedichten,
 Wat d' eerst spitz kriggst, wenn ok 't Enn weetst —
 Un denn kannst der noch mal bigahn.
 Deihst nich, seggst? Do harrst gien Tied to?
 Helpt di nix, de will sien Will hebbn,
 Un uplest, denn kriggt he t' klaar, Bröör,
 Büst vant Padd off, kennst di sülfst nich:
 Denn glöówst ok, sien Platt dat weer Platt,
 Nett so good as dien un mien Platt,
 Good Platt, echt Platt, bloot gien platt Platt —

Die nordniedersächsische, besonders die ostfriesische Sprache ist sehr viel härter, abgehackter und kürzer als etwa das Ostfälische; das Tänzeln des Süddeutschen, das Gleichmäßige und Ausladende des Braunschweigischen fehlt ihnen. Keiner hat diese Eigenart jener Sprache zu solcher Vollendung gebracht und sie so virtuos gehandhabt wie M. Jahn. Ein lyrisches Gedicht nur aus einsilbigen Wörtern und nur mit stumpfem Reime; wo gibt es das sonst

noch! Und das Wunderbare, wir lesen das Gedicht, es packt uns, wir überlegen weshalb, und erst allmählich kommen wir dahinter, mit welcher fast möchte ich sagen Raffiniertheit, aber doch auch wieder mit welchen „kunstlosen“ Worten der Dichter hier höchste Wirkung, auch melodisch, erzielt. („Dat Schornlecht.“) Ein anderes Beispiel: „Strand“:

Will so völ,
Un all int Will —
Deep de Grund
Will nix,
Steiht still ...

Dagegen halte man die leichtfüßigen und etwas leichtsinnigen Meditationen „As Janna Sedina sitten bleef“.

Jan vant Moor geht seinen Weg, den er sich nicht selbst gewählt hat. Aber er geht ihn ohne Bedenken und mit ruhigem Selbstbewußtsein.

Ik hebb mi hier nich härbestellt,
Queem allns van den Planeten.
Man nu 'k der sün, nu s ü n n 'k der ok: —

Was schert ihn die Welt, was kümmern ihn die in Dogmatismus Befangenen!

Man dat wee 'k ook: Ik brann as 'k moot;
Dor hebb 'k een good Geweeten.
He wull sien Luchten lüttk un groot,
Wo kunn 't hum nu verdreeten?
He wull ja! Wat geiht mi dat an.
Wenn nüms der völ bi kieken kann ...

Das ist kein müder Fatalismus, sondern kraftvolles Jasagen zum Leben, zu seinem, zu unserem Leben.

Auf diese religiöse Seite — freilich nicht im strengen Sinne christlich religiöse — stoßen wir im „Ulenspiegel“ immer wieder. Von dem „Gherardus de Monnik“ über den „Ketter“ bis zu „Jan van Leyden“ spannt sich der Bogen grüblerischen Denkens und Schaffens; in den „Krüüzfahrs“ bricht er elementar über sich hinaus, und in der „Adoratio von Jannis Schnittker“ leuchtet eine wunderbare Ironie und ein tiefsinniger Humor auf.

Jede Ballade hat ein neues Motiv zum Vorwurf. Keine ist darunter, die nicht jeden Vergleich mit einer hochdeutschen Ballade aushielte; selbst in seinen ersten Balladen, die wohl unter dem Einfluß seines Freundes Böries v. Münchhausen entstanden sind, ist er immer wieder er selbst. Die heimische „Tetta Roffhusena“, das grause, aufrüttelnde und aufrührerische „Geusenlied“, die harte, hartwerdende, unbeugsame, ja unheimliche „Tetta Onnen“, der „Wäärgaa“, hintergründig, gespensterhaft und doch lebensnah, das „Geld“ mit seiner zwiespältigen, aber so tief bäuerlichen Gesinnung, das „Seewief“, eine der größten deutschen Balladen. Was soll ich die anderen nennen! Wo ist diese Größe in der hohen königlichen Kunst der Balladen wieder erreicht?

Moritz Jahn hat das Skurrile des niederdeutschen Menschen auffällig oft und stark betont. Ganz natürlich, er ist ja in mancher Beziehung selbst, Unkepunz ist Moritz Jahn, und Moritz Jahn ist Unkepunz. Wo gibt es eine grausig-skurrile Situation als den Toten Gärd Onken, der aus seiner beneidenswerten Totenruhe aufgeschreckt wird

Gärd Onken liggt int Grafft so blied:
Nu hett he o k mal 'n annern Tied.
He waakt, he slöppt — Wat hett he 't good!
Gifft heel nix Bätters as de Dood.

und anfängt zu spuken, als seine Frau neben ihn gebettet wird.

Das ist eins der besten Beispiele niederdeutschen Humors, schauerlich bizarr und doch wieder befreiend. Dazu nehme man noch den „Jan Kroos“ und die große „Brandballad“. Gibt es etwas auf den ersten Blick „Blasphe-mischeres“ als seinen „Ok een Dodendanz?“ Und doch, welch tiefe Weisheit liegt darin, daß Jan Dood vor dem Leben kapitulieren muß und buchstäblich von den friesischen Jungkeerls in Grutt und Mutt geschlagen wird. Das Leben ist ernst, todernst, aber das Leben ist ewig.

Der Dichter hat seine Gedichtsammlung „Ulenspegel un Jan Dood“ genannt. Sein Ulenspegel ist nicht der Eulenspiegel unserer Kinderbücher, sondern eine und nicht die schlechteste Inkarnation des niederdeutschen Menschen. Überwinden kann man die Misere des Daseins, die Verzweiflung und den Tod nur durch ein Darüberstehen ohne Furcht und ohne Bangen, aber mit Ergebenheit und mit Humor. Die Welt ist ewig. Das weiß keiner besser als der Schalk, Spötter und Überwinder Till:

Gnister mit de Tann'n, mi sall nicht gräsen!
Hau de Welt in Dutt — wat maakt dat mi!?
All wat eenmal west hett, dat mutt wäsen,
Und wor Läwend is, sün ik derbi!

Die schmale Erzählung „De Moorfro“ (1950) spielt im gleichen nord-deutschen Raum. Das ist Moritz Jahn von einer ganz anderen Seite: liebens-würdig, schalkhaft, schwankhaft und doch wieder ganz Moritz Jahn. Diese Erzählung vom Auffinden einer Moorleiche, ihrem Transport nach Aurich und den Verwicklungen, die daraus einem jungen Siedlerehepaar erwachsen, schreitet schnell vorwärts: kein Wort zuviel, kein Wort zuwenig. Jede Person, und sei es die nebensächlichste, mit ein paar Worten fest umrissen. Die beiden Hauptpersonen nicht bloße Schablonen von Moorleuten. Auch hier trotz aller Einfachheit der handelnden bauerlichen Menschen ein Ahnen von Doppel-deutigem und Hintersinnigem. Hinnerks Vision in seiner Trunkenheit, in der er seine Theda mit der Moorfro und sich selbst, seinen eigenen Kopf mit einem Museumsschädel verwechselt, vergißt sich nicht wieder. Moritz Jahn liebt es, gerade in Traumsituationen seiner Laune freien Lauf zu lassen. Seine Träume sind immer gespickt voll prallen Lebens, wenn auch nicht gerade immer wie im Drööm bei einer Jungfrau von einem heel Dutz Kinder in der Zukunft.

Der „Luzifer“ (1956) ist sein bisher letztes und tiefstes Werk. Es ist die ewige Frage nach dem: Warum? Wozu? Was ist die Welt? Was ist Gott? Was ist der Mensch? Schon in seinem ersten, dem hochdeutschen „Boleke Roloffs“, der Göttinger Ketzergeschichte, klingt manches an, was im „Ulenspiegel“ (Gherardus de Monnik, Jan van Leyden) weiterschwingt und was im „Luzifer“ schließlich seine Krönung erhält. „Luzifer“ ist die Geschichte eines niederländischen Ketzers. Moritz Jahn wählt die Briefform. Ein Maler, Jabbo van Huysen, Schulkamerad von Magister Wiardus Syassenius, schreibt seinem Bruder die Geschichte und die Verurteilung eben dieses Weert Syassen. Es ist ein langer Brief, aber ein dünnes Buch, geschrieben in einem kunstvoll stilisierten, aber nirgends manierten Niederdeutsch des 16./17. Jahrhunderts, das wie sein sonstiges Platt deutlich den gebürtigen Ostfriesen verrät. Schon sprachlich birgt das Buch daher manche Schwierigkeiten. Diese sind jedoch zu überwinden, und hat man sie hinter sich gebracht, dann hat man eine Perle, vielleicht die Perle niederdeutscher Prosa. Ich weiß kein niederdeutsches Werk, das in seiner zuchtvollen, kräftigen und bildhaften Sprache ihm gleichkäme.

„Luzifer“ ist ein historisches Werk, wenn man damit ein Werk meint, dessen Schauplatz die Vergangenheit ist. Aber das Geschichtliche ist nur das äußere Gewand. Das Jahrhundert der Reformation gewinnt Gestalt, aber wieder nicht nur dies Jahrhundert, sondern das ewig Menschliche, das an keine Zeit und keinen Ort gebunden ist. Wilhelm Raabe hätte seine Freude daran gehabt. Aber von seiner Geisteshaltung ist es weit entfernt. Der alte Kleiderseller hat solche Fragen vielleicht hin und wieder gestellt, aber sie so zu beantworten in ihrer ganzen Unbedingtheit bzw. das Eingeständnis, sie gar nicht beantworten zu können, dazu braucht es einen Moritz Jahn mit seiner niederdeutsch-friesischen Ehrlichkeit sich und der Welt gegenüber: „He har alltied ant Söken west; wenn he nu nich wieder quem — dat sull denn ok woll so wäsen ... Unrüst van Gedachden is as 'n frätend Füür — Warüm sünd wi de Huysens, un de Syassens sünd Kettters ...“ Damit wird der Schreiber und der kluge Maler nicht fertig. Weshalb ist er so, weshalb Syassen Ketzler? Diese Frage peinigt ihn, beantworten kann er sie nicht. Das tut Weert Syassen selbst: „Watt heft he seggt an de Herren? — „Dat s ull ja woll so wäsen ...““ Jabbo van Huysen weiß sich keinen Rat. Ihm sollen Gott und seine Prädikanten bleiben: „Un ik hebb de Nacht ropen an Gott un alle Hilligen: Waakt över mien Dedachden; ik kann't nich; dat Gode, dat ik will, maakt mi lastern! Man dor quem grien Gott und gien Hilligen bi mi int Dunker; dor quem Luzifer.“

Wir haben einen anderen, in seiner Art ebenfalls großartigen niederdeutschen Luzifer. Aber wie anders wirkt der Luzifer des katholischen Wagenfeld. Auch da geht es um Himmel und Hölle; aber alles gebändigt und zweckvoll eingeordnet in Gottes von der katholischen Kirche sanktionierten Schöpfungsplan. Es vergleichen sich hier auch gut die zahmen Charaktere des Rungeschen Märchens mit der harten ungebändigten Fischersfrau in dem halb dramatischen, halb balladenhaften Gedicht „De Fisker un sien Fro“. Im Jahnschen Luzifer ist nichts zu spüren von der beseligenden Kraft eines christlichen Dogmas. Die nackte erbarmungslose Wirklichkeit ist hier; um sie geht es, ohne Hoffnung, ohne Glauben. Und doch, der Schilderer, eine Personifikation des ewigen Mittelmaßes eines Menschen, meistert das Geschick nicht. Er weiß zwar, daß es beim Tragediaspöln gien Weglophen gifft. Er bricht zusammen und kann seinen Frieden nur finden im Gehorsam gegen Gott und seine

Obrigkeit. Der Ketzler siegt auch im Gehorsam gegen Gott, aber dazu in Treue gegen sich selbst, soll er auch fallen und verbrannt werden. Syassen geht seinen Weg folgerichtig und unbekümmert „salig de deit, wat he sall“, ein Ulenspiegel, nur ohne die Maske des Naiven und Komischen. Gott ist die Welt — oder existiert sie noch gar nicht?

Mutt ut de Deept. Naast kann de Anner worrn...
Dat nömmt j'een Welt?! Een Welt?!
De's noch vört Anbeginn: De swarte Godd
Mutt ut de Deept. Naast kann de Anner worrn...

Alles, was in der Welt ist, ist Gottes, auch Luzifer, de Drager und Bringer vant Lecht. Mit dieser Gewißheit geht er furchtlos und nüchtern in den sichern Tod, der auch zur Welt Gottes gehört und darum für ihn seine Schrecken verloren hat:

Det suus' as een Ström dör de Flaamn —
He sung mit Godd tosaamn.

Wie weit, wie unendlich weit bleibt die Dogmatik seiner eifernden Richter hinter ihm zurück!

Soll ich noch davon reden, an welche Stelle Moritz Jahn literarisch eingordnet werden muß! Das würde heißen, nach Einflüssen und Einwirkungen anderer Dichter bei ihm zu suchen. Ich meine, heute nicht. Natürlich sind bei Moritz Jahn literarische Einflüsse festzustellen. Von Bürger, B. v. Münchhausen und von A. Miegel hat er in seinen Balladen gelernt. Aber was nutzen einzelne Parallelen! Jedes Gedicht ist doch wieder völlig selbständig, und jedes Gedicht ist Moritz Jahn. Leonore, Melusine, Undine, Runges Märchen könnten wir etwa vergleichen. Beachtlich auch, daß diese „Vorbilder“ hochdeutsch sind. Moritz Jahn ist kein enger Mundartdichter, sondern, was seine anderen Werke ausweisen, ein gesamtdeutscher Dichter. Wem ist mit solcher Motivjagd gedient? Unkepunz ist kein Palmström, so wenig wie die „Leute von der Außenföhrde“ eine isländische Saga sind. M. Jahn ist über „Janhinnerk“, wie er es einmal nennt, weit hinausgewachsen. Freilich ist er der Tradition verhaftet, aber er läßt sie hinter sich und gewinnt sich und gewinnt uns neues Land. Wer versteht es dann noch, wer begreift den Dichter?

„Dat 's good: Mit Woorden proten, de nüms kennt —
(Un de hör kennt, de word di ok nich wies,
Dor kannst up an!)“

Wenn wir schon Einflüsse feststellen wollen, dann sind diese innerlicher Art. Nicht von ungefähr zitiert er gern griechische Schriftsteller. Antike, klassische Luft atmen wir bei ihm, und nicht minder ist er von germanischem Lebensgefühl durchtränkt wie keiner unserer lebenden Dichter. Das Grüblerische der christlichen Mystik und damit in seltsamem, aber wieder tiefem Widerspruch Reminiszenzen calvinistischer Glaubenslehre und Lebensauffassung finden wir bei ihm. Letztlich treten alle drei Komponenten unserer abendländischen Kultur bei ihm in seltener Klarheit zutage, am stärksten, möchte ich meinen, das Antike.

Zum Schluß darf ich die Laudatio zitieren, mit der unser Dichter zum Doktor der Philosophie am 26. März 1944 von der Hohen Philosophischen Fakultät der Georg-August-Universität in Göttingen ehrenhalber promoviert ist:

„Sie ehrt in ihm den Dichter, der heimatverbunden aus der Tiefe deutschen Wesens seine Kraft schöpft. Sie ehrt in ihm den Hüter der Sprache, der mit wissenschaftlichem Ernst das Lebensgesetz mundartlichen Sprechens aufgezeigt hat. Sie ehrt in ihm den Menschen, der dem deutschen Volk mit überlegenem Humor ein Bild seiner Seele als unverlierbares Eigentum geschenkt hat.“

Die Begründung für diese hohe Würde gilt heute noch, sie gilt in besonderem Maße für sein niederdeutsches Schaffen und Wirken. Wir, seine Freunde, freuen uns seiner und sind stolz auf ihn, wir Niederdeutschen ganz besonders. Er ist nicht nur unsere Hoffnung, sondern auch eine Hoffnung unserer heimatlichen Sprache. Aber wieder nicht nur bloße Hoffnung, nein, sagen wir es ruhig, eine, oder besser noch, die Gewißheit. Solange unsere plattdeutsche Sprache Dichter wie Moritz Jahn hervorbringt, so lange steht es gut um sie.

Eine Pflanze offenbart ihr Lebensgesetz

von Walter Gotsmann

Deus in minimis maximus.

(Gott ist im Kleinsten am größten).

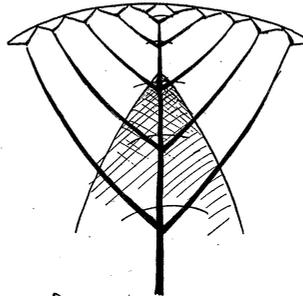
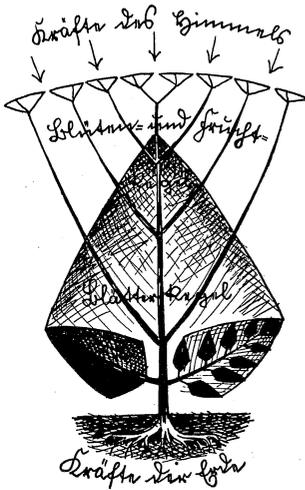
Inschrift am Botanischen Garten in Marburg.

Vom Grabenrand habe ich Kälberkropf mitgebracht, ein meterhohes Doldengewächs, dessen stolze Schönheit es mir angetan hatte. Nun freue ich mich an der Kraft des Wuchses, an der reichgegliederten Form der Blätter und der scheinbar im Widerspruch zum übrigen stehenden Zierlichkeit der Dolden und der weißen Blütensterne.

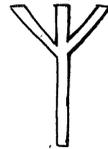
Der runde feinkannelierte Schaft ist schön wie eine schlanke jonische Säule. In ruhigem Gleichmaß zweigen Blätter und Stiele ab. Die Blätter werden nach oben kleiner und einfacher, bis sie in der Region der Dolden nur noch schmale Streifen bilden. Im Gegensatz dazu fällt auf, daß die Verzweigung der Stiele um so reichhaltiger wird, je einfacher die Blattbildung ist. Ob ein geheimes Lebensgesetz die Ursache ist?

Ich sehe die Pflanze noch einmal prüfend als Ganzes an und entdecke plötzlich die großen Richtlinien, die der Schöpfer diesem Gewächs vorgezeichnet hat. Das „Empor zum Licht“, der Wille zur Fruchtbildung, die Sorge um die Erhaltung der Art sind auch hier wie überall im Pflanzenreich letztes Ziel der Entwicklung, und unser Wiesengewächs ist eine von den tausend und abertausend Formbildungen, die der Natur zur Erreichung dieses Zieles zur Verfügung stehen.

Einfach und klar wächst die Pflanze jetzt ein zweites Mal vor meinem geistigen Auge auf. Ich fühle, wie im schwarzen Wiesenboden das Wurzelgeflecht geheimnisvolle Arbeit im Verborgenen verrichtet. Ich sehe nun auch, daß sich in dem kraftvoll aufsteigenden Schaft ein zielbewußter, starker Lebenswille verkörpert, der von Anbeginn das Streben zur Blüte, zur Frucht in sich trägt. Er teilt dieses Streben den Blättern mit, gibt ihnen ihre besondere, das Wachstum betreffende Aufgabe und beginnt, nachdem der Bestand gesichert ist, durch Bildung von Zweigen und feinen Verästelungen sich auf die Aufgabe der Fruchtbildung zu konzentrieren, bis oben die kleinsten Dolden letzten Dienst erfüllen: die Blüten der segnenden Sonne entgegenzuhalten.



Der Blattstängel zieht sich allmählich aus dem Blattstängel heraus.



Lebensbaum



Rein der Durchgängigkeit

Gesetzmäßigkeit, Einheitlichkeit, Unterordnung wirkt auch in allen Teilen des Blattbezirks. Die anfänglich verwirrende Vielteiligkeit der großen dreieckigen Grundblätter stellt sich bei näherem Zusehen als Wiederholung und vielfache Zusammensetzung derselben schmalen Dreiecksgestalt heraus — eine Vereinigung gleicher Bildkräfte, die dem prüfenden Auge eine Blattform zeigen, die trotz reichster Gliederung ruhig, geschlossen und schön erscheint.

Die gleiche harmonische Gesetzmäßigkeit zeigt sich in der kleinen zierlichen Dolde. Aber man empfindet unwillkürlich das Reich dieser weißen Blütenpracht als ein mehr „geistiges“ Zentrum im Gegensatz zu den starkwüchsigen Stengeln und Wurzeln, die hauptsächlich auf Ernährung und Aufbau, also auf das Materielle eingestellt sein müssen.

Der Begriff „Bildkräfte“ macht es, daß ich den nach oben geringer werdenden Willen zur Blattbildung als ein Decrescendo erlebe. Ich fühle auch gleichzeitig das Warum. Ist es nicht das wissende Verzichten, um einer ande-

ren, größeren Aufgabe Raum zu geben? Ich sehe nun die Blätter rings um den Stamm sich anordnen wie eine große aufrecht stehende Kegelform, die auch im Schnitt das schmale Dreieck der Einzelblättchen widerspiegelt.

Aus dieser Kegelform wachsen, anfänglich in lockerer, nach und nach in dichter Verzweigung, die Blütenstengel hervor, die sich in ihrer Gesamtheit ebenfalls zu einem Kegel ordnen, dessen Spitze nun aber in umgekehrter Form in der Grundfläche des Blätterkegels ruht. Warum diese Umkehrung?

Das Rätsel löst sich durch die Symbolik der Form. Der auf der Spitze ruhende Blütenkegel ist ja keine wirklich feststehende Form, sondern muß als ein fortschreitendes Sichherauslösen aus dem Blattbereich aufgefaßt werden, bis sich die Dolde ganz zur Ebene ausgebildet hat, auf der die Blütensterne — nun ganz im Licht — einen neuen Aufgabenkreis schaffen und erfüllen.

Ein beglückender Augenblick: eingehende Betrachtung und andächtiges Schauen haben das Geheimnis des Wachstums und das Wunder der Form offenbar werden lassen, und wir verstehen nun die Mahnung des Dichters, wenn er sagt:

„Müset im Naturbetrachten
Immer eins wie alles achten.
Nichts ist innen, nichts ist außen,
Denn das Innen, das ist außen.
So ergreifet ohne Säumnis
Heilig öffentlich Geheimnis!

(Aus Goethes Sprüchen).

Albrecht von Maltzan (1812—1851)

der Begründer des Archivs der Freunde der Naturwissenschaft in Mecklenburg
von Annalise Wagner

Ein später Herbsttag führte mich an einem Wandersonntag auf den 106 Meter hohen frei gelegenen Barenberg, der in seiner Umgebung eine bemerkenswerte Höhe darstellt. Unweit ihm zu Füßen führt die Chaussee von Neustrelitz nach Penzlin und gerade gegenüber vom Barenberg (östlich) liegt das Geburtshaus Albrecht von Maltzans, das heute noch fast unverändert sich als einstöckiger langer Backsteinbau auf der rechten kleinen Anhöhe dicht bei der Chaussee erstreckt. Seine Bewohner sind Forst- und LPG-Arbeiter. Gegenüber an der Chaussee stehen noch der alte Dorfkrug Brustorf und einige andere Arbeiterhäuser.



Das alte Gutshaus
in Brustorf bei Peckatel in Mecklbg.
Gartenseite

Der Name Brustorf wird erst nach 1800 genannt, vorher findet man die Bezeichnung „Alte Hütte“ oder Peccateler Hütte. Die Bezeichnung „Brusmezdorpe“ findet sich aber schon in einer Urkunde von 1724; die der „Alten Hütte“ stammt von einer Glashütte, deren Spuren heute noch feststellbar sind. Unweit vom Geburtshaus findet sich ein etwa einen Morgen großes Sandfeld (mit Tabak bepflanzt), in dem unzählige Glasscherben und Schlacken sich befinden. Daneben ein Mauersteinhügel mit schwarz gefärbten Ofensteinen.

1795 erwarb der Vater Albrecht von Maltzans, Landrat Friedrich v. Maltzan¹⁾ die Ortschaften Peutsch, Jennyhof, Brustorf und Peccatel. Da sich aber

¹⁾ Friedr. v. M. (1783-1864) teilte sich die Herrschaft Penzlin mit seinem älteren Bruder Ferdinand. Er besuchte von 1803/05 die Universität Göttingen. Ferdinand schaffte als erster in Mecklenburg die Leibeigenschaft 1816 ab. Ihm wurde von seinem Sohn 1916 ein Obelisk als Erinnerungsmal auf der Penzliner Feldmark gesetzt. Der Vater dieser Brüder war Josef v. M. auf Werder zu Penzlin. Er war einer der interessantesten und unternehmungsfreudigsten, fortschrittlichsten Männer im Lande. Auf eigenen Wunsch fand er die letzte Ruhestätte auf seiner Feldmark Lübke unter einer großen Steinpyramide, die von 4 großen Linden umsäumt ist, sie ist heute noch weithin sichtbar, siehe die 2 Federzeichnungen.

in Peccatel noch kein geeignetes Wohnhaus fand, wählte die Familie das bequeme Landhaus in Brustorf. Ein Magister Zander unterrichtete Albrecht und seine vielen Geschwister.

1823 zog die Familie nach dem ererbten Gut Rothenmoor am Malchiner See und 1827 kam Albrecht von Maltzan für 5½ Jahre auf das Neustrelitzer Gymnasium Carolinum. Seine eigenwilligen geistigen Anlagen kamen hier klar zum Durchbruch. Systematisches Lernen und Wissen lehnte er völlig ab, in einigen Lehrfächern blieb er gänzlich zurück, in seinen Lieblingsfächern war er weit voraus und setzte alle in Erstaunen.

1833 ging er nach Berlin und später nach Göttingen auf die Universität, um Medizin und andere Naturwissenschaften zu belegen²⁾. Nach 3 Jahren jedoch gab er das Studium auf und entschloß sich, die Landwirtschaft praktisch zu erlernen. Nebenbei betrieb er seine Lieblingsstudien mit überaus großem Eifer. Als Ornithologe und Sammler von Süßwassermollusken eignete er sich schnell ein erstaunliches Wissen an. Bevor er sich beim Gutspächter Meyer (in Mandelshagen bei Ribnitz) als „Strom“ der Landwirtschaft widmete, ging er auf Reisen und machte die ersten Bekanntschaften mit Naturaliensammlern und Forschern.

Er kam bis Cette in Südfrankreich, dort fesselte ihn das Sammeln von Conchylien so, daß er sich über die geplante Zeit dort aufhielt. Er fuhr mit den Austernfischern aufs Meer und durchsuchte deren Netze nach Conchylien. Mit reicher Ausbeute kam er nach Mecklenburg zurück.

Die Erlernung der praktischen Landwirtschaft griff er mit solchem Eifer an, daß ihm sein Vater daraufhin die Verwaltung des Gutes Rothenmoor am Malchiner See anvertraute.

In seiner Mußzeit suchte er seine Feldmarken nach Mineralien ab und zerschlug mit einem großen Chausseehammer das Gerölle, um der evtl. verborgenen Petrefacten habhaft zu werden.

„Diesem neuen Aufenthalt in Rothemoor verdankt Albrecht v. M. die zweifelhafte Ehre, in Reuters Stromtid verewigt zu sein. Er ist ‚de jung Baron von Mallerjahn up Gräunenmuhr‘, und macht mit der Erzieherin, die Jochen Nüssler für seine Töchter Lining und Mining hielt, hypnotische Experimente, weil die Mamsell, wie Onkel Bräsig sagt, ‚sonnenbuhlerisch‘ (= sonnambul) geworden und als Medium zu gebrauchen war. Da der junge Herr diese Naturforschung etwas ungeniert betrieb und dadurch Madame Nüssler Kummer verursachte, so kam es bekanntlich zu einem unangenehmen Zusammenstoß mit Onkel Bräsig, der sich in ritterlicher Weise für seine alte Freundin einsetzte. Wahrscheinlich ist noch eine zweite Episode in der Stromtid auf Albrecht v. M. zurückzuführen. Bei Schilderung der Zustände v. 1848 erwähnt Reuter die Rede, die Herr v. Rambow zur Beruhigung seiner Tagelöhner hielt. Trotz des geringen Erfolges dieser Rede folgte Jochen Nüssler auch diesem Beispiel, das dann in einem ergötzlichen Stromtidkapitel nachzulesen ist. Reuter muß die gedruckte Rede, die Albr. v. M. seinen Hintersassen hielt,

²⁾ In der Festschrift von Prof. Dr. K. Rieck, (Neustrelitz 1906, wird A. v. M. nicht als Abiturient aufgeführt. Die Ablegung des Maturitätsexamens wird erst 1837. zur gesetzmäßigen Vorbedingung für ein akademisches Studium erklärt.

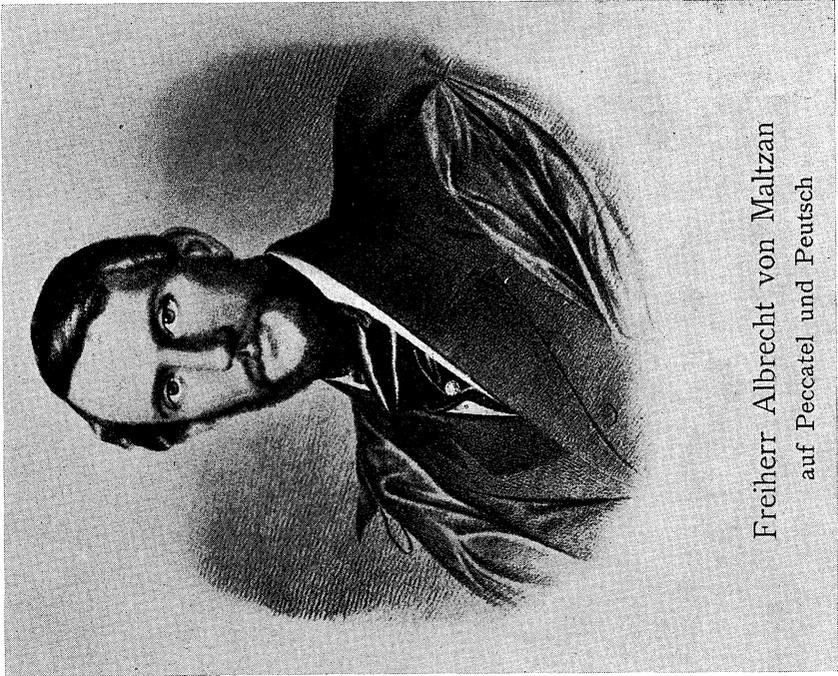
gekannt haben.“ Ihr Titel lautete: „Ansprache an meine Leute. Den Tagelöhnern, Handwerkern und Bauern der Güter Peckatel, Peutsch, Rothenmoor und Moltzow mit ihren Nebenorten — gewidmet von Albrecht Maltzan, Reichsfreiherr zu Wartenberg und Penzlin auf Peutsch.“ Teterow, 1848, gedruckt und zu haben bei Ludolph Hirsch. (30 S.)

Wenn man heute diese Rede kritisch liest, so muß man feststellen, daß Alb. v. M. sich schon damals einer nicht ungeschickten Dialektik bediente, um seinen Leuten die Kostspieligkeit und Gefährlichkeit der neuen Ideen, falls sie realisiert würden, klar zu machen. Alle Einwände werden mit christlich dogmatischen Argumenten beiseitegetan, die die Leute, die in der Furcht der Kirchenpatrone aufwuchsen, zum großen Teil überzeugen konnten. Die „18 Wünsche der Reformvereinsmitglieder“ versucht er zu einem Teil als längst erfüllt, zum andern als gefährlich in ihrer Realisierung, als republikanisch und mit merkbarer Absicht auf ein unsachliches Geleise, an die Grenze des Kriminellen zu schieben und schließlich von dogmenchristlicher Schau her abzulehnen. Ein einziges Beispiel dafür möge genügen. Der 18. Reformwunsch lautet, daß des Volkes Wille das höchste Gesetz im Staate sei. Die Antwort in der Rede Maltzans: „Zu diesem Volke sollen aber auch die Juden gehören, die über unsern Heiland das kreuzige riefen, und die Türken, die uns ungläubige Hunde nennen ... wir ständen in Gefahr, unsern christlichen Glauben aufgeben zu müssen, wenn des Volkes Wille das höchste Gesetz würde ...“

Die geschichtlichen Tatsachen, die aus dem „Monstrum“ der Verfassung Mecklenburgs“, der mehrfachen Teilung Mecklenburgs und dem landesgrundgesetzlichen Erbvergleich (1755), der ständischen Macht auf den Landtagen, auf denen meistens die Ritterschaft mit ihren 600 Stimmen siegte, hervorgingen, reden eine so harte Sprache, daß man heute die 18 Punkte der Reform geradezu als harmlos auffassen muß. Kein Hüsung, das Sperren der Städte, Dörfer und Güter gegen Zuzug arbeitssuchender Familien, führte um die Mitte des 19. Jahrhunderts zu den bekannten Auswanderungsziffern. 30 000 Mecklenburger fuhren innerhalb von 4 Jahren (um 1854) von Hamburg nach Übersee.

1844 besuchte Albrecht v. M. mit Archivar Dr. Lisch zum ersten Male Ernst Boll in Neubrandenburg. 1845 machte Boll seinen Gegenbesuch in Rothenmoor und wurde in dem überaus gastfreien Haus, das jetzt Albr. v. M. allein bewohnte, sehr freundschaftlich aufgenommen. Alle Sammlungen standen den ständig wechselnden naturwissenschaftlich interessierten Gästen zur Verfügung. Die bewegte Zeit 1848 konnte den Aristokraten nicht von dem leidenschaftlich überzeugten Demokraten, dem die politische Gleichberechtigung aller am Herzen lag, trennen. Maltzan schrieb Boll darüber: „Politisch müssen wir ebenso weit auseinanderstehen, als wir es im Fundament der Politik und des Glaubens schon sind. Wir kennen uns beide wohl so viel, daß wir vom andern wissen, er erstrebe das Edlere, Höhere, er gehe ohne Eigennutz nur reiner Überzeugung nach und trachte in der Erkenntnis fortzuschreiten. Dann können wir uns sogar politisch bekämpfen, aber dies wird die gegenseitige Achtung nicht verringern.“

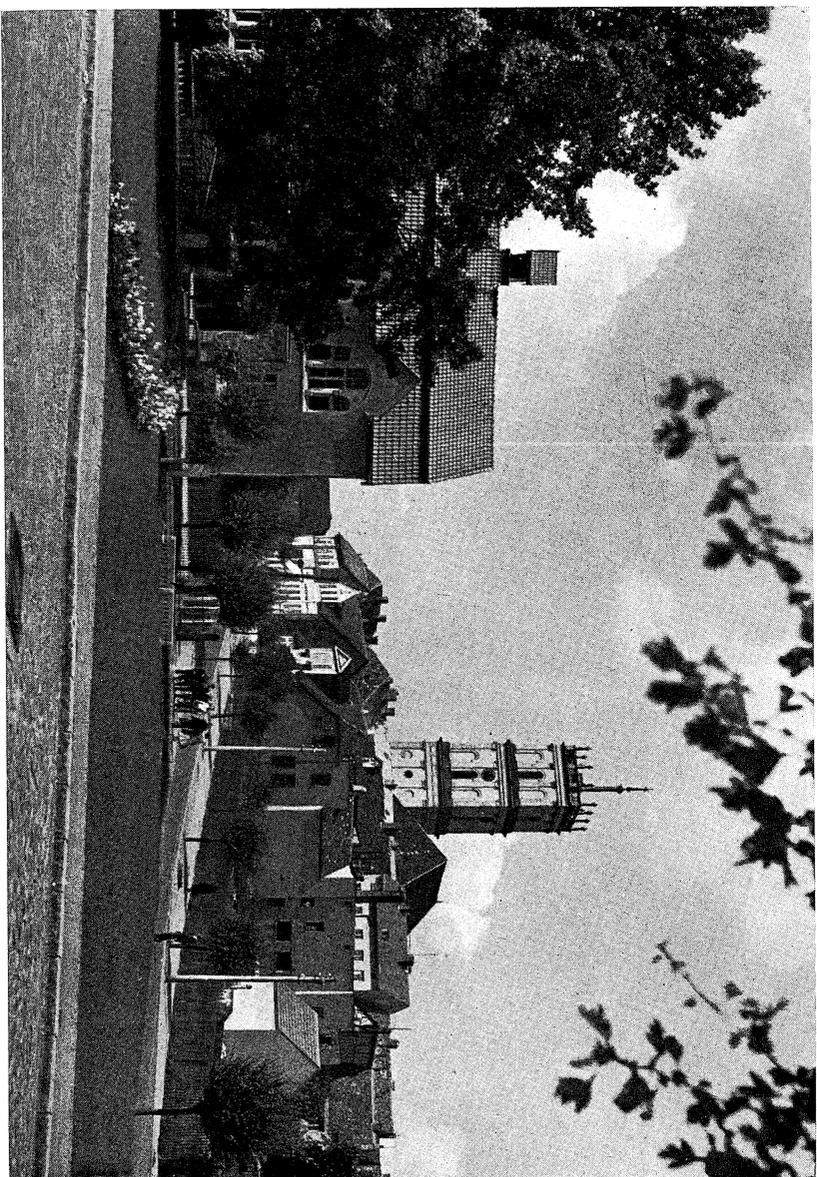
Sie trafen sich daher ausschließlich auf dem naturwissenschaftlichen Gebiet. Die freimütige weltanschauliche Aussprache schmiedete sie nur noch fester zusammen. Maltzan war oft Logiergast in Neubrandenburg und Ernst



Freiherr Albrecht von Maltzan
auf Peccatel und Feutsch



Dr. E. Boll



Ansicht von Neustrelitz - Links das Borwinnein



Die Pyramide auf dem Hügel der Feldmark von Lübkow b. Penzlin i. Mklbg.

Boll war wiederum in Rothenmoor. Das gemeinsame Interesse der naturwissenschaftlichen Heimatforschung überwand alle trennenden Gegensätze. Albr. v. M. teilte E. Boll seine Idee, die naturwissenschaftlich interessierten Mecklenburger in einem Verein zwecks Austausch und Belehrung zusammenzufassen, mit. (1846) Maltzan regte an, Boll organisierte. „Sie wissen, daß es mir darum zu tun ist, die Naturwissenschaften bei uns im allgemeinen mehr gepflegt zu sehen, und daß ich die Schwäche habe, Naturalien nicht liegen lassen zu können. Deshalb achte ich jetzt auch auf Petrefakten und schleppe davon zusammen. Mein Zweck dabei ist wie bei allen meinen Sammlungen, teils mich in meiner Einsamkeit zu unterhalten, teils ein Material zu beschaffen, welches das Studium der einheimischen Natur erleichtern kann.“ (an Boll 23. 9. 1846).

Er sammelte Conchylien, Nester und Eier der Vögel, Insekten, Mineralien, Petrefakten und in letzter Zeit auch Algen. Bis auf Algen und Conchylien sammelte er nur einheimische Naturalien. Von seinen Sammlungen war die der Conchylien die bedeutendste. Sie enthielt über 1200 Spezies, viele in mehreren Exemplaren. Vorherrschend waren Land- und Süßwasser-Conchylien und die des Mittelmeeres. Fast alle mit Fundortenangabe. Er stand mit vielen Sammlern und Wissenschaftlern in Verbindung zwecks Tausch und Auskunft. Die Ergebnisse seiner Forschungen kamen im Archiv der Naturfreunde

zum Abdruck. Bedeutend war seine Mineralien- und Petrefaktensammlung, besonders die vollständige Kollektion der Moltzower³⁾ Kreidepetrefakten.

Bei den vielen Interessen konnte eine übersichtliche Ordnung seiner Sammlungen nicht auch noch von ihm vorgenommen werden. Das erste halbe Jahr jeden Jahres wurde draußen gesammelt und geforscht, das 2. Halbjahr im Winter sollte geordnet werden. „Für die Naturforschung ist zur Zeit draußen das Buch zugemacht, wenn man nicht den Blick zu den Sternen richtet. Der Moment, das Gesammelte zu ordnen, ist jetzt gekommen, aber ich muß ihn auf dem Landtage vergessen, wo so viele schöne Zeit vergeudet wird.“

Von großer Freigiebigkeit war Albr. v. M. auch in bezug auf seine kostbare Bibliothek, die wertvolle naturwissenschaftliche Kupferwerke enthielt, er ließ oft monate- und jahrelang solche Werke an Freunde der Naturwissenschaft aus. Sein größtes Verdienst aber ist und bleibt, daß er es mit Ernst Boll zusammen verstand, die Kräfte naturwissenschaftlicher Bestrebungen durch eine Stiftung des Vereins der Freunde der Naturwissenschaft in Mecklenburg zusammenzufassen, und für das Ziel, die verschiedenen Gebiete der Naturwissenschaft wissenschaftlich zu erschließen, zu begeistern. Es geschah von 1847 an. Hier seine Idee: „Die Freunde der Naturforschung in Mecklenburg werden aufgefordert, am 1. Juli zusammenzukommen. Zweck ist, persönliche Bekanntschaft herbeizuführen und den Sinn für Naturwissenschaft im Vaterland zu beleben ... Ich denke, wir sind am 1. in Malchin und machen am 2. eine Exkursion nach Basedow und Burg Schlitz oder Rothenmoor. Die Zeit ist leider jetzt ungünstig, aber später in der Ernte und Herbstsaatzeit sind alle Prediger gebunden, sowie jetzt die Schulmänner, es bleibt deshalb für die Zukunft die Pfingstwoche wohl die beste Zeit. Ich denke, wir machen keine Statuten, aber jedesmal einen Vorsitzenden und 2 Sekretäre, welche die Herausgabe zwangloser Hefte besorgen, je nachdem durch geringe Beiträge die Druckkosten gedeckt werden. Möglichst wenig Formalitäten. Dies Unternehmen muß mit Lust und Liebe betrieben werden, und die kleinen Lichter dürfen nicht mißachtet werden, weil sie nicht weit leuchten ... Mögen in Malchin auch nur ein halbes Dutzend Naturforscher zusammenkommen, die Zahl macht es nicht, sondern der Geist, der diese wenigen beseelt ...“

Zur ersten Versammlung kamen 7 Teilnehmer und Maltzans Plan wurde angenommen. Im vierten Vereinsjahr waren es schon 102, im 30. Jahr 305 und dann stieg die Mitgliederzahl im Laufe weiterer Jahre über 1000 an.

Dr. Grischow, Apotheker Timm, Ernst Boll arbeiteten vorerst doch die Statuten aus, die auf der nächsten Jahresversammlung bestätigt wurden. Die zweite Versammlung wurde von 14 Teilnehmern besucht. Die Stiftung des Vereins wurde aufgrund der Statuten am 26. 5. 1847 beschlossen. Verschiedene meckl. Städte, wie Güstrow, Sternberg, Neubrandenburg wurden als jährlicher Versammlungsort gewählt.

Als Ergebnis eines Kuraufenthalts in Aachen, den Albr. v. M. selbstverständlich auch für seine naturwissenschaftlichen Interessen nutzte, schrieb er an Boll, daß unbedingt ein Verzeichnis der Pflanzen mit Standortangabe angelegt werden müßte. Dasselbe würde er später auch mit den Vögeln vornehmen.

³⁾ Moltzow war ein Nachbargut von Rothenmoor mit bedeutenden Kreidenvorkommen.

1850 siedelte Albr. v. M. nach Peckatel über, um die dort anliegenden Güter besser betreuen zu können. Auf seinen Reisen, die meistens mit einer Badekur verbunden werden mußten, lernte er viele Experten und Museumsleiter kennen. Natürlich wurden auch Tausch- und Kaufangelegenheiten wahrgenommen. So z. B. in Triest, wo sich ihm ein Kauf einer wertvollen Algen-Sammlung aus dem Adriatischen Meer bot. In Wien hospitierte er u. a. bei Prof. Kollar, der gerade sein 5stündiges Wochenkolleg über die Prillwitzer Idole hielt.

Gegen die pausenlosen Überanstregungen von Körper und Geist nützten die oftmaligen Badekuren wenig. Schonung kannte er nicht. Vielleicht ahnte er, daß sein Leben nur Fragment bleiben würde. Selbst auf dem Krankenbett ordnete er und schrieb. Noch einige Wochen vor dem Tode schickte er seinen Kutscher zum Schalsee, um den Unio Mülleri zu suchen, den er dort selbst vor Jahren gefunden und an Roßmäßler gesandt hatte, der ihn aber nicht zurückgab.

Albrecht von Maltzan starb am 11. 10. 1851 im 38. Lebensjahr in Rostock und wurde in Peccatel auf dem Friedhof beigesetzt. Sein Grab deckt eine große Sandsteinplatte mit abgekürztem Buchstabentext:

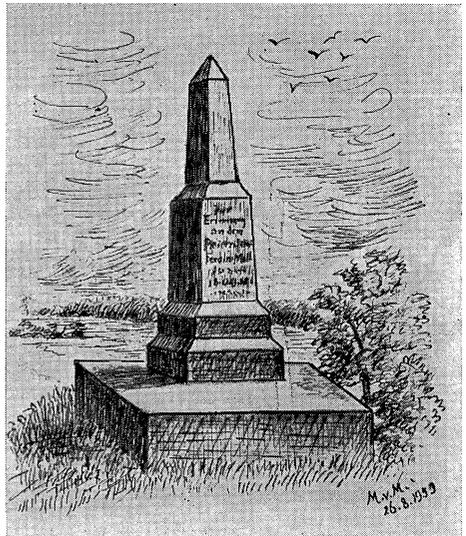
R. F. H. v. W. u. P. geb. 19. Sept. 1813
gest. 11. Okt. 1851

Dies soll heißen: Reichsfreiherr von Wartenberg und Penzlin.

Der Name Wartenberg bezieht sich auf eine Standesherrschaft in Schlesien, die samt dem Grafentitel im Jahre 1530 erworben wurde. Der Biograph des Adels, Archivrat Lisch, schrieb u. a. in einem Nekrolog über Albrecht v. Maltzan: „Es liegen über 350, größtenteils sehr ausführliche Briefe von ihm an mich vor. Alle ohne Ausnahme atmen denselben Geist, dem nichts fremd blieb,

Gedenkstein

„Zur Erinnerung an den Reichsfreiherrn Ferdinand von Maltzan, der am 18. Okt. 1818 als erster in Mecklenburg die Leibeigenschaft aufhob, gesetzt von seinem Sohn Johannes am 18. Oktober 1916.“



alle strotzen von einer fast unerschöpflichen Kraft und Unternehmungslust. In jedem Satze steckt eine Tat. So heißt es z. B. in einem Brief vom 19. 12. 1844: Anfangs Juni bin ich auf Poel oder Zingst, den Seevögeln nachstellend. Im Juli gehe ich vielleicht nach Polen. Dazwischen hoffe ich mit Boll im Mai Schnecken zu suchen, etwas später mit Ritter Hünen zu graben, mit Zander Vögel zu würgen, für Karsten und Hagenow Steine zu suchen und für Roßmähler Muscheln zu finden.“

Zu erwähnen wäre noch der am Grenzbach nach Hohenzieritz zu, unweit von Peutsch, gelegene Albrechtsplatz. Eine ovale, ölfarbene Tafel an einer Buche trug einst diese Aufschrift. Die Tafel hatte einst Großherzog Georg seinem Freund anbringen lassen. Der Albrechtsplatz war ein stiller, unbekannter Ort, an dem beide Männer in der unruhigen Zeit um 1848 Politik machten. Beide standen auf dem Boden der Reaktion und verurteilten die nach den Märztagen einsetzenden liberalen Bestrebungen Preußens. Sie wollten von der Verfassung, die der junge Schweriner Großherzog seinem Lande gegeben hatte, nicht viel wissen. Großherzog Georg galt bei seinem Neffen, dem Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV., viel und stärkte ihn in seiner bald wieder einsetzenden reaktionären Richtung, wie ja auch die Schweriner Verfassung auf Verlangen der Ritterschaft und der Strelitzer Agnaten 1850 durch den Freienwalder Schiedsspruch wieder aufgehoben wurde.

20 Jahre hat Ernst Boll in selbstloser Weise den Sekretärposten des Archivs der Naturfreunde Mecklenburgs inne gehabt. Dazu hat er die immer größer werdende dazugehörige Bibliothek betreut, die jedem Mitglied kostenlos zur Verfügung stand. Sie war damals mit 10 000,— versichert, ein Beweis ihrer Kostbarkeit. 1885 wurde sie dann der Rostocker Universitätsbibliothek angegliedert und war dort der Weiterbetreuung sicher.

Das Archiv des Vereins für Naturfreunde Mecklenburgs hat sich im Laufe der Zeit als unentbehrliches Quellenwerk für faunistische, floristische, geologische und meteorologische Verhältnisse in Mecklenburg erwiesen. Die ersten 20 Jahre erschien es bei Brünslow in Neubrandenburg, später bei Opitz in Güstrow. Jährlich erschien ein Band von 200—450 Seiten in Broschur, des öfteren auch mit Abbildungen. Mit allen Ländern Europas, auch mit Nord- und Südamerika, Indien und Australien stand es im Tauschverkehr.

„Nach innen kräftig, nach außen geachtet“ lebt es bis in die jüngste Zeit nun schon 100 Jahre.

Albr. v. M.'s Idee, die einheimische Natur wissenschaftlich zu erschließen und die Naturfreunde mehr und mehr dafür zu begeistern, die Ergebnisse als wertvolle Zelle der Wissenschaft einzugliedern, war ein ganz fortschrittlicher Gedanke. Er wurde durch den vielseitig gebildeten Naturwissenschaftler und Organisator Dr. Ernst Boll zur Tat.

Beider Arbeit endete nicht mit ihrem Tode. Der jüngere Bruder Hermann wurde ein bedeutender Nachfolger und führte Albrechts Ideen zum Ziel.

Chronik der Stadt Burg Stargard und ihrer Gemarkung im Rahmen der Landesgeschichte

von Paul Steinmann

VI.

Die Franzosenzeit
(1806 ff.)

42 Jahre waren verflossen, seitdem die Mecklenburger zum letztenmal fremde Truppen in ihren Landen gesehen hatten. Nun sollten von Oktober des Jahres 1805 ab wieder einmal „geschwinde Zeitläufte“ über unsere Heimat hereinbrechen! Fremden Soldaten mußte Durchzug, Verpflegung oder Quartier gewährt werden. Seit Ende Oktober 1806 aber wurde das Land sehr schwer durch Requisitionen französischer Truppenverbände belastet und die Bevölkerung aufs ärgste drangsaliert durch Plünderungen und Gewalttaten von seiten undisziplinierter und verwildeter Elemente französischer Truppen. Hinzu kamen Hungersnöte, Seuchen und Wirtschaftskrisen.

Im Verlauf des dritten Koalitionskrieges gegen Frankreich und Napoleon zogen von Ende Oktober 1805 ab alliierte Truppen durch Mecklenburg¹⁾ nach Hannover, das von Napoleon okkupiert war. Sie wurden auf Grund besonderer Konventionen gegen Bezahlung verpflegt und z. T. einquartiert. So marschierten am 28. Oktober russische Truppen durch das Fürstentum Ratzeburg. Vom 7. bis 11. Dezember 1805 zog ein russisches Husarenregiment „über Fürstenberg, Altstrelitz, Mirow durch die hiesigen Lande“. Nach dem Preßburger Frieden (26. 12. 1805) weilten russische Truppenverbände auf ihrem Rückmarsch „aus dem Hannöverischen“ in der Zeit vom 27. Februar bis zum 8. März 1806 im Herzogtum Strelitz. Auch schwedische Soldaten waren, wie im Dezember 1805, so auch im Februar/März 1806 durch Mecklenburg gezogen.

1806
Febr./
März

Alle diese Truppen „hielten gute Mannszucht, und nachdem sich die erste Furcht vor den Russen gelegt hatte, die (wie auch schon bei ihrem ersten Besuche hierselbst im Jahre 1712) von dem Landvolke zum Theil für Menschenfresser gehalten wurden, stand man hier mit ihnen²⁾ sowohl, als mit den Schweden auf bestem Fuße, wovon man z. B. in Neubrandenburg ein recht auffälliges Beispiel gab, indem man dort den durchziehenden russischen Offizieren zu Ehren an Bußtage³⁾ (28. Februar 1806) einen Ball veranstaltete!“ Schwedische Truppen tauchten am 21. März im Fürstentum Ratzeburg auf, und im August 1806 zogen solche von Pommern durch Mecklenburg nach dem Herzogtum Lauenburg.

¹⁾ Bereits am 17. Oktober 1805 war ein Durchmarsch preußischer Truppen durch das Herzogtum Mecklenburg-Strelitz erfolgt, und zwar im Verlauf der Durchführung einer bewaffneten Neutralität Preußens im Interesse des norddeutschen Raumes.-Mecklbg., Strel. Staatskalender auf das Jahr 1806, desgl. auf das Jahr 1808: Annalen. — Für 1807 wurde wegen der Kriegswirren kein Staatskalender veröffentlicht. — E. Boll: Geschichte Mecklenburgs, II, 1854, S. 344.

²⁾ Auch in Stargard „cantonirten“ im Februar 1806 russische Truppen. Aus Gefälligkeit gegenüber der Stadt übernahm der Landdrost von Schack 30 Mann und quartierte sie auf der Burg ein. C. von Oertzen: Geschichtliches von der Burg und dem Amte Stargard, 1890, S. 62

³⁾ Von Boll gesperrt.

Durch die Gründung des Rheinbundes am 12./17. Juli 1806 wurden dessen Mitglieder auf Napoleons Geheiß vom Deutschen Reich „für ewig getrennt“. Damit war dokumentiert, daß das Reich aufgehört hatte, zu existieren. Kaiser Franz II. zog hieraus nur die Konsequenz, wenn er am 6. August 1806 die Kaiserkrone niederlegte.

Die Mecklenburg-Strelitzsche Landesregierung sah sich nun genötigt, engeren Anschluß an Preußen zu suchen, dessen König überdies durch engste Familienbande mit dem hiesigen Fürstenhaus verknüpft war. „Man war sich in Strelitz mit einer für die damalige Zeit erstaunlichen Klarheit bewußt, daß, wie [Erbprinz] Georg es einmal ausdrückt, die politische Existenz Mecklenburgs an der Erhaltung des preußischen Staates hänge“⁴). Als Napoleons Ränke und Hinterhältigkeit (Hannover) den König von Preußen zwangen, im August 1806 gegen ihn das Heer zu mobilisieren, um am 9. Oktober den Krieg zu eröffnen, hatte die Neustrelitzer Regierung preußischen Truppen Durchmärsche durch das Herzogtum gestattet. Ferner waren auf Antrag Preußens, mit ausdrücklicher Zustimmung der Ritterschaft, Naturalien an preußische Truppen geliefert worden⁵). Aber diese den preußischen und zuvor den alliierten Truppenverbänden gewährten Vergünstigungen sollten sich bald rächen! Als nach der Schlacht bei Jena und Auerstädt (14. Oktober 1806) die geschlagenen preußischen Truppen und die sie verfolgenden Franzosen sich näherten, ließ die Neustrelitzer Regierung in aller Eile die Landesgrenzen „mit Neutralitätspfählen“ samt Tafeln: „pays neutre“ markieren. — „Offiziell war man an dem Kriege nicht beteiligt und man spielte nun den Neutralen“ (Endler). Den z. T. in der Auflösung begriffenen preußischen Truppenteilen blieb in ihrer Bedrängnis auch gar nichts anderes übrig, als durch Mecklenburg zu marschieren! Die Franzosen aber dachten nicht daran, auf ihrer Verfolgung inne zu halten und die sie wohl recht naiv anmutenden Neutralitätstafeln zu respektieren!

- Okt. Die Nachrichten über Positionen, Bewegungen und Gefechte der sich nähernden Preußen und Franzosen
24. überstürzten sich vom 24. Oktober ab geradezu in ihrem dramatischen Ablauf! An diesem Tage hatte der Fürst von Hohenlohe mit Resten seiner Armee Quartier in und um Neustadt an der Dosse bezogen. Abends war Blücher dort eingetroffen. Hohenlohe marschierte am 25. in nordöstlicher Richtung weiter und brachte seine Truppen im Raum Lindow, Ruppin, Wildberg unter. Blücher lag in Ganzer westlich
25. Wildberg. Als Hohenlohe am 26. 9 Uhr morgens bis Schönermark westlich Gransee gelangt war, brachten aus Zehdenick geflüchtete Landsleute die Nachricht von einem dort erfolgten Zusammenstoß einer Abteilung des Generals
- 26.

⁴) C. A. Endler: Die Geschichte des Landes Mecklenburg-Strelitz (1701-1933), 1935, S. 49.

⁵) Annalen des Staatskalenders: 1806 Sept. 26.: „Verordnung, daß die Rechnungen über die fernerweitig statt ge habten Durchmärsche Königl. Preuß. Truppen an den Marsch-Commissarius Cammerath von Bassewitz eingesandt werden sollen“. — Dieser war bereits 1805/06 bei den Durchmärschen preußischer und russischer Truppen zum Marschkommissar bestellt worden und übte in den folgenden Jahren ständig diese Funktionen mit Tatkraft und Umsicht sowie unter großer persönlicher Einsatz- und Opferbereitschaft aus.

von Schimmelpfennig mit Franzosen, der für den General unglücklich verlaufen sein sollte. — Tatsächlich entwickelte sich das Gefecht bei Zehdenick, es war das erste größere in der Nähe des Landes Stargard, erst von etwa 13 Uhr ab! — Statt sofort auf Zehdenick vorzustößen, machte Hohenlohe den „geradezu unerhörten Fehler, fast 3 Stunden mit der versammelten Hauptkolonne unschlüssig und mutlos bei Schönermark, 14 km vor Zehdenick, stehen zu bleiben ... Das war der Anfang vom Ende“ (von Lettow-Vorbeck). Nun änderte Hohenlohe seine bisherige Marschrichtung, die geradewegs über Templin nach Prenzlau führte. Er beschloß, den Umweg über Fürstenberg, Lychen, Boitzenburg einzuschlagen, um über Prenzlau nach Stettin zu gelangen. Hierbei konnte allerdings eine lange Kette von Seen, Sümpfen und Flußläufen als Deckung der rechten Flanke ausgenutzt werden. Hohenlohes Truppen erreichten Fürstenberg z. T. erst am späten Abend des 26., bzw. in der Nacht zum 27. Oktober. „Die durch einen vorausgeschickten Offizier unterrichteten Einwohner Fürstenbergs taten ihr Möglichstes zur Aufnahme der Soldaten; aber der Ort war zu klein, als das jeder etwas erhalten konnte. Auch ein Unterbringen in den Häusern war nach damaliger Praxis nur in beschränktem Maße möglich; der größere Teil mußte innerhalb und in nächster Umgebung des Ortes biwakieren. Ohne Mäntel, zum Teil sogar in leinenen Hosen und mit leerem Magen in der kalten Octobernacht war ein solches Biwak nicht dazu angetan, Truppen, welche bereits physisch wie moralisch gelitten hatten, für neue große Anstrengungen geeignet zu machen. Prinz August von Preußen schreibt ... „Viele Soldaten waren schon so ermüdet, daß sie aus Mattigkeit liegen blieben. Die Anstalten zur Verpflegung waren so schlecht getroffen, daß diejenigen, welche biwakierten, gar nichts erhielten. Ich ließ daher eigenmächtig in den nahegelegenen Dörfern fouragieren; die meisten Grenadiere erhielten aber nur einige Erdtöfeln“ (Kartoffeln). — Die Kavalleriekolonnen des Generals Graf von Schwerin wurde über Altstrelitz nach Hasselförde detachiert, sollte dort so lange im Biwak verweilen, bis Hohenlohe die Seenenge von Lychen passiert hatte. Das war der Fall gegen 11 Uhr vormittags des 27. Oktobers, nachdem bei einem Halt „die Einwohner ihre Vorräte an Kartoffeln und Brot mit den Soldaten geteilt hatten, wobei aber nur dem Bedürfnis weniger Mannschaften genügt werden konnte“. Sodann wurde über Boitzenburg, das bereits von französischen Reitern besetzt war und von diesen erst nach längerem Gefecht geräumt wurde, bis Schönermark, 10 km östlich Prenzlau, marschiert. In dem dortigen Schlosse schlug Hohenlohe sein Hauptquartier auf und verweilte dort entschlußlos allzulange, statt möglichst bald mit einer starken Kavallerieabteilung nach Prenzlau zu marschieren⁶⁾.

Blücher war von Hohenlohe zum 26. nach Ruppın beordert worden, übernahm die Führung der Nachhut und zog am 27. über Menz nach Fürstenberg. Dort traf er mit einer Division um 10 Uhr abends ein. Die andere gelangte am 28. 3 Uhr morgens bis Lychen. Ihr folgte Blücher um 2 bzw. 4 Uhr mor-

⁶⁾ Quellen, auch für das Folgende: Annalen 24. ff. Oktober 1806. O. von Lettow-Vorbeck: Der Krieg von 1806 und 1807, II, 1892, S. 204/05, 224, 229, 232, 234, 239-45, 252-56, 260ff., 285, 293. J. Scherr: Blücher. Seine Zeit und sein Leben. II, 1863, S. 256ff.

gens. Wie am Tage zuvor bei Menz, kam es auch jetzt zu einem heftigen Gefecht zwischen Blüchers Husarenregiment und der feindlichen Kavallerie. Diese wurde von Blücher, an der Spitze seiner Husaren reitend, kurz vor Lychen gleichfalls zurückgeworfen. Auch den von schwachen Kräften wieder besetzten Flecken Boitzenburg räumten die Franzosen, als Blücher seine Leute zum Angriff angesetzt hatte.

29. „Zwey Stunden nach dem Abmarsch des von Blücherschen Corps rückt auch schon die Avantgarde des Französischen Armeecorps des Reichsmarschalls Bernadotte, Prinzen von Ponte Corvo, in Fürstenberg ein. Das derselben folgende Armeecorps selbst wird ... zum Theil in Fürstenberg einquartiert, und nachdem daselbst durch einen unglücklichen Zufall in der Nacht vier Häuser in Flammen aufgegangen, zieht das Corps am 29. der Königl. Preuß. von Blücherschen Armee nach. — An eben diesem Tage senden Sere-nissimus Regnans den Obristen von Bonin nach Fürstenberg an ... Marschall Bernadotte ... mit einem Schreiben wegen Anerkennung der Neutralität Höchst Ihre Lande und erhalten ... eine Sauvegarde [Sicherheitswache für das herzogliche Schloß zu Neustrelitz] (Annalen).

Am 29. Oktober 4 Uhr morgens wollte Blücher mit seinem Corps, das bei Berkholz, Boitzenburg und Rosenow biwakiert hatte, nach Prenzlau marschieren. Da erhielt er die Nachricht, daß Hohenlohe bereits am 28. dort kapituliert hatte! — Der völlig niedergeschlagene und abgekämpfte Fürst hatte sich von Murat und dessen Offizieren hinsichtlich Stärke ihrer Truppen arg düpiieren lassen. Hohenlohe war dem, was über ihn hereinbrach, nicht gewachsen, mit seinen „geistigen Fähigkeiten war es bergab gegangen“. Vor allem aber war er von seinem „nicht mehr ganz zurechnungsfähigen“ Generalstabschef Oberst von Massenbach, dessen Verhalten „an das Verbrechen des Hochverrates streifte“, falsch orientiert und übel beraten worden. — Diese Kapitulation von Prenzlau sollte verhängnisvolle Auswirkungen haben: „Sie gab das Signal zu allen andern Kapitulationen“⁷⁾. Auf die Zeitgenossen und die Nachwelt machte diese schmachvolle Kapitulation Hohenlohes einen solch verheerenden Eindruck, daß man noch 100 Jahre später von einem Menschen, der von einem schlechten Gewissen bedrückt einherging, sagte: „Er sieht auch so aus als ob er Prenzlau verraten hat!“

Blüchers Corps hatte „weder Brot noch Fourage und war durch die vielen forcirten Märsche äußerst abgemattet“. Auch war es auf 2—3 Seiten von überlegenen feindlichen Streitkräften umstellt. Trotzdem dachte Blücher nicht daran zu kapitulieren. Vielmehr faßte er — „wohl jedenfalls unter Mitwirkung Scharnhorsts“, der sein Quartiermeister (Generalstabschef) war, — den Entschluß, nach links, in Richtung auf Neustrelitz, abzubiegen. Blücher hoffte, sich dort oder in der Nachbarschaft mit dem arg zurückgebliebenen Corps des Herzogs Carl August von Sachsen-Weimar zu vereinigen, das nach dessen Abberufung durch den König von Preußen dem General von Winnig unterstand. — Dieser schlug am 29. Oktober in Wittstock und am 30. in Mirow sein Hauptquartier auf. — Blüchers Absicht war, den Gegner immer weiter von der Oder abzuziehen, damit sich östlich von dieser die preußischen Reservetruppen sammeln und im Verein mit den Russen Zeit zum Eingreifen gewannen. Bei günstiger Gelegenheit wollte Blücher sich den Franzosen stellen und schließlich auf Magdeburg oder über die Elbe auf Hameln vor-

rücken, um im Rücken der Franzosen zusammen mit General Lecoq zu operieren⁸⁾).

So trat Blücher am frühen Morgen des 29. Oktobers des Jahres 1806 seinen berühmt gewordenen Zug quer durch Mecklenburg an.

Mit diesem echten Husarenstreich schlug er den Franzosen, die sich seiner schon sicher wähten, ein Schnippchen! Sein Name wurde durch diese mannhafte Tat weithin bekannt. Sie „bewies den Franzosen, welche in diesen Tagen in Deutschland so namenlos Erbärmliches und Niederträchtiges gesehen hatten, daß es doch auf deutschem Boden noch Männer gäbe, welche aushielten bis zur äußersten Möglichkeit“ (Scherr, II, S. 272).

Es gelang Blücher, unbemerkt das schwierige Defilee der Seen von Wrechen, Feldberg, Carwitz und Krüselin zu passieren. In der Nacht vom 29. auf den 30. Oktober lagerte sein Korps „in Feldberg, Schlicht, Dolgen, Ollendorf, Grünow u.s.w.“ (von Lettow-Vorbeck, II, S. 294). Dann zog er westwärts weiter. „Mittags 12 Uhr“, vermerkt der Annalist, „langen ganz unvermutet der ... General von Blücher mit seinem Armeekorps aus dem Amte Feldberg, über Schlicht, Cantnitz, Rödlin kommend, vor Neustrelitz an. Die Armee defilirt bis gegen 4 Uhr Nachmittags die Glambecker Straße vorbey über den Mühlenberg durch die Gärten in den bey Zierk ablaufenden Weg nach Wahren⁹⁾. Eine halbe Stunde nachher erscheint zwar vor der Glambecker Straße ein Detachement Kaiserl. Franz. Husaren unter Anführung des Obersten Gerard von der Armee des Prinzen von Ponte Corvo. Es zieht aber nach längerem Geplänker wiederum ab ...“

⁷⁾ Von Lettow-Vorbeck, I, 1891, S. 113/15, II, S. 244/45, 252, Anm. I. 213, 253, 261-294.

⁸⁾ Von Lettow-Vorbeck, II, 293/94, 315/16, 336/37, Scherr, II, S. 271/72

⁹⁾ Hohenlohes Generalquartiermeister Oberst von Massenbach erhob gegen Blücher den Vorwurf, „er habe sein eigenes Vaterland Mecklenburg nicht verschont“. Es blieb aber Blücher nichts anderes übrig, als durch Mecklenburg seinen Rückzug zu nehmen! Dabei wurden, wie das im preußischem Heer zu jenen Zeiten üblich war, weitgehendste Rücksichten auf die Bevölkerung genommen hinsichtlich Beanspruchung von Quartier, Lebensmitteln und Furance. So ließ Blücher am 30. Oktober die Eingänge von Neustrelitz besetzen „und verbot bei Todesstrafe den Ort zu betreten, um den Feind zu einem gleich schonenden Betragen gegen Mecklenburg zu bewegen“. — „Er enthielt“, bemerkt von Lettow-Vorbeck, „den eigenen Truppen die Hilfsmittel vor, welche auch seinerseits zu schonen, dem Gegner natürlich gar nicht einfiel“. — Blücher und Scharnhorst teilten eben noch die Anschauungen ihrer Zeit. „Nur der alte Jsegrim ... von York, der konnte es nicht verstehen, wie man die eigenen Leute hungern ließ, um den Gegner zu füttern“. Als Blücher seine Soldaten nicht in Schwerin einquartiert und nicht durch die Stadt hatte verpflegen lassen, konnte York sich nicht enthalten, sarkastisch zu bemerken: „Gewiß verzehren die Herren Franzosen in Schwerin in aller Seelenruhe das Weißbrot, das Ihr nicht anzurühren gewagt habt“. — Bei ihrem Einrücken in Schwerin am 4. November begnügten sich die Franzosen nicht mit Weißbrot, sondern „hausten ziemlich übel und gewalttätig ... auch Plünderungen der Einwohner kamen vor“. Von Lettow-Vorbeck, II, S. 336 und 300; S. 316, vgl. auch S. 343. G. Droysen: Das Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenberg, I, 1851, S. 171, W. Jesse: Geschichte der Stadt Schwerin, I, 1920, S. 342.

Auf dem Weitermarsch Blüchers erfolgte am 31. Oktober die Vereinigung mit dem Winnigschen Korps¹⁰⁾ bei Speck und Dambeck. „An demselben Tage“, vermerkt der Annalist, „geht der Französ. Marschall Soult mit seinem Generalstabe und der Infanterie durch Mirow auf Wahren, und der Marschall Murat, Großherzog von Berg und Cleve, rückt mit einem Theil seines Corps in Friedland ein. Am Abend kömmt der Französ. Divisionsgeneral Savary mit einem Corps von 950 Chasseurs à cheval und Husaren in Neustrelitz an. Ein Theil bivouakirt vor der Stadt und auf dem offenen Platz vor dem Palais an der Schloßstraße; die übrigen nehmen in der Stadt Quartier und marschieren insgesamt am folgenden Morgen früh auf Wahren“.

Nov.
1.

Auf die Nachricht, daß Blücher in Schlicht gewesen sei, war Bernadotte von Boitzenburg über Weggun und Fürstenwerder marschierend in Woldegk am Mittag des 30. zunächst in Richtung auf Bredenfelde und Cantnitz abgebogen. Als er aber erkannt hatte, daß Blücher ihm entschlüpft war, dirigierte er seine Truppen nordwestlich und setzte sie in Gewaltmärschen über Stargard, Neubrandenburg, Penzlin zur Überholung des Blücherschen Korps an. Am Vormittag des 1. Novembers hatte Bernadotte von Ankershagen kommend mit seiner Spitze die von York kommandierte Nachhut Blüchers hart westlich Waren eingeholt. Die französischen Reiter — es griff auch Soult und Savarys Reiterei ins Gefecht ein — wurden aber, vor allem durch das rechtzeitige Eingreifen des Majors von Katzeler mit seinen Husaren, im schwerem Nahkampf, wobei York stärker verwundet wurde, unter Verlusten auf Waren zurückgeworfen. So gewann York Zeit die Enge bei Jabel zu besetzen. In einem das Gelände meisterhaft ausnutzenden, hinhaltenden Schützengefecht der Jäger und Füsiliere wurde dem Gegner unter schweren Verlusten der Nossentiner Wald und das Gelände um das Dorf bis zum Ein-

¹⁰⁾ Zu dem Winnigschen Korps gehörte als Kommandeur der leichten Fußtruppen Oberst von York. Als Leutnant war er 1779 von Friedrich dem Großen wegen Insubordination mit einem Jahr Festung bestraft und aus dem Dienst entlassen worden. — York hatte die Tatsache, daß ein Stabskapitän aus dem österreichischen Feldzug von 1778/79 die Altardecke aus einer Kirche mitgebracht hatte, als Diebstahl bezeichnet und daraufhin dem Stabskapitän bei der Wachtparade den Gehorsam verweigert. — 1781 war er auf 5 Jahre in holländische Dienste getreten und hatte auf der Insel Ceylon die Schützentaktik des Busch- und Kleinkrieges kennen gelernt. Nach Friedrichs Tod, gleich Blücher, der sich auch „zum Teufel hatte scheren sollen“, — als Kapitän — wieder eingestellt, baute er als Kommandeur eines Füsilierbataillons und hernach eines Fußjägerregiments den neuen Schützendienst der geöffneten Ordnung und der Terrainsausnutzung systematisch aus. Abhold dem Gamaschendienst alten Stils und ein Gegner der starren und schwerfälligen Linear-taktik der geschlossenen Massen, erzog er seine Jäger zur Selbständigkeit, zur Beweglichkeit und schulte sie im zerstreuten Gefecht. — Am 26. Oktober hatte York mit seinen Jägern, den Füsiliern und 2 Kanonen den Übergang des Korps über die Elbe bei Altenzaun gedeckt und als hervorragender Taktiker in einem vorbildlich durchgeführten Gefecht dem Gegner eine empfindliche Schlappe beigebracht. — Seit den trübten Tagen von Jena und Auerstädt der erste Lichtblick! Von Lettow-Vorbeck, II, S. 309-317, Droysen, I, S. 23ff 49-55, 65-160. Allgemeine Deutsche Biographie, XLIV, 1898, S. 594ff.

bruch der Dunkelheit strittig gemacht. Unbehelligt konnte York mit seinen Leuten das nächste Defilee von Alt-Schwerin erreichen¹¹⁾. York war mit dem Rückzug Blüchers durchaus nicht einverstanden. Dieser versäumte es, seine an Zahl überlegene Reiterei geschlossen — vor allem zuletzt bei Crivitz (Droysen, II, S. 169) — gegen die noch getrennten Gegner einzusetzen und sich in den Engen zwischen den Seen von Krakow, Alt-Schwerin und Plau festzusetzen. Er ging vielmehr schnell über Goldberg und Prestin (2. November) auf Crivitz zurück. Als aber hier am 3. November nach heftigem Kampfe die Stellung von Blüchers Nachhut aufgegeben werden mußte und der wichtige Übergang über die Stör, an der Fähre von Mueß, nicht behauptet werden konnte, drangen die Franzosen am Abend bis Zippendorf vor¹²⁾. Der Verlust des Störüberganges nötigte Blücher am 4. November, statt nach Boizenburg und Lauenburg, über Gadebusch in Richtung auf Lübeck zu marschieren. Seine Soldaten sollten sich in der Stadt erholen, und dann wollte er von Travemünde aus auf englischen Schiffen nach Ostpreußen segeln. Als aber durch die Schuld des Herzogs von Braunschweig-Oels und eines Artilleriekommandeurs, die kopflos geworden waren, die Franzosen in Lübeck eindringen konnten, kam es zu heftigen Straßenkämpfen, in denen York schwer verwundet und gefangengenommen wurde (6. November). Lübeck ging verloren, und als der Herzog von Braunschweig die auf einem Irrtum beruhende Nachricht überbrachte, daß Travemünde von den Franzosen besetzt sei, hielt Blücher — im Gegensatz zu Scharnhorst — den weiteren Kampf für nutzlos. Von Bernadottes, Soult's und Murats¹³⁾ Truppen bei Ratekau eingeschlossen, nahm Blücher die von Bernadotte angebotene Kapitulation (7. November) an. Als er unter die Kapitulationsurkunde seinen Namen geschrieben hatte, fügte er die Worte hinzu: „Ich kapituliere, weil ich kein brot und keine Muhnition nicht mehr Habe.“ — Mag man mit der Kapitulation und manchen anderen Maßnahmen der Führung nicht einverstanden sein“, schreibt Lettow-Vorbeck, „der Blücher-Scharnhorstsche Zug war dennoch für die damalige Zeit von hoher moralischer Bedeutung. Der Welt war gezeigt worden, daß es noch Männer gab, welche inmitten der allgemeinen Verzweiflung den Kopf hochhielten und dem Allüberwinder Widerstand zu leisten wagten. Die Truppen hatten unerhörten Strapazen widerstanden und bis zuletzt tapfer ge-

¹¹⁾ Von Lettow-Vorbeck, II, S. 294, 336-39, 345-51, 353-56. Droysen, I, S. 159-167. — Das Gefecht bei Nossentin war der andere Lichtblick in jenen trüben Zeiten! Zur Erinnerung daran wurde dort im Jahre 1856, in Gegenwart des Großherzogs und des Generalfeldmarschalls von Wrangel, ein Denkmal enthüllt: Ein vierkantiger Felsblock, gekrönt von einem gußeisernen Adler, hat auf einer Plakette die Inschrift: „Ehre, den auch im Unglück Unverzagten“.

¹²⁾ Knappe 4 km davon entfernt hatte Blücher im Pächterhause von Ostorf (Gedenktafel mit falschem Datum: 3. Dez.), unmittelbar vor Schwerin, sein Hauptquartier aufgeschlagen!

¹³⁾ Dieser war in Gewaltmärschen von Friedland (31. XI.) in nordwestlicher Richtung über Demmin (1. XI.) Malchin (2. XI.) und Teterow nach Güstrow (3. XI.) marschiert, um dem General von Winnig den von diesem ursprünglich geplanten Rückzug nach Stralsund bzw. nach Rostock oder Wismar abzuschneiden. Sodann war Murat über Sternberg nach Schwerin (4. XI.) abgebogen und hatte Gadebusch und Ratzeburg am 5. XI. erreicht. Von Lettow-Vorbeck, II, S. 339, 357, 363, 370, 374.

fochten. Die Hoffnung auf eine bessere Zukunft wurde auf diese Weise in vielen preußischen Herzen aufrechterhalten ...“¹⁴⁾.

Der Annalist des Mecklenburg-Strelitzschen Staatskalenders beschloß seine Aufzeichnungen zusammenfassend mit folgenden Worten: „Übrigens litt fast das ganze Land, besonders aber die Ämter Mirow, Stargard, Fürstenberg, Feldberg, Sponholz, vom 30. Oktober bis zum 4. November auch durch unregelmäßige Exactionen in einem hohen und jede Beschreibung übersteigenden Grade. Die Durchmärsche dauerten auch den Monat November hindurch fort, und auf dem Rückmarsch nach der Schlacht bei Lübeck (6. Nov.) verweilten die in einzelnen Detachements und Regimentern zurückkehrenden Kaiserl. Franz. Truppen bald längere, bald kürzere Zeit im Lande.“

„So war der Krieg plötzlich wie ein Blitz aus heiterem Himmel mit allen seinen Schrecken über Mecklenburg hereingebrochen. Die Franzosen hauseten in diesem neutralen Lande nicht anders, als wenn es ein feindliches wäre“, schreibt Boll in seiner Geschichte Mecklenburgs (II, S. 346). — Es muß aber hervorgehoben werden, daß die französischen Marschälle, Generale und Offiziere bemüht waren, Ausschreitungen ihrer Soldaten entgegenzutreten. Freilich, die Disziplin hatte infolge der Gewaltmärsche stark gelitten, und es hielt schwer, die Übeltäter festzustellen und zur Verantwortung zu ziehen. Im übrigen führten sich, allgemein gesehen, nach Scherr's Angaben, schlimmer als die Franzosen „ihre deutschen Mitstreiter, die Soldaten der rheinbündischen Satrapen, auf“¹⁵⁾.

Nachrichten und Quellen spezieller Art sollen nun das Auftreten der Franzosen in Städten und Dörfern des Landes Stargard vom 30. Oktober ab näher beleuchten:

Ok.
30. Französische Reiter vom I. Korps des Marschalls Bernadotte waren auf überholender Verfolgung des Blücherschen Korps gegen Mittag des 30. Oktobers in Woldegk eingerückt. „Wenn sich diese regulären Truppen auch nicht lange aufhielten, sondern schnell kamen und gingen, so werden sie doch in der Eile mancherlei von den Bewohnern erpreßt haben; ja selbst zu Ausschreitungen ist es gekommen. Ein Schneider ist von ihnen gleich bei der Ankunft durch Schläge und Kolbenstöße so schwer mißhandelt worden, daß er ein Jahr später an den Folgen gestorben ist. Es waren wohl hauptsächlich Versprengte und Marodeure, die sich Derartiges zuschulden kommen ließen.“ — „Bei den Schreckensnachrichten von den Franzosen, die die ganze Stadt in Aufruhr brachten, hatte Pastor Asmis versucht, die Leute zu

¹⁴⁾ Von Lettow-Vorbeck, II, S. 358-382. Droysen, I, S. 169-182. Scherr, II, S. 276-79. — Gegen Scharnhorst und von Lettow-Vorbeck's Ansicht muß man Scherr (II, S. 280) darin beipflichten, daß Blücher recht daran tat, die von Bernadotte abermals angebotene Kapitalation anzunehmen, da er die etwa 6000 Mann, welche er noch hatte, „allenfalls hinopfern, aber unmöglich retten konnte“. — Blücher's Truppe bestand ganz überwiegend aus Kavallerie, aber die konnte er nicht einsetzen, da, wie von Lettow-Vorbeck selbst hervorhebt (II, S. 380), „das Gelände bei Ratkau wegen der Hecken und Knicks für Reiterei ganz ungeeignet war“.

¹⁵⁾ Scherr, II, S. 265/66, vgl. auch von Lettow-Vorbeck, II, S. 385/86. — Die Franzosen konnten auch deswegen die Preußen bald einholen, weil sie, ganz allgemein gesehen, ein schnelleres Marschtempo hatten und weil sie alle, welche nicht mehr genügend marschfähig waren, zurückließen. Aus deren Reihen rekrutierten sich dann die Plünderungen und Gewalttätigkeiten verübenden Marodeure!

beruhigen, indem er ihnen sagte, die Franzosen seien auch nur Menschen und würden ihnen nichts tun. Nach seiner Gewohnheit stand er vor der Haustür und rauchte seine Meerschampfeife, die mit Silber beschlagen war. Da kamen die ersten Franzosen ... Es waren nur vier Mann: Kaum hatte einer der Reiter den Pastor und die wertvolle Pfeife erblickt, da sprang er vom Pferd, entriß dem Pastor die Pfeife und trabte davon. So war Pastor Asmis trotz seiner Beruhigungsversuche doch der erste gewesen, dem die Franzosen etwas zuleide getan hatten.“¹⁶⁾

Die Spitze von Bernadottes Reitern traf gegen Abend in Stargard ein. „Den Franzosen ging ein böser Ruf voraus. Die Stargarder vergruben ihre Wertsachen und flüchteten in den Hagen. Erst nach und nach kehrten sie zurück. Die Soldaten biwaktierten auf dem alten Schulhof hinter der Nordwand der Kirche, ein anderer Teil hinter dem Klüschenberg. Geschah den Einwohnern auch nicht gerade Ernstliches an Leib und Leben, so wurde doch ein großes Morden an Hühnern und Schweinen verübt. Das Silberzeug wurde entwendet und Kleidung, Betten, Geschirr und Kochtöpfe verschleppt. Erst nach dem Abzug suchten sich die Geschädigten ihre übriggebliebenen Sachen auf der Biwakstelle zusammen. Das lief natürlich nicht ohne Zank und Streit ab“¹⁷⁾.

Am 31. Oktober passierte Bernadotte mit dem Gros seiner Truppen Stargard in Richtung Neubrandenburg¹⁸⁾. Ein Teil der Franzosen blieb in der Stadt. Entgegen Bernadottes Befehl raubten und plünderten die Franzosen, vor allem Marodeure und Gesindel, so arg, daß bald die Lebensmittel, insbesondere das Brot, sehr knapp wurden und Hunger und Not in die Stadt einkehrten. Endlich, im Januar 1807, verließen die letzten Franzosen die Stadt¹⁹⁾.

Okt.
31.

Über die verfloßenen Schreckenstage sowie über den Schaden, den er und die Kirche infolge Plünderungen der Franzosen erlitten hatte, berichtete der Stargarder Kirchenökonom Wolter am 21. November 1806 an Herzog Carl folgendes²⁰⁾: „Am 30sten October-Abend d. J. drangen französische Truppen

¹⁶⁾ Pastor Haberland (Woldegk): Woldegk 1806-1813. Mecklenburg, Zeitschrift des Heimatbundes Mecklenburg, 9. Jgg., 1914, Nr. 3, S. 78/79.

¹⁷⁾ F. Schröder: Aus der Vergangenheit der Stadt Burg Stargard: Unsere Heimat, Heimatblätter für den Kreis Neubrandenburg, Heft 4, 1957, S. 36.

¹⁸⁾ „Es waren ungefähr 40 000 Mann, die hier durchzogen“. — Bernadotte gab die Stärke seines Korps für den 31. Oktober mit rd. 13 000 an: Von Lettow-Vorbeck, II, S. 350, vgl. dazu S. 344, Anm. i. — „Der Domänenpächter Schröder von Cantnitz mußte sie begleiten ... Schröder klagte dem Amtsrat Siemßen (zu Feldberg), man hätte ihm 500 Taler bares Geld abgenommen, 17 Pferde, 700 Scheffel Korn, alles Heu und Stroh genommen, und an Wäsche hätte er nur 2 Hemden gerettet, die er an habe“. P. Fr. Kaeding: Chronik der Stadt Burg Stargard ..., Maschinenschrift, Original beim Rat der Stadt Burg Stargard, in Abschrift im Besitz des Verfassers, S. 140.

¹⁹⁾ In einigen wenigen Stargarder Familien hat sich von den Urgroßeltern her, vermittelt durch Großeltern und Eltern, Kunde von den Schrecknissen der Franzosenzeit erhalten. Als stummer Zeuge jener Zeiten steht noch auf dem Flur des Kaeding'schen Hauses in der Langen Straße ein alter Schrank, in dessen oberen hohlen Teil (Kranz) die Familie für sich und für die Nachbarn eine Woche lang das Brot vor den Zugriffen der Franzosen versteckt hatte.

²⁰⁾ Abschrift im Pfarrarchiv zu Burg Stargard.

unverhofft in die Stadt und in alle Häuser, wo sie nicht nur alles ausplünderten, sondern auch alles ruinierten und zerstörten. Ich kann den Jammer nicht beschreiben, der überall herrschte. So wie die meisten Einwohner mußte auch ich meine Wohnung verlassen und 2 Nächte unter Gottes freien Himmel Schutz suchen, indem ich nicht vermögend war, den unablässigen großen Forderungen der Franzosen Genüge zu thun, die mehr von mir erwarteten, als ich hatte. Was die Ersten gelaßen hatten, das nahmen in den folgenden Tagen noch die Letzten, und als ich mich wieder nach dem Meinigen umsehen konnte, war alles leer und verwüstet. Mein ehemaliger Wohlstand ist vielleicht auf lange Zeiten verloren ... Ich verlor in diesen paar Tagen mehr als 15 bis 16 Hundert Thaler, theils an baarem Gelde, theils an Mobilien ... Auch die bei mir vorhanden gewesenen baaren Kirchen-Gelder [rd. 368 Reichstaler von Stargard, Bargensdorf und Quastenbergl] sind sämtlich eine Beute der Franzosen geworden ... Sogar von allen meinen eigenen und die Kirchenangelegenheiten betreffenden Papieren ist alles verrißen, zertreten und nichts weiter übrig und brauchbar geblieben als die Rechnungsbücher der Kirchen ... Ob zwar die französischen Truppen auch die Kirchen-Thüren erbrochen hatten: so haben sie doch aus der Kirche nichts weiter genommen als den Klingbeutel, wovon die silberne Glocke jedoch zurückgeblieben ist. Was ich von Kirchen-Geräthschaften in meinem Hause hatte, als:

3 silberne vergoldete Kelche, 2 vergoldete Oblat-Teller, 2 [bzw. 3] seidene, mit silbernen Treßen besetzte Tücher und ein weißes Altar-Tuch mit reichen Spitzen besetzt,

ist ebenfalls alles in die Hände der Franzosen gerathen“.

Über das erste Auftreten der Franzosen in Ne u b r a n d e n b u r g und über die nachfolgenden Ereignisse heißt es in den gleichzeitigen Aufzeichnungen von Boll's Vater²¹⁾, der Pastor in Neubrandenburg war: „Am Abend des 30. Oct. etwa um 7 Uhr rückte ein kleiner Trupp französischer Reuterei vom Corps des Marschall Bernadotte, welches die Nacht in der Gegend von Stargard bivouakirte, hier ein. Sie verübten allerlei Excesse, schlugen Fenster ein, nahmen Uhren, silberne Pfeifen, Geld und ließen sich auf dem Markte mit Wein bewirthen; ihr Anführer beehrte und erhielt vom Magistrat 50 Louisdor. Sie gingen nach einige Stunden weiter zum Treptowischen Thore hinaus. Gegen Morgen, aber noch im Finstern, kam das ganze Armee-corps allmählich nach, und der Durchmarsch dauerte fast den ganzen 31. Oct. Ein schrecklicher und unvergeßlicher Tag! Weit und breit im Lande umher (nur sehr wenige von der Heerstraße abgelegene Dörfer blieben verschont), wurde geraubt und geplündert, die Pferde weggenommen, die Menschen gemißhandelt, so daß sie endlich davon gingen und drei bis vier Tage in den Wäldern umherirrten; zum Glücke war die Witterung für diese Jahreszeit ungemein milde und heiter. In der Stadt sollten zwar keine Gewaltthätigkeiten geduldet werden, aber nichtsdestoweniger drangen die Soldaten in viele Häuser ein, und begnügten sich nicht bloß mit Essen und Trinken, sondern erpreßten und raubten Kleidungsstücke, Geld und Geldeswerth, so viel sie konnten. Das geschah auch in meinem Hause, und mein Verlust belief sich in wenigen Minuten auf 100 Thlr. Die Gensdärme reinigten endlich mein Haus und ließen mir Sauvegarde, die ich auch noch theuer bezahlen mußte! Angst und Entsetzen herrschte überall, — alle Gesichter waren bleich vor Ent-

²¹⁾ Boll, II, S. 347/48.

setzen. Niemand hatte sich eines solchen Betragens versehen! Brod, Fleisch, Wein, Bier, Branntwein wurde in ungeheurer Menge nach dem Markte geschafft, die Weinkeller in Requisition gesetzt und ausgeleert, — selbst den Pferden wurde Wein zum Saufen gegeben. Einige tausend gefangene Preußen wurden in der St. Johanniskirche und im herzoglichen Palais einquartirt. — Die folgende Nacht und die folgenden Tage bis zum 3. Nov. lagen viele Franzosen hier. Das Artilleriezeug wurde ausgebessert, und in der zweiten, leer stehenden Predigerwohnung, welche man erbrochen hatte, war die Sattlerei eingerichtet. Am Sonntage den 2. Nov. konnte gar kein Gottesdienst gehalten werden. Die Stadt mußte auch bedeutende Mengen an Tuch, Leder u.s.w. liefern. In den folgenden Wochen wurden viele Verwundete hierher gebracht, von denen auch einige dreißig starben und an einer besonderen Stelle auf dem Gottesacker beerdigt wurden. Weil noch immer Marodeurs nachkamen, so wurden die Thore mit Bürgern besetzt und des Nachts patrouillirten Wachen, auch um der einheimischen Diebe willen“²²⁾.

In dem 29. Bulletin der französischen Armee vom 9. November 1806 wird unverfroren behauptet, daß Mecklenburg „gleichmäßig von den französischen und preußischen Truppen verwüstet ist“. Es deutet aber nichts darauf hin, daß preußische Soldaten sich derartige Übergriffe und Gewalttaten zu Schulden kommen ließen, wie sie von Franzosen verübt wurden!

In besonderem Grade scheinen im Lande Stargard Pfarren und Pastoren von Ausplünderungen und Gewalttätigkeiten der Franzosen heimgesucht gewesen zu sein. Krüger (Krüger-Haye) macht darüber folgende Angaben²³⁾: Die Pfarre zu Alt-Käbelich wurde „am 30./31. Oktober von durchziehenden Franzosen zweimal ausgeplündert, doch waren die besten Sachen vergraben. Die Dienstboten waren geflohen, Frau und Kinder [des Pastors Horn] in der Tagelöhnerwohnung versteckt und blieben unbelästigt. Als am nächsten Tage neue Feindeszüge nahten und doch alle Lebensmittel verzehrt waren, floh der Pastor mit den Seinen und der Familie des Oberamtmanns in den Wald und konnte erst nach 2 Tagen sein Haus wieder aufsuchen“. Am 1. November und in den folgenden Tagen wurde das Pfarrhaus zu Hinrichshagen „geplündert und dabei die Kirchenrechnungen und sonstigen Papiere verbrannt“. Schwer hatte die Pfarre zu Wulkenzin 1806/07 durch die Franzosen zu leiden, zumal sie an einer wichtigen Heerstraße lag. „Unter den körperlichen und geistigen Anfechtungen brach [der Pastor] Heinzelman zusammen. Nach dreitägiger Plünderung soll er nach Broda geflüchtet sein und sich dort drei Tage verborgen gehalten haben.“ Der Pastor Rahne in Strasen war „bei dem Einrücken der Franzosen in großer Lebensgefahr, zwei Einwohner des Dorfes wurden vor seinen Augen niedergestoßen. Er entfloh mit seiner Familie zu Wasser nach Steinförde und dann nach Neustrelitz“. Sehr schlimm erging es auch dem Pastor Reuschel zu Alt-Gaartz: „Nach vielen Kolbenstößen, 4 Bajonettstichen und einem Hieb in die Schulter sollte er erschossen werden und konnte sein Leben nur durch Herausgabe seiner sämtlichen Habseligkeiten retten ...“ Der Pastor

Ok.
30./31.

²²⁾ Auch in Stargard mußte im Dezember 1806 gegen das „hiesige Gesindel“ eine Bürgerwehr für nächtliche Patrouillengänge eingerichtet werden. Kaeding, S. 141/42.

²³⁾ Die Pastoren im Lande Stargard seit der Reformation, Jahrb. des Vereins für mecklb. Geschichte und Altertumskunde (Mecklb. Jahrb.) 69, 1904, S. 58, 79, 88, 190, 243/44.

Loholm in Weitin verstarb 1807 „an den Folgen der durch die Franzosen erlittenen Mißhandlungen“²⁴⁾.

Die Übergriffe und Plünderungen von Franzosen hörten zwar allmählich auf, aber die Truppendurchzüge durch das Land Stargard nach Schwedisch-Pommern und nach Preußen dauerten noch lange an. Besonders die „auf der Militärstraße gelegene und mit Durchmärschen und Einquartirungen bekanntlich so sehr belastete Stadt Friedland“ hatte nach Angaben des Annalisten vom Oktober 1806 bis zum 10. Januar 1807 60 bis 70 000 Mann Einquartierung gehabt. Vom 11. Januar 1807 bis zum 24. November 1808 mußte die Stadt an Franzosen und Rheinbundtruppen unterbringen und verpflegen: Marschälle: 26, Generale und Obersten: 244, Offiziere: 15 842, Mannschaften: 241 827, insgesamt: 257 939 Soldaten!!! — „Für die Stadt allein war es mehrere Male ganz unmöglich, wenn plötzlich bedeutende Truppenmassen dort eintrafen, die nöthigen Lebensmittel aus eigenen Kräften herbeizuschaffen, und es wurde daher in solchen Fällen in den benachbarten, weniger heimgesuchten Städten für die Friedländer Brod gesammelt; in Neubrandenburg z. B. wurden für dieselben einmal 3000 Pfund und ein ander Mal 4000 Pfund binnen weniger Stunden zusammengebracht“ (Boll, II, S. 350). In Neubrandenburg, wie vor allem in Friedland, wurden die Kirchen von den Franzosen als Magazine und für die Lagerung von Munition benutzt. — Erst am 14. Januar 1810 konnte, wie der Annalist vermeldet, die „öffentliche und feierliche Einweihung der durch die kriegerischen Unruhen gänzlich ruiniert gewesenen, nun aber wieder hergestellten Marienkirche zu Friedland“ stattfinden.

1810 Zum Zwecke der systematischen Durchführung der Kontinentalsperre rückten im Jahre 1810 wieder französische Truppen ins Land. Mit ihnen kamen die verhaßten Douaniers (Zollwächter). Diese sollten nach vorhandenen oder geschmuggelten englischen Waren, insbesondere nach Kaffee und Zucker, herumschnüffeln, die Häuser durchsuchen und die beschlagnahmten Waren verbrennen. — „Doch soll es mit diesen Maßregeln nicht sehr strenge von den französischen Douaniers genommen sein; sie waren der Bestechung zugänglich, und das, was verbrannt wurde, sollen nur ganz unbrauchbare Dinge gewesen sein. So wurde doch dem Kaiser gegenüber der Schein gerettet“ (Bohl, II, S. 363).

1811 Auch im Jahre 1811 litten Stadt und Land unter Truppendurchzügen. Die Bevölkerung hatte wiederum Lasten durch Einquartierungen sowie durch Requisitionen und Lieferungen von Lebensmitteln und Getränken zu tragen.

²⁴⁾ Die Erinnerung an diese Untat bewog im April 1812 eine Tochter Loholms, „sich an die Spitze der Weitiner zu stellen, um die bewaffneten Männer den Sammelplätzen zuzuführen, als das Land durch Sturmglocken alarmiert war, da man den Einfall der Franzosen von Stettin her befürchtete“. Ferner kämpfte hernach Loholms Sohn Carl als Freiwilliger in den Reihen des „vaterländischen Husarenregiments“, der sog. C.-Husaren, und erwarb als Unteroffizier bei Leipzig das Eiserne Kreuz. Später war er in Jena „begeisteter Burschenschaftler“ und verstarb 1880 als Pastor in Sahzkow bei Demmin. M. Gerchow: Geschichte des Mirower Schulwesens, Mecklbg.-Strel. Geschichtsblätter, 3, 1927, S. 306/07. Boll, II, S. 367. Krüger (Krüger-Haye), S. 225.

Historia de venerabili sacramēto in Güstrow.



Im Innern des Güstrower Domes



Prozession zum Güstrower Dom

— Nach dem Stargarder Kirchenbuch forderte die Ruhr in der Stadt viele Opfer, insbesondere an Kindern. — In dieser Periode der „Franzosenzeit“ stieg die Not und damit die Erbitterung der Bevölkerung ständig! In Abwehr gegen Mißhandlungen und Plünderungen durch marodierende Elemente der Franzosen und ihrer Helfershelfer schlossen sich in manchen Dörfern Mecklenburgs „die Bauern mit Sensen und Mistgabeln bewaffnet“ im Einverständnis oder auch unter Anführung ihres Predigers zusammen und verjagten oder erschlugen ihre Peiniger. Unmerklich stählte sich ihre Kraft und wuchs ihr Mut in der Hoffnung auf eine Gelegenheit, um durch einmütiges Zusammenwirken alle die Fesseln abzustreifen²⁵⁾.

Güstrow über 200 Jahre Wallfahrtsort

Das Heilige Blut

Die Landesbibliothek in Wolfenbüttel besitzt das einzige noch vorhandene Exemplar einer 1510 in Rostock gedruckten kleinen lateinischen Schrift mit dem Titel: *Historia de venerabili sacramento in Güstrow*. Von diesem aus 12 Blättern bestehenden Buche hat das Güstrower Heimatmuseum eine Photokopie erworben. Nach dem ersten Bericht über das Heilige Blut in Güstrow, den wir in der mittelhochdeutschen Reimchronik des Ernst von Kirchberg aus dem Jahre 1378 lesen, ist dieser Rostocker Druck die vermutlich älteste ausführliche Darstellung der Ereignisse, die im Jahre 1330 die Güstrower Geistlichkeit in den Besitz einer wundertätigen heiligen Reliquie gebracht und länger als zwei Jahrhunderte Güstrow zu einem vielbesuchten Wallfahrtsort gemacht haben.

Wie 1325 in Krakow und 1492 in Sternberg, handelt es sich auch in Güstrow um eine geweihte Hostie, die in den Besitz von Juden geraten und von diesen mit Nadeln durchstochen sein sollte. Man habe, so erzählt diese Rostocker Chronik, die geschändete Hostie nach längerem Suchen im Hause des Rabbiners gefunden und dabei festgestellt, daß sie Blutspuren zeige. Die Priester erklärten dies für ein Mirakel und verkündeten ihrer Gemeinde, es seien Tropfen vom Blute Christi. Darauf wurde allen Juden in der Stadt der Prozeß gemacht, sie wurden sämtlich verbrannt. Ihre Synagoge wurde niedergedrissen und auf ihrer Stelle eine Heilige-Bluts-Kapelle erbaut. Dort wurde die wunderkräftige Hostie aufbewahrt und den aus allen Gegenden des Landes nach Güstrow kommenden Pilgern zur Verehrung und Anbetung dargeboten. Als aber im Jahre 1383 auch in Wilsnack eine Kultstätte für eine blutende Hostie entstanden war, die weithin berühmt wurde und eine sehr große Menge von Wallfahrern auf sich zog, verlor im 15. Jahrhundert die Güstrower Blutskapelle an Zugkraft. Um ihr Ansehen wieder zu heben, verkündete im Jahre 1486 auf die Bitte des mecklenburgischen Herzogs Magnus der Papst Innozenz VIII einen „vollständigen Ablaß und Nachlaß aller Sünden für zwei Jahre allen Christengläubigen, welche... die Kapelle andachtsvoll

²⁵⁾ O. Vitense: Geschichte Mecklenburgs, 1920, S. 385.

besuchen . . . , damit sie um so freudiger zu dieser Kapelle strömen und zu ihrer Schmückung und Erhaltung um so bereitwilliger die Hände bewegen.“¹⁾

Diese Kapelle wurde dann 1503 ein Opfer des ersten großen Stadtbrandes in Güstrow. Die aus dem Feuer gerettete heilige Reliquie wurde nach einer vorübergehenden Unterbringung in der Burgkapelle im Jahre 1509 in einer feierlichen Prozession, an der nach dem Bericht der Rostocker Chronik sich auch die beiden mecklenburgischen Herzöge beteiligten, in den Dom überführt. Hier wurde die Verehrung des Heiligen Blutes nach den alten Zeremonien in der Capella Corporis Christi wieder aufgenommen.

Im Jahre darauf ist dann diese „*historia de venerabili sacramento in Gustrow*“ gedruckt. Ihr Verfasser ist wahrscheinlich der Official am Güstrower Domstift Johannes Tulle.²⁾ Die Schrift war offenbar dazu bestimmt, den Wallfahrern zur Erinnerung mitgegeben zu werden und so für weiteren Besuch der Kultstätte zu werben. Besondere Beachtung verdienen die beiden Holzschnitte, mit denen diese Chronik geschmückt ist. Der eine zeigt die bisher noch unbekannte älteste Ansicht des Güstrower Domes.³⁾ Vor dem Hintergrund des Kirchturmes sehen wir hier Priester mit Kreuz, Fahne und dem Reliquiar für das Heilige Blut, ihnen folgend zwei reichgekleidete Männer, sicherlich die beiden mecklenburgischen Herzöge, bei ihrem feierlichen Einzug in das rundbogige Nordportal des Domes. Der andere Holzschnitt läßt uns einen Blick in das Innere der Kirche tun. Vor einem kleinen gotischen Flügelaltar steht der Priester mit der Monstranz und den in einem Schaufelgefäß sichtbaren Teilen der blutenden Hostie, davor knien vier anbetende Gläubige.

Der Kult des Heiligen Blutes im Güstrower Dom fand 1550 mit der Einführung der Reformation in Mecklenburg sein Ende. *Wilhelm Gernertz*

Das Carolinum

Blätter für Kultur und Heimat

Die historisch - literarische Zeitschrift des Mecklenburgers

Einzelheft 5,— DM

¹⁾ G. Thiele: Der Domkirchen in Güstrow fünfhundertjähriges Alter. Rostock 1726, Beilage O.

²⁾ A. Hofmeister: Meckl. Jahrbücher Bd. 54 (1889): Beiträge zur Geschichte der Buchdruckerkunst in Mecklenburg, Seite 197.

³⁾ Also 75 Jahre vor der ältesten Gesamtansicht der Stadt Güstrow auf der Bildrolle des Vicke Schorler, auf der rechts auch der Dom zu erkennen ist. Vgl. die Abbildung in Heft 32 dieser Zeitschrift, Seite 88.

Der mecklenburgische Satiriker Christian Ludwig Liscow 1701-1760

Von Friedrich Griese.

I

Der Geheime Archivrat G. C. F. Lisch, Betreuer der geschichtlichen Kunstdenkmale seiner mecklenburgischen Heimat und Auffinder früher Drucke und literarischer Seltenheiten, entdeckte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts eine Sammlung bis dahin unbekannter Briefe des Satirikers Christian Ludwig Liscow. Zu Beginn einer eingehenden Untersuchung begründet er den Wert dieser Briefe, deren Hauptbedeutung er in der Aufhellung eines bestimmten Lebensabschnittes Liscows sieht, mit dessen Stellung im Schrifttum. Er beruft sich darauf, daß Liscow ohne Zweifel zu den größeren Geistern des deutschen Volkes gehöre. Verehrungswürdig seien seine Wahrheitsliebe und die kräftige Offenheit seines Wesens, Eigentümlichkeiten, welche er im Leben niemals verleugnet und in ein vollkommenes Ebenmaß mit seinen Schriften gebracht habe. Was seine Werke besonders auszeichne, sei eine seltene Schärfe und Klarheit der Auffassung und eine ungemaine Leichtigkeit, Sicherheit und Schönheit im Ausdruck.

Bei Jean Paul finden wir den Hinweis, daß Liscow alle seine Satiren in den Jahren von 1732 bis 1736 geschrieben habe. „So unbegreiflich dieses schnelle Fortschreiten ist, so seltsam erscheint uns auf der anderen Seite das plötzliche Verstummen und Verschließen eines so reichen Geistes.“

Und in Goethes siebentem Buch von „Dichtung und Wahrheit“ heißt es: „Liscow, ein junger, kühner Mensch, wagte zuerst, einen seichten, albernen Schriftsteller anzufallen, dessen ungeschicktes Benehmen ihm bald Gelegenheit gab, heftiger zu verfahren. Er griff sodann weiter um sich und richtete seinen Spott immer gegen bestimmte Personen und Gegenstände, die er verachtete, ja mit leidenschaftlichem Haß verfolgte. Allein seine Laufbahn war kurz; er starb gar bald, verschollen als ein unruhiger, unregelmäßiger Jüngling.“

Liscow starb vor zweihundert Jahren, im Oktober 1760. So ist es denn eine Art Ehrenpflicht, an Hand unbekannt gewordener und von Lisch wieder entdeckter Quellen dem Leben dieses Mecklenburgers nachzugehen. Dabei wird sich Goethes Meinung von dem gar bald verstorbenen Jüngling als irrig erweisen, wenigstens äußerlich zutreffend aber das von Jean Paul genannte Verstummen und Verschließen. Zum andern wird das Bild eines Mannes erstehen, der, um mit Lisch zu reden, Leben und Werk in ein vollkommenes Ebenmaß brachte, das heißt also: dem Hang zu satirischer Betrachtung auch im Leben nachgab. Wie die Dinge lagen, mußte er an diesem öfter wiederholten gefährlichen Wagnis scheitern.

II

In Christian Ludwig Liscows Ahnenreihe finden sich durch alle nachweisbaren Geschlechter Theologen. Ein Christian Liscow starb 1681 als Prediger zu Alt-Gaarz, der Sohn, mit dem Vornamen des Vaters, 1695 zu Westen-

brügge. Heinrich Christian, wieder ein Sohn, der vorher schwedischer Garnisonprediger zu Wismar war, bekam die Pfarre Volkenshagen, und Joachim Friedrich Liscow wurde nach Beendigung seiner Studien Pageninformer am fürstlichen Hof zu Grabow, dann Prediger in der Stadt Wittenburg. Er war der Vater des nachmaligen Satirikers. Das „Schwerinsche Freimütige Abendblatt“ von 1827, das aus Unkenntnis den Vornamen des Vaters falsch wiedergibt, berichtet darüber: „Johann Friedrich Liscow ward zum Prediger nach Wittenburg berufen 1696, ließ 1701 am 29. April seinen Sohn taufen und ihn nennen Christian Ludwig. Die Gevattern sind gewesen: Die Durchl. Herzogin zu Grabow Christine Wilhelmine, die Durchl. Prinzessin Sophia Louise, der Durchl. Prinz Christian Ludwig.“

Der erste Unterricht wurde dem Sohn im elterlichen Hause erteilt, von den dann folgenden Jahren wissen wir nichts, wir treffen ihn wieder als Schüler des Lübecker Gymnasiums. Die Verzeichnisse dieser Anstalt beginnen allerdings erst mit dem Jahr 1750, es liegen aber Erinnerungen vor, die der Lübecker Dompropst Dreyer im Jahr 1787 in den „Papieren des Kleeblattes“, einem schönwissenschaftlichen Sammelwerk, veröffentlichen ließ und die von dieser Zeit des jungen Liscow berichten. Mit siebzehn Jahren bezog er die Universität Rostock, studierte dann in Jena und Halle Theologie wie seine Vorfahren, daneben wahrscheinlich Rechtswissenschaft.

Eine Anekdote aus der Rostocker Zeit, die von der Schwester Liscows brieflich überliefert und später in einem Journal gedruckt wurde, ist deshalb aufschlußreich, weil sie die Art des Menschen Liscow schon für seine jungen Jahre aufweist, nach der Äußerung eines damals lebenden Kritikers „das Zeichen der seltenen Klasse von Menschen, die bei einem reizbaren Gefühl für das Lächerliche einen witzigen Einfall so wenig zurückhalten können als das Niesen.“

Danach war im Rahmen eines Festes der Universität ein Spiel angesetzt worden, das ein Streitgespräch zwischen Luther und Tetzl bringen sollte. Die Rolle des Tetzl, die Liscow zugefallen war, hatte dieser bei den Vorbereitungen dadurch gänzlich vernachlässigt, daß er nur einmal dazu erschien, was dem Spiel aber nur günstig sein konnte, da es ja, als an einer lutherischen Universität, den Sieg Luthers über Tetzels Ablaßlehre bringen sollte. Zu Beginn der Veranstaltung verlief alles wie vorgesehen, Liscow verhielt sich so, wie es die Anordnung vorschrieb und wie es nach so mangelhafter Vorbereitung ja auch nicht anders zu erwarten war. Im weiteren Verlauf jedoch fand er so viel Gefallen an seiner Rolle, daß er seinen Gegner bald zum Schweigen gebracht hatte; er setzte sich über alle Anordnungen hinweg und verteidigte mit eigener Gewandtheit nachdrücklich die Lehre vom Ablass. Da das Gespräch auf diese Weise eine völlig unvorhergesehene und unmögliche Wendung zu nehmen drohte, mengte sich der Präses ein, um sich des unterliegenden Luther anzunehmen. Er konnte an dem Ausgang nichts mehr ändern: Liscow, nun einmal im Zuge, schlug vor versammelter Universität und vielen hohen Gästen auch ihn ohne Erbarmen aus dem Felde. Die Veranstaltung mußte abgebrochen werden, und der Student Liscow wurde, des gegebenen Ärgernisses wegen, relegiert.

Um 1729 herum war Liscow in Lübeck Kandidat und Erzieher im Hause des Domdechanten von Thienen. Und hier erschien jene Satire, auf die Goethe zielt, wenn er von dem Angriff auf einen seichten, albernen Schriftsteller spricht. Bei diesem Schriftsteller handelte es sich jedoch um einen Magister, kaiserlich gekrönten Poeten und Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Demnach hatte Liscow auch hier zu viel gewagt, der Arm seines Gegners reichte weiter als der eigene; und da der Angegriffene zu allem andern den Streit auch auf die Lübecker Kanzeln brachte, ein Forum, das Liscow nicht offenstand, blieb diesem nur übrig, die Stadt zu verlassen.

Er lebte nun an verschiedenen Orten als freier Schriftsteller, überall dort seinen Spott ansetzend, wo es ihn dazu reizte. Daß er dabei auch ihm Gutgesinnte traf, ohne daß seine Absicht, wie jener Kritiker sagt, etwas Schlimmeres gewesen wäre als Nachgeben einem witzigen Einfall gegenüber, belastete seinen Lebensweg, konnte aber die Äußerungen seiner satirischen Veranlagung nicht behindern. Später war er Privatsekretär bei einem Herrn von Klausenheim, der in Mecklenburg mehrere Güter besaß, und in diesen Jahren schrieb er, worauf Jean Paul hinweist, seine Hauptwerke. Er war in lebendiger Verbindung mit angesehenen Geistern der Zeit, seine Art war auf der einen Seite so gefürchtet wie auf der anderen verehrt und bewundert, aber alles in allem kam es doch darauf hinaus, daß er denen, die ihn sachlich beurteilten, als ein unruhiger, unregelmäßiger Jüngling erscheinen mußte.

Vom Jahr 1736 ab verlieren ihn seine Freunde und Feinde aus den Augen, und hierauf gründet sich Goethes Wort von dem Frühverstorbenen. Diese Meinung war auch später noch verbreitet; als sie berichtigt werden konnte, blieb immer noch eine bestimmte Zeitspanne seines Lebens dunkel, und erst durch die Auffindung der schon genannten Briefe im Schweriner Staatsarchiv, die Lisch glückte, wurde diese Zeit aufgehellt.

III

Es handelte sich dabei um den mecklenburgischen Herzog Carl Leopold, der vor dem Ende seiner Herrschaft stand. Als Gatte der Nichte Peters des Großen hatte er, in dauerndem Kampf mit seinen Landständen, russische Soldaten zu Hilfe gerufen, die aber wieder zurückgezogen werden mußten. Eine kaiserliche Kommission aus Wien und eine Exekutionsarmee waren zur Beendigung der Streitigkeiten in das Land geschickt und der Bruder des Herzogs, Christian Ludwig, zum Verwalter ernannt worden. Carl Leopold, der für eine Zeit außer Landes gegangen war, kehrte zurück. Er versuchte zuerst von seiner Hauptstadt Schwerin aus, wieder an die Herrschaft zu kommen, und ging nach mißglücktem Versuch im Jahr 1735 nach dem damals schwedischen Wismar. Von hier aus bemühte er sich, mit verschiedenen Fürsten Verhandlungen in Gang zu bringen, um auf diesem Wege zu erreichen, was auf anderem nicht möglich war.

Im Herbst dieses Jahres berief er Liscow zu seinem Sekretär; besonders von der Patenschaft her hatten immer Verbindungen zum Schweriner Hof bestanden. Der sehr bekannte und in literarischen Stürmen erprobte Liscow schien dem Herzog für besondere Wünsche wie geschaffen, um so mehr, als

ihm große Bildung und vor allem eine ungewöhnliche Kenntnis französischer Art und Sprache nachgerühmt wurden. Liscow wußte, daß er im Dienst dieses Fürsten, der allmählich ein immer deutlicher werdendes Mißtrauen gegen jedermann herauskehrte, wenig Annehmlichkeiten werde zu gewärtigen haben. Er folgte dem Ruf nicht in Erwartung äußerer Vorteile, was schon aus seiner Zusage hervorgeht, bei dem Gehalt von zwanzig Talern monatlich „auch für etwa sich ergebende Verschickungen friedlich zu sein.“ Wir dürfen seiner Versicherung trauen, daß nur eine natürliche Neigung für den Herzog ihn seinen Dienst annehmen ließ.

Im April 1736 ging Liscow als Unterhändler nach Paris. Da nur bei verschwiegener Behandlung ein günstiger Ausgang zu erhoffen war, blieb alles im tiefsten Geheimnis, er galt für verschollen oder tot, und hierauf gründeten sich sowohl Goethes wie auch Jean Pauls Meinung.

Der Mißerfolg der Sendung begann schon in den ersten Tagen. Liscows Vorstellung bei Hofe hatte allein den Erfolg, daß er seine Briefe abgeben konnte. Nach langem und vergeblichem Warten berichtete er dem Herzog und berief sich darauf, daß selbst ein Engel vom Himmel nichts ausrichten könne, wenn man ihn nicht hören wolle. „Ich habe die Wahrheit geschrieben und bin nicht der Mann, der mit falschen Hoffnungen schmeicheln kann.“ Er erbat weitere Verhaltensbefehle und vor allem Geld, da seine Kasse erschöpft sei. Aus Wismar, wo sich der Herzog damals noch aufhielt, kam der Befehl, seine Abrechnungen vorzulegen. Liscow war empört. „Ich verlange, daß man mir die Ehre antue, zu glauben, daß ich mich nicht mit dem elenden Rest einer Summe zu bereichern suchen werde, die so gering ist, daß es sich kaum der Mühe verlohnen würde, sie ganz zu unterschlagen.“ Er reiste zurück, saß in Amsterdam fest, weil die Mittel ausgegangen waren, und wurde von Lübecker Freunden ausgelöst. In einem würdigen Schreiben nahm er von dem Herzog Abschied, kam um Erstattung seiner Unkosten ein, erhielt keine Antwort und beschied sich dabei.

IV

Im Sommer 1739 ist Liscow Privatsekretär beim Geheimen Rat von Blome, Propst des adeligen Klosters Preetz in Holstein. In einem seiner Briefe, die nach dem Ablauf dieser Tätigkeit geschrieben wurden und nach Geist und Sprache an den dreißig Jahre später geborenen Gotthold Ephraim Lessing erinnern, wendet er sich an eine Preetzer Freundin. „Ist es nicht schade, Madame, daß man nicht das Vergnügen haben kann, solche Leute, als Sie sind, beständig um sich zu sehen? Ich versichere Sie, ich gäbe, ich weiß nicht was, darum, wenn ich dieses Glück haben könnte. Allein es ist allhier ein Jammerthal und nichts vollkommen in dieser Zeitlichkeit. Indessen gefällt mir diese Zeitlichkeit, bis auf die Entfernung von Ihnen, noch so ziemlich. Ich bin auch willens, falls es bei mir steht, es noch eine Zeitlang mit dieser Welt anzusehen. Glauben Sie, man verliert nichts dadurch.“

Es war eine satirische Betrachtung seiner selbst. Denn inzwischen war sein Leben noch unruhiger verlaufen, als er es bis dahin aus seiner ganzen Art heraus hatte führen müssen. Nach der so bewegten wie erfolglosen Zeit

seiner Gesandtschaft in Paris und dem stillen holsteinischen Kloster fand er für die Öffentlichkeit den Weg zu schriftstellerischer Arbeit nicht wieder. Er wandte sich einer Tätigkeit zu, wie er sie in ähnlicher Weise im Dienst des mecklenburgischen Herzogs auszuüben versucht hatte. Daß sie ihm auf die Dauer unmöglich gemacht wurde, lag nun freilich wieder an seinem Hang zum Spott, aber auch an der unbedenklichen Ehrlichkeit, die vorurteilsfreie Zeitgenossen immer wieder an ihm rühmen.

Wie der derzeitige Aufenthalt in Paris war auch dieser Teil seines Lebens lange in Dunkel gehüllt, bis die Auffindung bestimmter Akten im Dresdener Archiv — „ein Konvolut Briefe und Papiere, so dem Liscow weggenommen worden“ — Aufklärung gab. Danach war er von 1741 ab Privatsekretär des sächsischen Ministers von Brühl, weiterhin Kabinettssekretär und Kriegsrat. Er heiratete die Witwe des Kammerrats von Buch auf Eilenburg.

Die Gelegenheit zum Spott ergab sich für Liscow im Verlauf einer öffentlichen Audienz beim König. Die ungemein steife Förmlichkeit, mit welcher der spanische Gesandte aufzog, verursachte bei allen Teilnehmern die größte Langeweile. Als er endlich abtrat, konnte allein Liscow nicht schweigen. Er wandte sich an einen der Nebenstehenden und sagte: „Da verließ ihn der Teufel, und die Engel traten herzu und dienten ihm.“ Weil dies so vernehmlich gesagt wurde, daß ein allgemeines Lachen einsetzte, beschwerte sich der Gesandte beim Minister. Er erreichte eine Untersuchung, und da der Angeschuldigte seine Bemerkung keineswegs verleugnete, wurde er entlassen.

Von irgendwelcher bedeutsamen literarischen Tätigkeit wird nichts mehr gemeldet. Eine Erklärung hierfür versuchte im Jahr 1872 der von Gubitz herausgegebene „Gesellschafter“. Ein Landgeistlicher, dem von Liscows Witwe Manuskripte übergeben worden seien, mit der Bitte, sie einem Verleger anzubieten, habe, von unverständlichem Eifer besessen, alles vernichtet. Der Geistliche habe kaum ein paar Seiten gelesen, als auch schon sämtliche Aufzeichnungen im Feuer gelegen hätten. Gubitz schließt seine Mitteilung mit der Vermutung, es habe sich um Liscows gereifteste Schriften gehandelt, die so unwiderruflich verloren gegangen seien.

V

Liscow starb am Schlagfluß, der ihn vor dem Schreibtisch traf. Die Todesnachricht in Nr. 204 des „Hamburger Correspondenten“ lautete: „Am 30. Oktober 1760 starb zu Eilenburg der königlich polnische und kurfürstl. sächsische Kriegsrat Herr Christian Ludwig Liscow im 59. Jahr seines Alters. Seine Sammlung satirischer Schriften, die in Jedermanns Händen ist, legt von seinem großen Genie, seiner Gelehrsamkeit und seinem angenehmen Witze ein unverwerfliches Zeugnis ab, das bey der Nachwelt gewiß in Ehren bleiben wird.“

Nach den von der genannten Preetzer Freundin hinterlassenen „Erinnerungen“ war Liscow „klein, von ziemlichem Embonpoint, fein gebaut, dunkel von Auge, Haar und Gesichtsfarbe, lebhaft in Blick und Bewegung. Von Tabakrauchen war er ein großer Liebhaber. Im gesellschaftlichen Umgang blieb er ernst und genügsam, war jedoch gesprächig und zuweilen heiter und launig. Er liebte häusliche Geselligkeit, suchte den Umgang mit gebildeten Frauen

und hatte große Freude an Kindern, mit denen er scherzen und spielen konnte.“

Der Herausgeber der schon genannten „Papiere des Kleeblattes“ schloß eine spätere Betrachtung über die hervorragenden menschlichen und schriftstellerischen Eigenschaften Liscows mit den resignierenden Worten: „Er lebte, starb und ward vergessen.“

Johanna was'n boeremeisie von die platteland . . .

Eindrücke von einer sechsmonatigen Tätigkeit als Dozentin für
Deutsch an einer südafrikanischen Universität

Wenn man als Studentin in den Examenssemestern eine Reihe von Kollegheften, die den Ertrag mehrerer Vorlesungen in einem Hauptfach enthalten, dadurch verliert, daß der Kommilitone, dem man sie gerade ausgeliehen hat, sich plötzlich über Land und Meer mit ihnen davonmacht, so ist man recht ärgerlich! Auf diese Weise verlor ich 1939 einen Teil meiner deutschliteraturwissenschaftlichen Kolleghefte; denn der südafrikanische Dozent, der bei uns an der Universität Rostock im Fach Deutsch promovieren wollte, reiste in den ersten Septembertagen Hals über Kopf ab, und im Wirbel seines Aufbruchs gingen versehentlich die Hefte mit, die ich ihm geliehen hatte. Nun, das Examen wurde auch ohne sie bestanden; sie tauchten sogar — o Wunder! — nach Kriegsende wieder auf. Die Verbindung blieb bestehen, und so kam es, daß der Südafrikaner sich schließlich bei mir erkundigte, ob ich ihn im 2. Halbjahr 1956, während er seinen fälligen Europa-Urlaub antreten wollte, in seiner Tätigkeit als Senior Lecturer of German an der Rhodes University in Grahamstown (östliche Kapprovinz) vertreten könne.

Wunderbare Aussicht, ein fremdes, sonst fast unerreichbares Land kennenzulernen! Mein Direktor in Eutin und das Ministerium in Kiel erteilen großzügig 7 Monate Urlaub, und so kann ich denn Anfang Juli 1956 mit dem englischen Schiff „Rhodesia Castle“ (18000 t) von Rotterdam aus die große Fahrt antreten. Las Palmas wird angelaufen, dann erst wieder Ascension und St. Helena, und am 23. Juli sehe ich — als ersten Punkt der afrikanischen Küste! — die markante Silhouette des Tafelberges aus der Bläue auftauchen. Bevor das Schiff weiterfährt, liegt es zwei Tage im Hafen, an denen ich die herrliche Landschaft des Kaps etwas kennenlerne und fast überwältigt werde von der Vielfalt des bunten Lebens in Kapstadt. Jetzt erst werde ich mir auch dessen bewußt, was es bedeutet, daß die Union von Südafrika zweisprachig ist. „Cape Town“ und „Kaaipstad“ heißt die Stadt, ein Taxi ist auch ein „Huurmotor“ (von ‚heuern‘=mieten!); und am Hafen verwehrt ein Schild der Hafeneisenbahn die Weiterfahrt mit der Inschrift: Geen Lokomotiv mag hier voorbiegaan nie. Wie verwandt dem Plattdeutschen ist dieses Afrikaans, das ich unterwegs auf dem Schiff schon etwas studiert habe an Hand von Zeitungen! Einen halben Tag schaukelt unser Schiff noch weiter durch die berechtigten langen Wellen des Kaps, und dann trägt mich das Auto einer hilfs-

bereiten Deutsch-Südafrikanerin von Port Elizabeth aus der Schwüle des Seeklimas am Indischen Ozean — dies soll Winter sein! — in dreistündiger Fahrt hinauf in das fast 700 m hohe Tal, in dem Grahamstown liegt, hinüber über die ersten Hügel- und Bergketten, durch eine menschenleere, weite Landschaft, deren Großartigkeit, noch verstärkt durch die Glorie des afrikanischen Sonnenuntergangs, mir seltsam ans Herz greift.

Grahamstown, heute eine etwas verschlafene, typisch koloniale Stadt — a bit parochial (ein bißchen spießig) nannte man seine Bewohner — war einmal Mittelpunkt heftiger Kämpfe zwischen Weißen und Schwarzen; nicht weit östlich davon fließt der Große Fischfluß, der lange die Grenze der Kapkolonie gegen die „Kaffern“ war. Als militärische Feste wurde es gegründet und nach einem Oberstleutnant Graham, dem siegreichen Kommandeur im 4. Kaffernkrieg 1812, benannt. Im April 1819 wagte der Kaffernführer Makana einen neuen Angriff auf Grahamstown, der nur mit großen Verlusten abgewiesen werden konnte, und noch im Dezember 1834 mußten die Siedler des benachbarten Albany-Distrikts erneut bei einem Angriff der Schwarzen in den Mauern der Stadt Schutz suchen. (England hatte 1820 mit staatlicher Unterstützung etwa 4000 britische Siedler in die östliche Kapkolonie gebracht, um einmal die Grenze gegen die Schwarzen durch zahlreiche Farmen zu sichern und andererseits das britische Element im Lande zu verstärken — der Grund dafür, daß das Gebiet um Grahamstown noch heute im wesentlichen englisch-sprachig ist). Alle diese blutigen Ereignisse der Vergangenheit wurden mir lebendig, als man mir einen die Stadt überragenden Hügel als „Makana's Kop“ und einen anderen Hügel als „Beacon Hill“ zeigte — hier flammten die Signalfener auf, wenn wieder einmal die Schwarzen mordend und brennend ins Land eingefallen waren.

Heute aber ist Grahamstown eine friedliche Insel europäischer Kultur mitten in der südafrikanischen Weite: „a city of churches and saints“ nannte man es scherzhaft. Im Zentrum erhebt die anglikanische Bischofskirche ihren spitzen Turm, Kirchen und Kapellen der Niederländischen Reformierten „Kerk“ und aller in angelsächsischen Ländern nur denkbaren Konfessionen und Sekten sind rings durch die Stadt verstreut — und dazwischen liegen die großen Gebäudekomplexe der vielen boarding schools, unter ihnen das Eton Südafrikas, St. Andrews. Auf der Straße bilden die Jungen und Mädchen mit ihrem gesitteten Benehmen und in ihren braven, altmodischen school uniforms, die genau denen von Old England nachgebildet sind, einen merkwürdigen Kontrast zu den laut lachenden und in ihrer Xhosa-sprache schwatzenden Negern, die meist in abenteurliche Überreste europäischer Kleidung gehüllt sind. Denn — das vergißt man fast beim ersten Anblick der säuberlichen, nüchternen Straßen — man ist ja in Afrika, und neben den 8000 Weißen leben in der Stadt, am Ostrand, in den „locations“, noch 20 000 Schwarze, unter recht jämmerlichen Bedingungen übrigens, denn es gibt kaum Erwerbsmöglichkeiten für sie, weil die Stadt gar keine Industrie hat. Doch das wäre ein Kapitel für sich, das wir hier nicht behandeln können: das Problem der farbigen Bevölkerung. Zunächst dauert es eine gewisse Zeit, bis ich mich daran gewöhnt habe, nur von schwarzen Händen (deren Innenfläche übrigens rosig ist) bedient zu werden; und oft grübele ich darüber nach, was in den schwarzen Wollköpfen von Miriam, Evelyn oder Alfred vorgehen mag, die mit so undurchdringlicher Miene das Essen auf den Tisch stellen ...

Der große Komplex heller, stattlicher Gebäude am Westrand der Stadt, eine kleine Stadt für sich — das ist die Rhodes University. Malvenfarbig blühen die Jacaranda an den Straßen, rot leuchten die Hibiscusblüten in den Hecken, rot und schwarz die Blüten der „kaffirbooms“, aus denen die kleinen honey birds den Nektar holen — und herrlich duften die großen Akazien (wattle trees), wenn die Sonne auf sie herniederbrennt. Schön wohnt man in den „residences“ der Studenten, die mitten in diesen Gärten liegen, ebenso wie die verschiedenen Institutsgebäude. Die Gründung der Universität wurde ermöglicht durch Stiftungen des großen Cecil Rhodes, der De Beers' Mining Company und anderer privater Geldgeber; sie umfaßt, obwohl sie die kleinste der englisch-sprachigen Universitäten Südafrikas ist (damals etwa 800 Studenten), alle Fakultäten außer der medizinischen. Angegliedert ist ihr in Alice das College Fort Hare für Bantu-Studenten.

Hier nun hatte ich in den beiden letzten der vier „terms“, in die das Studienjahr eingeteilt ist, als einzige Dozentin für Deutsch und daher gleichzeitig „Head of the Department of German“ Vorlesungen und Übungen für die Studenten des Deutschen abzuhalten und im November die Schlußprüfungen abzunehmen. Neben Studenten im 1. und 2. Jahr hatte ich auch eine Studentin im 3. Jahr, die also ihr Abschlußexamen ablegte und damit den B. A. (Bachelor of Arts) errang — zu ihrer und meiner Freude „with distinction“, wozu sie ein Gesamtergebnis von mehr als 65 „marks“ von 100 erreichbaren erzielt haben mußte.

Da übrigens die Studenten des 1. Jahres noch die Hälfte der Fragen in den Examensarbeiten in ihrer Muttersprache beantworten durften, kam ich auch in die Lage, auf Afrikaans abgefaßte Abhandlungen korrigieren zu müssen. Das war für einen Mecklenburger nun keineswegs schwierig; aber geschmunzelt habe ich oft dabei, so, wenn es etwa in einer Abhandlung über Schillers Jungfrau von Orleans hieß: Johanna was'n jong aantreklike boere-meisie van dei platteland, waar sy die skape van haar vader obgepas het. Unversehens wurde mir da die feurige Jeanne d'Arc zu einem braven Bauernmädchen mit Holländerkappchen und Strickstrumpf.

Außer den eigentlichen Studenten des Deutschen gab es noch drei „post-graduates“, die schon ihren B. A. bestanden hatten, Lehrer werden wollten und nun in der pädagogischen Prüfung auch ein „paper“ über die Methodik ihres Faches Deutsch schreiben mußten. Ihre Ausbildung war ein besonderes Problem, weil sie bis zum Examen überhaupt keine Gelegenheit hatten, eine deutsche Stunde zu geben, da keine Schule in Grahamstown Deutsch auf dem Lehrplan hatte! Es blieb also bei bloßer Theorie. Am meisten aber machte mir der Kurs für Anfänger Kopfschmerzen, der u. a. für Studenten des Englischen obligatorisch war; diese Leutchen sahen die vier Wochenstunden des Kursus meist nur als notwendiges Übel an und ließen die Arbeit nach dem beliebten afrikaansen Motto „Môre is nog'n dag“ an sich herankommen. In dem komplizierten Flexionssystem der deutschen Sprache tappten sie wie in einem Irrgarten umher — oft standen mir die Haare zu Berge beim Korrigieren der „tests“, die von Zeit zu Zeit zu schreiben waren. Glücklicherweise gab es aber auch einige Ausnahmen, vor allem zwei begabte Mädchen, die es im Examen sogar auf über 80 Punkte brachten.

Daß bei dem durchschnittlichen südafrikanischen Studenten das Wort „Arbeit“ nicht allzu groß geschrieben wird, ist das verwunderlich? Unter dem

fast immer blauen Himmel und der strahlenden Sonne locken das Schwimmbad, die Plätze für Rugby, Hockey und Tennis — und man weiß, daß man einen „job“ bekommen wird, auch wenn man beim Examen nicht gerade glänzend abschneidet. Natürlich können hier die Studenten mit ihren 17 bis 20 Jahren auch noch nicht so reif sein wie etwa die unsrigen; daher ist der Lehrbetrieb bis zum Abschluß des dreijährigen Grundkurses eher schulmäßig aufgezo-gen: die Leistungen werden dauernd kontrolliert durch „tests“, eine Art Klassenarbeiten; die Lektüre bestimmter Bücher ist vorgeschrieben; eine Reihe von Essays müssen abgegeben werden und 60 Prozent aller Stunden besucht worden sein, wenn man zum Jahresabschlußexamen zugelassen werden will.

Das bedeutet allerlei Arbeit für die Dozenten. Auch ich hatte mit 20 Wochenstunden reichlich zu tun, denn darunter waren allein drei zweistündige Vorlesungen über verschiedene Epochen der deutschen Literaturgeschichte (diese in deutscher Sprache), Sprachgeschichte, Mittelhochdeutsch, das Besprechen der „set books“ und Übersetzungsübungen. Die Unterrichtssprache war Englisch; aber meine Studenten waren fast alle Abkömmlinge deutscher Familien (wenn auch oft der deutschen Sprache kaum noch mächtig) oder „Afrikaner“ (so nennen sich ja die Nachkommen der Buren). Die Afrikaner stehen übrigens — das habe ich auch im Umgang mit älteren Menschen erfahren — Deutschland und der deutschen Kultur meist sehr aufgeschlossen und freundlich gegenüber; das ergibt sich schon aus dem alten Gegensatz zu den Engländern. Deutsche Lieder waren es auch, die die anfängliche Schüchternheit meiner Studenten sehr bald zum Schwinden brachten. Die liebten sie sehr; und jeden Freitag nachmittag scholl es in die afrikanische Hitze, die über dem Universitätshof brütete, hinaus: „In einem kühlen Grunde...“ oder „Horch, was kommt von draußen rein...“ (Deutsche Musik wurde in weit größerem Maßstab und mit großem Erfolg gepflegt von Professor Gruber, dem Leiter des Department of Music; die Konzerte seines Kammerchors waren mir immer ein Labsal).

Bald lernte ich auch das Leben in den „residences“ durch Einladungen zum Dinner oder zu Tanzabenden näher kennen — Rhodes bringt nach dem Vorbild von Oxford die Studenten in geschlossenen Wohnheimen unter, die eifrig das traditionsgebundene englische Studentenleben kopieren: so erschienen die Mädchen von Oriel House zum abendlichen Dinner im feierlichen Talar. Da ich als „Head of the Department“ an den Sitzungen des „Board of the Faculty“ und sogar an denen des „Senate“ teilnehmen mußte, machte ich auch die Bekanntschaft einiger „Kollegen“ Professoren, besonders bei den zahllosen cups of tea, die in jeder größeren Pause unweigerlich auf der Bildfläche erschienen. Bei zwei Senatssitzungen tauchten auch einige schwarze Professoren aus Fort Hare auf, die mir besonders durch ihr ungezwungenes, heiteres Lachen auffielen, während ihre weißen Kollegen, meist englischer Herkunft, bei einem Scherz nur die Lippen verzogen...

Eine kleine Welt geistiger Arbeit und fröhlicher Geselligkeit, diese Rhodes University, in die man wohl bei längerem Aufenthalt ganz hineinwachsen kann; ein schönes Land, dieses sonnige Südafrika, das ich nach Abschluß der Examensarbeit auf einer längeren Reise bis hinauf in den Krügerpark noch näher kennenlernte! Ich fuhr durch die weiten Eingeborenenreservate der Transkei mit ihren endlos sich wellenden rötlichen Hügeln, ich stöhnte unter

der Schwüle in Durban, der Stadt mit den wunderschönen Gärten am Strand des Indischen Ozeans, ich pirschte mich — mit etwas zitternden Knien! — neben einem bewaffneten Zulu-Wildhüter an das „weiße“ Rhinozeros (im Naturschutzgebiet Hluhluwe im Zululand) heran, um es zu photographieren, ich erlebte einen kühlen Regentag in der hochgelegenen Hauptstadt des Swazilandes, Mbabane, ich hörte nachts im Krügerpark rund um das Lager, in dem hier die Menschen bei den Tieren zu Gast sind, mit angehaltenem Atem die Stimme der Wildnis, die einst die Stimme ganz Afrikas war. Ich stand vor dem monumentalen Voortrekker-Denkmal in Pretoria, das die Erinnerung an die heroische Zeit des großen Trecks gen Norden wach hält, ich ging durch das brausende Getümmel in den schnurgeraden Straßen Johannesburgs, ich flog über das weite, kahle Land zurück zur schönsten der südafrikanischen Städte, nach Kapstadt, und ich schwamm um Neujahr in den kühlen grünen Wellen des Indischen Ozeans an der Küste der Kap-Halbinsel . . . Ja, ein sehr schönes Land! Und dennoch: als der Registrar der Universität im Februar 1957 bei mir anfragen ließ, ob ich mich um die Stelle des Lecturer of German, die plötzlich vakant geworden sei, bewerben wolle, da habe ich es nicht getan. Abgesehen davon, daß man hier vielfach menschlich gebunden ist: es gibt soviel ungelöste Probleme in Südafrika, die den Einsatz der ganzen Kraft erfordern würden — und gehört diese Kraft nicht doch der deutschen Heimat und dem alten Europa?

Marie-Luise Buse.

Roter Mohn

Woher weißt du,
daß der rote Mohn im Meer der Ähren
Flammenzeichen heißer Liebe ist
und nicht Brandmal feurig glüh'nder
ungestillter Tränen?

Niemand weiß,
was morgen seiner harret.
Ob der Strom der Liebe
jauchzend ihn auf seinen Fluten trägt,
oder Nacht sich um ihn schattet.

G. H.

Der folgende Beitrag wendet sich — ungeachtet seiner wissenschaftlichen Diktion — an interessierte Nicht-Psychologen, und zwar besonders an Eltern, deren Kinder weiterführende Schulen besuchen.

Denn in der Diskussion über die Reform unserer Höheren Schulen und über ihre Ausleseverfahren wird ja immer wieder gefordert, daß die Haupttypen der Gymnasien in deutlicher Beziehung stehen sollten zu den quantitativen und qualitativen Differenzen der jugendlichen Begabung, d. h. zur Höhe und Art der geistig-seelischen Veranlagung ihrer Schüler.

Schließlich begegnet der Leser heute selbst in populären pädagogischen wie psychologischen Zeitungsartikeln dem Schlagwort von der „Aktivierung“ und Pflege der Begabung und vom angeblichen „Begabungsschwund“. Für die eigene Stellungnahme zu solchen Fragen möchte nun der folgende Beitrag durch die Klärung der Grundbegriffe eine Hilfe geben. *Die Schr.*

Begabung, Leistung und Umwelt

Von Günther P. Ohlhof

Seit dem Ersten Weltkrieg und der Begründung der gestaltpsychologischen Forschung — vor allem durch Wertheimer, Köhler, Koffka und Lewin — hat sich die Psychologie von der Analyse und Erklärung der Bewußtseinserscheinungen mehr und mehr abgewandt und zu einer Wissenschaft vom Aufbau der menschlichen Person entwickelt. Die überkommene Deutung des Denkens, der Erkenntnis, des Fühlens und Wollens als selbständiger „Vermögen“ wurde in dem gleichen Maße überwunden, wie die Einsicht sich durchsetzte, daß die Bereiche des psychischen Feldes durch dynamisch-ganzheitliche Kräfte zu einer seienden und zugleich sich entwickelnden Struktur zusammengeschlossen werden und die Struktur überhaupt genetisch und funktional vor ihren einzelnen Gliedern gegeben ist. Mit anderen Worten: im psychischen Geschehen wirken alle leib-seelischen Schichten der Person integrativ zusammen. Jede Objektivierung eines Subjektiven, jede geistige, künstlerische Leistung ist abhängig von der Totalität des schöpferischen Menschen, genauer: von der Höhe und spezifischen Richtung seiner entsprechenden Begabung, so, wie sie sich erst durch sein individuelles Lebensschicksal, in der ständigen Begegnung und Auseinandersetzung mit den Mächten und Anforderungen der geistig-geschichtlichen, der sozial-gesellschaftlichen und natürlichen Umwelt entfaltet und ausgeformt hat. Denn „Persönlichkeit“ ist immer nur der Ertrag des gelebten Lebens und seiner bewältigten Aufgaben.

Wie muß nun der Gesamtkomplex „Begabung“ interpretiert werden? Lassen sich Begabung und Intelligenz identisch setzen? Erfordert höhere Begabung einfach „rein quantitativ . . . ein bloßes Mehr von intellektuellen Fähig-

keiten“ oder eine andere Art von geistiger Veranlagung? ¹⁾ Besteht schließlich zwischen der Begabung und den sichtbaren Leistungsstrukturen, die wir beobachten, untersuchen und messen können, insofern ein strenger Bedingungs- und Wirkungszusammenhang, als eine konstitutionell-erbliche Potenz sich notwendig in äquivalente Leistungen umsetzen muß?

Diese Grundfragen lassen sich nicht erschöpfend beantworten, ohne dazu die Erkenntnisse der Erbcharakterologie und der Erbpsychologie überhaupt, der Diagnostik (insbesondere der Begabungsauslese und Faktorenanalyse), ferner der Begabungssoziologie und Milieukunde, der Lernpsychologie und nicht zuletzt der Psychotherapie heranzuziehen. Wir können auf den folgenden Seiten nur versuchen, im Lichte der gegenwärtigen Theorie den Inhalt des Begriffes der dynamisch-variablen, plastischen Begabung in seinen wesentlichsten Zügen zu bestimmen. Er gehört zu jenen Begriffen, die man aufklärt, indem man sie von verwandten Sachverhalten zunächst scharf abhebt — hier nun von Anlage und Disposition, Charakter, Fähigkeit und Fertigkeit. Dem steht freilich die Schwierigkeit entgegen, daß die Psychologie, gerade, was diese Begriffe angeht, nach wie vor unter einer verwirrenden Vielfalt von Definitionen und theoretischen Ansätzen leidet.

*

Wir verstehen unter Begabung ein relativ überdauerndes Gefüge, das als tragender Grund, als ganzheitliche Bedingung allem aktuellen Erleben, Ver-

¹⁾ Busemann, A.: Höhere Begabung. Ratingen 1949, S. 66 u. 91. Auf das damit angeschnittene Problem der *Sonderbegabung*, des Talents und Genies, können wir nicht näher eingehen; ihr Wesen soll hier aber wenigstens angedeutet werden.

Sonderbegabungen sind funktions- wie gebietsmäßig deutlicher isoliert und isolierbar (z. B. mathematische, musikalische, dichterische, philosophische Begabung). Von spezifischer Hochbegabung sollte man — mit Kroh — nur sprechen im Hinblick auf die Ausgeprägtheit der übrigen personalen Anlagen. Damit ist ihre relativierte Bedeutung bezeichnet worden. Kroh gibt ein Beispiel: eine technisch-konstruktive Begabung bei einem an sich sehr begabten Naturwissenschaftler ist als Begleitveranlagung keine Sonderbegabung; aber bei einer im übrigen durchschnittlichen Begabung muß der gleiche Grad jener Fähigkeiten als S. bezeichnet werden. S. drängt sich während der geistig-seelischen Entwicklung dominierend in den Vordergrund, indem eine frühe Affinität der Gesamtperson zum adäquaten Leistungsbereich des Lebens, des Berufes oder überhaupt der Kultur wirksam wird.

Die verbreitete Annahme einer „Universal-Begabung“, von der zumeist die Theorie der Genialität ausgeht, möchten wir abweisen; denn es gibt nur — wie etwa bei Leonardo oder Goethe — originale Leistungen ähnlicher Begabungshöhe auf strukturverwandten Gebieten. Das Prädikat „Genie“ sollte Leistungen von höchster schöpferischer Ursprünglichkeit vorbehalten sein.

Vgl. zu diesen Fragen:

Oswald Kroh, Erbpsychologie der Berufsneigung und der Berufseignung sowie der Sonderbegabungen. In: Handb. d. Erbbiol. des Menschen, Bd. V, 1. Teil, S. 592 ff. Géza Révész, Talent und Genie. Grundzüge einer Begabungspsychologie. München 1952; ders., Einführung in die Musikpsychologie. Bern 1946.

Wilhelm Lange-Eichbaum, Das Genie-Problem. München 1955⁴; ders., Genie, Irrsinn und Ruhm. München 1956⁴.

halten und Gestalten zugrunde liegt, eine Struktur, wie Felix Krueger sie gefaßt hat als „ein gegliedertes und in sich relativ geschlossenes dispositionelles Ganzes“. ²⁾ Es besteht auch Einigkeit darüber, daß wir dieses Gefüge aller angelegten funktionalen Konstanten der Person mit keiner Methode unmittelbar aufweisen, sondern zunächst nur als latente oder potentielle Befähigung, als angeborene Bereitschaft zu bestimmten Schul-, Test- und Lebensleistungen denken können, die ihrerseits also erst mittelbar einen Rückschluß auf die ihnen voraufgegangenen seelischen Prozesse und deren Bedingungen in der individuellen psychophysischen Struktur erlauben. Daraus folgt: Begabung ist im primären Sinne die erbbedingte und zugleich leistungsstrebige Gesamtausstattung eines Menschen; sekundär gedeutet: die momentane Fähigkeit und Fertigkeit zu Leistungen auf dem geistigen, künstlerischen, praktisch-technischen oder sportlichen Lebensfelde, d. h. der jeweilige profilierte Entwicklungsstand der Leistungs-Veranlagung.

Erbliche und peristatische Faktoren wirken bei der Reifung und Entfaltung des Anlagenkomplexes ineinander, wobei allerdings im Einzelfall das Verhältnis von inneren Dispositionen und Umwelteinwirkungen niemals ganz eindeutig auflösbar ist. Begabung ist daher, strenggenommen, ein Grenzbegriff, etwas Hypothetisches, auf das wir nur nachträglich zurückschließen können. ³⁾

Die Franzosen Binet und Simon haben am Anfang dieses Jahrhunderts durch ihre experimentellen Untersuchungen über die Entwicklung und die nach Grad und Form verschiedene Ausprägung der Intelligenz bahnbrechend für die moderne Begabungsforschung gewirkt. Das erklärt auch die Tatsache, daß die Begriffe Begabung und Intelligenz zunächst gleichbedeutend verwendet wurden. So verstand Meumann einengend unter Intelligenz „einen höheren Grad oder auch höheren Typus der geistigen Begabung; der intelligente Mensch ist der hochbegabte Mensch“. ⁴⁾ Im allgemeinen bezeichnete man mit ihr die an den Verstand gebundenen Fähigkeiten des Denkens und der Einsicht — vorerst jedoch im Sinne eines Werkzeuges zur schnellen und sicheren Anpassung an unbekannte Lebenssituationen, unabhängig von bloßen Probierversuchen, vom Lernen am Zufallserfolg. Diesen technisch-instrumentalen Intelligenzbegriff, ursprünglich von amerikanischen Forschern wie E. L. Thorndike und L. Terman herausgearbeitet, führte William Stern 1922 in die deutsche Psychologie ein: „Intelligenz ist die allgemeine Fähigkeit eines Individuums, sein Denken bewußt auf neue Forderungen einzustellen, sie ist die allgemeine geistige Anpassungsfähigkeit an neue Aufgaben und Bedingungen

²⁾ Krueger, F.: Der Strukturbegriff in der Psychologie. In: Bericht üb. d. 8. Kongr. f. exper. Psychol. Jena 1924, S. 47.

³⁾ Engelmayr, O. u. Strunz, K.: Zur Theorie der Schulbegabung. In: Päd. Psychologie f. Höhere Schulen, hrsg. v. K. Strunz. München-Basel 1959, S. 91.

⁴⁾ Meumann, E.: Intelligenz und Wille. Leipzig 1908, S. 7.

des Lebens.“⁵⁾ Wenn Stern auch später die fragwürdige Auffassung von einem sich bloß anpassenden menschlichen Verhalten, in dem das eigentliche geistige Verstehen, die intuitive Kraft und zielbewußt eingesetzte schöpferische Aktivität weitgehend ausgeklammert sind, revidierte und die Intelligenz in seiner personalistischen „Allgemeinen Psychologie“ von 1935 als „personale Fähigkeit, sich unter zweckmäßiger Verfügung über Denkmittel auf neue Forderungen einzustellen“, definierte,⁶⁾ so bleibt diese pragmatische Begriffsbestimmung doch weitgehend noch im ökonomischen befangen.

Erst Aloys Wenzls Definition der Intelligenz wird den produktiven Fähigkeiten, die zur Umformung oder zum Ausgleich einer ungelösten, der Struktur nach als „ungeschlossen“ erlebten Handlungssituation gefordert werden, in gültiger Weise gerecht: sie ist „die Fähigkeit zur Erfassung und Herstellung von Bedeutungen, Beziehungen und Sinnzusammenhängen“.⁷⁾ Die Begabung kann eben niemals statisch erfaßt werden; sie manifestiert sich vielmehr immer nur an einer handelnden Person, die gestellten Anforderungen einer Lebenslage mit allen ihren Schichten tätig begegnet. Und die aufsteigenden Einfälle zu Problemlösungen sind, wie die Gestalttheoretiker meinen, letztlich das Ergebnis eines in der jeweiligen Aufgabe sich entwickelnden individuellen Spannungsgefüges von Antrieben und Willenshaltungen, das gleichsam einen „Gestaltungsdruck“ in bestimmter Richtung ausübe und so das Denkhandeln — die schrittweise Umstrukturierung des Aufgabenmaterials — steuere.⁸⁾

Die heutige Theorie vom Aufbau der Begabung engt den Blick zwar nicht mehr auf die intellektuelle Ausstattung als solche ein, aber zugleich sieht sie auch ebenso klar, daß die theoretisch-erkennenden Funktionen des Auffassens, Vergleichens und Abstrahierens, der Kombinations- und Kritikfähigkeit den Zentralbereich der begabungsmäßigen Ausrüstung darstellen, ohne den sie schlechterdings nicht vorstellbar ist. Das interindividuell recht variable begabte Handeln und Verhalten ist „ein sehr komplexes, in vielen Schichten der Person begründetes Geschehen“,⁹⁾ eben, um es noch einmal zu betonen, der augenblickliche Leistungsausdruck der personalen Gesamtstruktur. Der „endothyme Grund“ — eine von Lersch¹⁰⁾ eingeführte Bezeichnung für die tragende Schicht des seelischen Lebens — ist an allen Leistungen entscheidend mitbeteiligt: Stimmungen und Affekte, die gerichteten Gefühle wie Erwartung,

⁵⁾ Stern, W.: Die Intelligenz der Kinder und Jugendlichen. Leipzig 1922, S. 2f.

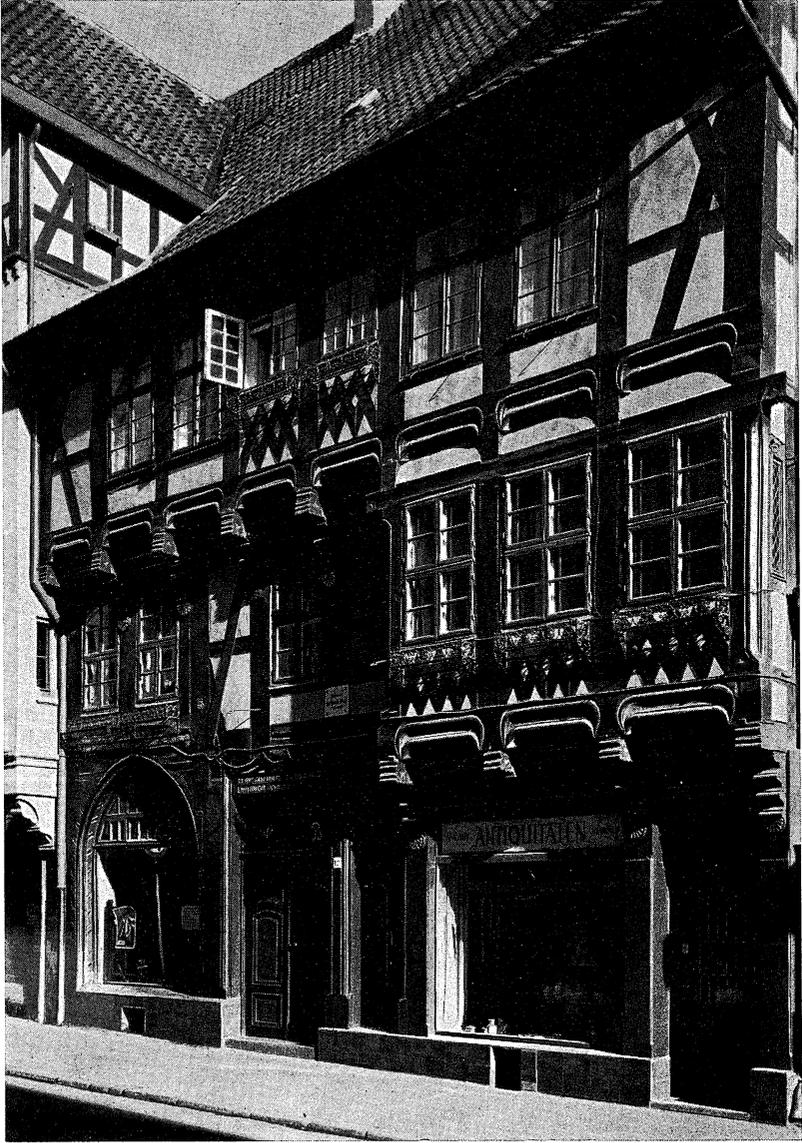
⁶⁾ Stern, W.: Allgemeine Psychologie auf personalistischer Grundlage. Haag 1935, S. 424.

⁷⁾ Wenzl, A.: Theorie der Begabung. Heidelberg 1957², S. 31.

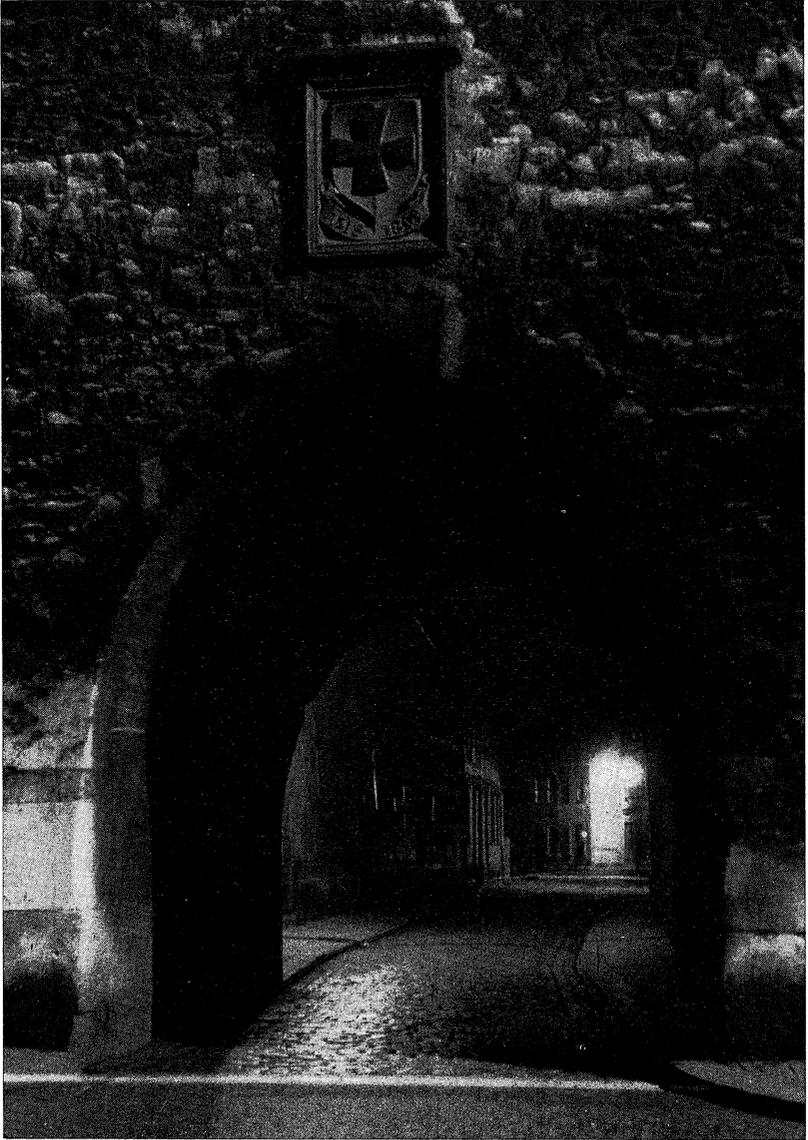
⁸⁾ Vgl. Meili, R.: Lehrbuch der psychologischen Diagnostik. Bern 1955³, S. 45 u. 55. Ferner: Selz, O.: Zur Psychologie des produktiven Denkens und des Irrtums. Bonn 1922. — Duncker, K.: Zur Psychologie des produktiven Denkens. Berlin 1935.

⁹⁾ Gottschaldt, K.: Erbpsychol. der Elementarfunktionen der Begabung. In: Handb. d. Erbbiol. d. Menschen, hrsg. v. G. Just, Bd. V, 1. Teil. Berlin 1939, S. 464.

¹⁰⁾ Lersch, Philipp, Aufbau der Person, München 1956⁷.



*Das Börnersche Haus in Göttingen
mit der Studentenwohnung von Joh. Heinrich Voß 1772 - 1775*



Tordurchgang zur Neustadt an der Marienkirche in Göttingen

Freude, Mitgefühl; Ansprechbarkeit, vitale Triebe, Strebungen und spontane oder von außen geweckte Interessen. Erst aus diesen spannungsreichen Erlebnissen gewinnt der Mensch inhaltliche Fülle und Tiefe und den Schwung seines Daseins, empfängt die Psyche ihre schöpferische Dynamik und Energie. Damit ist nun weder gesagt, daß der Mensch von vornherein determiniert, noch daß er ein bloßes Bündel von naturgegebenen oder sublimierten Antrieben und Emotionen sei. Die Schichten sind vielmehr integrativ miteinander verbunden, und die Freiheit der Person zur Selbstverwirklichung wird in der Möglichkeit offenbar, von der kernhaften Charaktersphäre ihres Denkens, Wertens und Wollens aus die Erlebnisse des endothymen Grundes zu erhellen, zu strukturieren und verantwortlich zu steuern.

Es versteht sich folglich, daß die vorausgesetzte Struktur „Begabung“ nicht unbedingt dasselbe ist wie die hic et nunc sich ausdrückenden Leistungen. Die sichtbaren Resultate sind nicht selten mehrdeutig, weil etwa durch Fleiß, Lernfreude oder planmäßige Übung eine schwächere Veranlagung kompensiert und bis zu einer oberen Leistungsgrenze gesteigert werden kann und andererseits eine an sich gute Begabung bei Vernachlässigung, geringer Aktivitäts- und Antriebslage oder bei dauernden seelischen Konflikten bald gehemmt wird und schließlich verkümmern muß.

*

Was bedeuten nun diese Einsichten für die oben gestellte Frage nach der Konstanz oder Variabilität der Begabung?

Die erblichen Strukturangelegtheiten bedürfen der Betätigung, um ihre volle Wirksamkeit zu gewinnen. Die Entwicklung des Kindes ist nicht nur ein spontaner Reifungsprozeß in ihm angelegter Möglichkeiten, die sich von selbst entfalten, sondern zugleich und vor allem Lernen, nämlich der Erwerb prägender Inhalte und Ausdrucksformen des jeweiligen Lebensraumes und die Vervollkommnung psychischer Funktionen durch Forderungen von außen, durch Irrtum, Erfolg und Übung. Selbst beim Kleinkinde haben wir es niemals mit ursprünglichen, „reinen“ Anlagen zu tun, sondern allenfalls mit bereitliegenden, aber auslösungsbedürftigen Dispositionen, die schon durch Umwelteinwirkungen modifiziert sind. Auf der anderen Seite muß freilich beachtet werden, daß Lernakte nur insoweit realisierbar sind, wie entsprechende Bereitschaften oder Empfänglichkeiten des Erlebens, Erfassens überhaupt vorhanden und so deutlich gereift und erstarkt sind, daß sie von peristatischen Reizen auch wirklich angesprochen, erweckt und entwickelt werden können. Damit ist das umschrieben worden, was die pädagogische Theorie den „fruchtbaren Moment“ im Bildungsprozeß genannt hat: die individuelle Begabung wird in der bildenden Begegnung gestiftet.¹¹⁾

¹¹⁾ Vgl. dazu Copei, Fr.: Der fruchtbare Moment im Bildungsprozeß. Heidelberg 1960⁵.

Über vorhandene Anlagen können erst in ihrer Verwirklichung sichere Aussagen gemacht werden. Sie sind potentielle Energien, "Möglichkeiten mit Spielraumbreite", wie Stern das formuliert hat,¹²⁾ wobei ohne Zweifel die oberen und unteren Grenzen ihrer Entwicklungsmöglichkeit erbmäßig bedingt sind. Aber die tatsächliche, die aktuelle Ausformung innerhalb dieses Spielraumes wird von den Inhalten der Lebenssituation und der bewußten, intentionalen Erziehung wesentlich mitbestimmt.

Eine ergänzende Anmerkung zur „Erbstruktur der Persönlichkeit“ (Gottschaldt) vermag diese meist viel zu vereinfachte Problematik noch einen Schritt weiter aufzuklären. Gottschaldts langjährige Längsschnittuntersuchungen an erbgleichen Zwillingen haben erwiesen, daß „in den endothymen Qualitäten... bei erbgleichen Menschen im allgemeinen nur eine sehr geringe Unterschiedlichkeit besteht, während bei denselben Probanden in der intellektuellen Entwicklung doch unterschiedliche Abwandlungen aufgewiesen werden können.“¹³⁾ Der Bereich der Grundstimmung, der Affektivität und Antriebe einer Person erweist sich in seiner Genese offensichtlich als verhältnismäßig peristostabil, während die intellektuell-instrumentalen Fähigkeiten in ihrem Werden durchweg formbarer erscheinen. In ihrem persönlichen geistigen Leben, in der Strukturierung ihres „sozial-mental en Überbaues“ traten bei erwachsenen eineiigen Zwillingen doch recht deutliche Abweichungen auf, „und zwar vor allem dann, wenn sie in verschiedenen sozialen, wirtschaftlichen und geistigen Räumen ihr Leben verbracht haben bzw. verbringen.“¹⁴⁾ Auf das Problem der Begabungsplastizität bezogen, zeigen Gottschaldts Ergebnisse, daß von einer starren, absoluten Konstanz der Anlagen in einem von Anfang an engbegrenzten Entwicklungsbogen nicht die Rede sein kann. Psychologie und Pädagogik haben für die Beurteilung des leistungsfähigen und des in der Schule versagenden Kindes auch längst die ältere, mechanistisch-statische Grundvorstellung von der menschlichen Person überwunden, für die Entwicklung im wesentlichen ein vorgezeichneter Prozeß bloßen additiven Anwachsens, quantitativen Vermehrens an Merkmalen bedeutete. Der Mensch bringt wohl — vorwiegend in den vitalen Grundschichten — ein relativ konstantes Anlagengefüge in sein Dasein mit; aber er darf deshalb nun nicht als „ein Reservoir von bestimmten, sich im großen und ganzengleich bleibenden Inhalten“ angesehen werden.¹⁵⁾ Er ist ein sich bewegendes, zwischen Gegenwart und Zukunft ausgespanntes und der Veränderung unterworfenen Ganzes.

¹²⁾ Stern, W.: Allgemeine Psychologie auf personalistischer Grundlage. S. 112.

¹³⁾ Gottschaldt, K.: Der Aufbau der Begabung. In: Bericht ü. d. 17. u. 18. Kongr. d. Deutsch. Gesell. f. Psychologie. Göttingen 1953, S. 25.

¹⁴⁾ Gottschaldt, K.: Probleme der Diagnose und Prognose im Lichte der Längsschnittuntersuchungen an Zwillingen. In: Bericht ü. d. 21. Kongr. d. Deutsch. Gesellsch. f. Psychologie. Göttingen 1958, S. 112.

¹⁵⁾ Thomae, H.: Beobachtung und Beurteilung von Kindern und Jugendlichen. Basel 1957², S. 56. — Vgl. dazu auch Engelmayer, O.: Erfolg und Mißerfolg in der Schule. Donauwörth 1950.

Und seine persönliche geistige Struktur ist prinzipiell weltoffen und wird durch die unendliche Fülle wirkender Begegnungen, Eindrücke und Erfahrungen weitgehend umgebildet.

So spricht auch Wellek, beide Grundbegriffe miteinander verknüpfend, von der „plastischen Konstanz“ der Struktur: „Entwicklung im Rahmen eines (mehr oder minder) vorausgegebenen Planes.“¹⁶⁾ Beharrendes Sein und dauerndes Werden, prozeßhaftes Da-Sein müssen als „ein Ineinander, als zwei Aspekte ein und desselben Ur-Sachverhalts“ verstanden werden.¹⁷⁾

„Leben heißt Gestalten,“ schreibt Heinz Werner, „Entwicklung heißt Neugestalten, heißt schöpferische Änderung.“¹⁸⁾

Gibt es ein deutsch-englisches Verstehen?

Von Hermann Rössler

In der westlichen Welt gilt Deutschland als das Land der großen Musikschöpfer, aber selten als das Land einer reichen Literatur. Man hält das deutsche Schrifttum meistens für etwas „nur zum Hausgebrauch“ und nicht für Weltliteratur, wie die Franzosen und Russen sie geschaffen haben. Im 19. Jahrhundert war dies anders. Die deutsch-englischen kulturellen Beziehungen waren anfangs nicht schlecht, und in gebildeten englischen Kreisen galt es als ‚fashionable‘, Deutsch zu lernen. Carlyle übersetzte Goethes Faust in Englische, und Robert Burns, der große Dichter des schottischen Hochlands, hatte Ende des 18. Jahrhunderts die später von Schubert vertonten Liedertexte Goethescher Gedichte balladesk ins Schottische übertragen; sie werden heute noch in diesem ‚broad Scottish‘ gesungen. Das änderte sich 1871, als Frankreich die Sympathien der westlichen Welt von neuem gewann. Wir wußten das; auch auf dem Carolinum hatte einer unserer Geschichtslehrer, er hieß Rohlack und war sehr liberal, uns gesagt, Frankreich hätte den Krieg

¹⁶⁾ Wellek, A.: Die Polarität im Aufbau des Charakters. Bern u. München 1959², S. 39.

¹⁷⁾ Wellek, A.: a.a. O., S. 38.

Im gleichen Sinne sprach Friedrich Sander in seinem Einleitungsreferat auf dem Bonner Kongreß (1957) von „personalen Konstanten zweiter Ordnung“ (Gewohnheiten, Handlungsbereitschaften, Könnensgrundlagen), zu denen sich die erbedingten Strukturangelegenheiten in der Begegnung mit der Umwelt weiterentwickeln. „Konstituierendes und Modifizierendes bedingen sich wechselseitig und wirken zusammen zur Bildung der reifen Persönlichkeit als von innen und außen zugleich geprägter Form, die ... in einem dauernden Prozeß des Geformtwerdens und Sich-selbst-Formens steht.“

F. Sander, Das Menschenbild in der neueren Psychologie. In: Ber. üb. d. 21. Kongr. d. DGfPs. Göttingen 1958, S. 12.

¹⁸⁾ Werner, H.: Einführung in die Entwicklungspsychologie. München 1953³, S. 13.

von 70/71 zwar militärisch verloren, aber moralisch gewonnen. Obwohl die englischen Staatsmänner aus Furcht vor einem neuen Napoleonismus heimlich den deutschen Sieg beglückwünschten, hatte Frankreich jetzt aufgehört, Englands „Erbfeind“ zu sein, und in der Tat hat Frankreich als das Land einer älteren Kultur und Nachbarland den Engländern trotz aller geschichtlicher Fehden im Geistesaustausch immer näher gestanden als Deutschland. Der Burenkrieg mit den deutschen Sympathien für Transvaal und die wachsenden deutschen Flottenrüstungen erregten zu Beginn unseres Jahrhunderts den Argwohn der herrschenden Klasse Englands, jetzt war Deutschland an Stelle Frankreichs zum Erbfeind aufgerückt und ist es politisch mehr oder weniger bis 1945 geblieben. Erst allmählich wurde in England eine günstigere Stimmung für deutsches Geistesgut geschaffen, aber eine Befremdung blieb. Nur deutsche und österreichische Musik war längst geschätzt, sie wurde jedoch während des ersten Weltkrieges als „feindlich“ verbannt. Tondichter wie Mozart und Schumann mußten verstummen; nur Beethoven, sagte man mir, wurden mildernde Umstände zugebilligt, indem man ihn wegen seines flämischen Großvaters kühn zum Belgier machte und seine Egmont-Ouvertüre gnädigst erlaubte. Diese Auswüchse des Nationalismus fehlten im England des zweiten Weltkrieges, wo die Ideologie eine andere war und man auch eine große Anzahl deutsch-jüdischer Flüchtlinge beherbergte, wenn auch ab 1940 zunächst hinter Stacheldraht als „feindliche Ausländer“. Aber gerade diese deutschen Juden, unter ihnen führende Geister in deutscher Kunst, Wissenschaft, Literatur und Musik, haben in England nach 1945 für die deutsch-englische Verständigung gewirkt, und ich bin vielen begegnet, die geistig so stark deutsch eingestellt waren, daß diese vornehme Objektivität nach den Leiden, die ihnen unter Hitler zugefügt waren, bewundernswert erschien. Meine persönlichen Erinnerungen an eine deutsch-englische Annäherung gehen jedoch weiter zurück. Im Jahre 1910 lernte ich in Österreich während der Sommerferien den ersten englischen Gentleman kennen, denn das war er im wahrsten Sinne des Wortes. Professor Harold Temperley, der bei uns in Alt-Aussee zu Besuch weilte, hatte schon damals, obwohl erst Dreißig, einen hervorragenden Ruf als Historiker an der Universität Cambridge. Begleitet von seiner bildhübschen Schwester Marion, wir nannten sie Molly, damals 25, gewann er uns alle für sich in seiner schlichten, unpräzisen Art. Mein Vetter Hubert verliebte sich prompt in Molly, wurde aber, da er erst sechzehn war und ich fünfzehn, zu seinem Schmerz und mit Unrecht nicht ernst genommen. Harold dagegen liebte mich, obwohl ich, geprägt vom herben Ernst des Gymnasium Carolinum Novae Strelitziae, wenig österreichisch wirkte, — aber das lag Temperleys englischer Art näher, die mir heute vertraut ist. Er schrieb mir aus Cambridge eine Karte nach „Mecklenburg Strelitz, Sassenstr. 7, Germany“ des Inhalts: „Liebes Kind, wie gehts und wenn kommst du nach England?“ Es vergingen 34 Jahre, bis ich mitten im 2. Weltkriege in Cambridge von London ankam. Mein erster Weg war zum Petershouse, wo Harold dozierte, aber, wie ich gefürchtet hatte, war er gestorben. Ich besuchte seine hochherzige Witwe und seine liebenswerte Schwester und habe beiden seither Freundschaft gehalten. Harold Temperley gilt heute als

einer der größten englischen Geschichtsforscher und hat nach dem ersten Weltkrieg viel zur gegenseitigen europäischen Verständigung beigetragen. Mir hat seine Geschichtsforschung nach dem klassischen Grundsatz „Audiatur et altera pars“ große Werte gegeben, besonders in seinem Buch über Joseph den Zweiten. Temperley gibt von diesem Monarchen, der uns im Carolinum als Friedensfürst geschildert wurde, mehr das Bild eines drohenden Eroberers, der Bayern mit Macht unter die Krone Österreichs bringen wollte. Die bayrischen Bauern, heißt es bei Temperley, hatten in ihren Häusern nicht selten an der Wand ein Bild Friedrichs des Großen hängen, sie sahen in ihm ihren Befreier vom habsburgischen Imperialismus. Tempora mutantur — wer heute Bayern kennt, wird das kaum glauben, aber ich lernte dadurch, daß man Geschichte „sine ira et studio“ und niemals einseitig betrachten soll, in diesem Fall auch vom Gesichtspunkt des unbefangenen englischen Forschers.

Anderer Art war die Freundschaft, die ich während des letzten Krieges mit dem Parlamentarier Emrys Hughes (ausgesprochen Juhs) schloß. Dieser, ein Schwiegersohn des verstorbenen englischen Sozialistenführers Keir Hardie, hatte den ersten Weltkrieg als „conscientious objector“ (Kriegsdienstverweigerer aus Gewissensgründen) größtenteils im Gefängnis verbracht. Auch jetzt war seine Zivilcourage nicht gering, denn als Schriftleiter des Forward, eines schottischen Organs der Arbeiterpartei (Labour-Party), sagte er der Regierung manchmal unangenehme Wahrheiten. Insbesondere kämpfte Hughes gegen die These des „unconditional surrender“ und meinte, diese Forderung der bedingungslosen Übergabe Deutschlands würde die Deutschen bis zum äußersten Widerstand einen. Wenn auch nach meinem Empfinden der Pazifismus von Emrys und seine Opposition zu Winston Churchill, der Britannien in der Stunde der Not geeint hatte, in manchem zu weit ging, so war ich doch bald im Bann von Emrys Hughes faszinierender Persönlichkeit. Als geborener Walliser („Welshman“) hatte Emrys seinen Witz, der uns alle für ihn einnahm, von seinem großen Walliser Landsmann Lloyd George geerbt. Humor ist eine gute Waffe im Gesinnungskrieg, und durch seine witzige Schlagfertigkeit hat Emrys manchen ideologischen Gegner aus dem Sattel gehoben. Als er unmittelbar nach dem Kriege ins Unterhaus gewählt wurde, galt Emrys bald als der Witzbold des Parlaments und hat durch seine Fragen und Antworten die britische Volksvertretung oft zum Lachen, aber auch hinterher zum ersten Nachdenken gebracht, denn immer war bei ihm „in joco veritas“. Auch die bittersten Gegner haben Emrys hochgeachtet, schon wegen seiner im Kriege bewiesenen Unerschrockenheit, die oft humoristische Formen annahm. Als gegen Kriegsende etwas pathetisch berichtet wurde, daß König Georg von einem Hügel bei Aachen einen Ausblick hielt über das neueroberete deutsche Gebiet, machte Emrys, mit Anspielung auf die Abstammung des Königshauses, im Forward den ironischen Zusatz: „Da hat er wohl ‚Land meiner Väter‘ (ein bekanntes walisisches Lied) vor sich hingesummt?“ In seiner schottischen Wahlheimat hat Emrys für die Bergleute, die nicht gerade auf Rosen gebettet waren, sehr viel getan. Man wollte eine Straße nach ihm benennen, aber er erlaubte nur seinen Vornamen „Emrys Str.“ Allerdings kannte alt und jung in South-Ayrshire, seinem Wahlbezirk, „den Emrys“

als den populärsten Mann. Ich sehe ihn noch, wie er 1950 im House of Commons den Unterstaatssekretär mit scheinbarer Unschuldsmiene fragte, ob jetzt nach der beschlossenen Wiederaufrüstung Deutschlands die vielen „Re-Educators for Germany“, jene Biedermänner, die man den Deutschen als Wiedererzieher zur Abrüstung geschickt hatte, nicht zeitgemäß ersetzt werden sollten durch „De-Re-Educators“, also „Wiederzurückzieher zum Militarismus“. Der Staatssekretär war verblüfft, und ein schallendes Gelächter erhob sich. Bei solchen Anfragen oder Antworten hat Emrys oft halb wie ein Seraph, halb wie ein Mephisto ausgesehen. Infants terribles sind stets gefürchtet, aber trotz seiner satirischen Schärfe ist Emrys, da er im Grunde ein gütiger und hilfsbereiter Mensch ist, bei allen, Freunden wie Gegnern, geachtet und geliebt. In den letzten Jahren ist er oft in Deutschland gewesen, besonders in Berlin, und hat sich durch seine freimütige Art dort neue Freunde geschaffen.

Meine Vorliebe für Geschichtsforscher brachte mich durch einen geheimnisvollen Zusammenhang in Verbindung mit der englischen Novellistin Winifred Bryher, die als Verfasserin hervorragender historischer Romane sich das Studium englischer und europäischer Geschichte und eine daraus folgende europäische Verständigung zur Lebensaufgabe gemacht hat. Mrs. Bryher lebt seit Kriegsende in der Schweiz, aber von ihren Briefen an mich ist jeder ein Thriller. In einem gab sie auf meine Frage, wie man sich in England im ersten Weltkriege dem Feinde gegenüber verhalten habe, die charakteristische Antwort: „Ich möchte lieber den zweiten Weltkrieg mit allen Schrecken des Blitzes noch dreimal wieder durchmachen als nur ein einzigesmal den ersten Weltkrieg wieder erleben.“ Dies wirkt zunächst befremdend, denn die englische Zivilbevölkerung hat im zweiten Weltkrieg weit mehr gelitten. Aber es gibt seelische Leiden, die schwerer zu ertragen sind als Luftangriffe. Es scheint, daß Mrs. Bryher durch die damalige Loslösung der letzten kulturellen Bande zwischen zwei wenn auch mit Reserve befreundeten Völkern, wie sie im ersten Weltkrieg sich besonders kraß auswirkte, härter getroffen wurde als später durch die Einschläge der deutschen V 2 Rockets, die sie gleich mir in London täglich miterlebt hat. In ihrem Roman „BEOWULF“ schildert Bryher (sie nennt sich stets ohne Vorname) die Standhaftigkeit der Londoner im Bombenschauer, unpathetisch und ohne falsche Glorie. Sie ist in ihrem Wesen Engländerin und Weltbürgerin zugleich. Eins ihrer Werke ist auch auf Deutsch erschienen. „Roman Wall“ schildert den Einbruch der Alemannen in die von den keltischen Helvetiern bewohnte und von den Römern besetzte damalige Schweiz und steht im Vergleich mit ähnlichen Werken deutscher Literatur auch ranggemäß zwischen Scheffels Ekkehard, das später, und Th. Vishers „Auch Einer“, das in jener Gegend früher spielt. Bryhers Heimat ist in Cornwall, „Cornu vallis“, jenem horngleich im Süden Englands in den Ozean ragenden Landstrich, in dem noch vor einigen Jahrhunderten die keltische Sprache lebendig war. Heute hat sie sich nur in der Bretagne, Irland, Wales, den Hebriden und Teilen des schottischen Hochlandes in verschiedenen Abarten erhalten. Von diesem Menschenschlag stammt die Poesie und, ich möchte sagen die Seele Britanniens, der Hang zur Folklore und ein starker

impetus (man denke an Shaw und Oscar Wilde) für das englische Schrifttum. Um die Erforschung dieser altbritischen Volksseele hat Mrs. Bryher sich in ihrem bisher letzten und besten Roman „RUAN“ besonders verdient gemacht. Sie klärt uns darin auch über die wenig bekannte Religion der Druiden auf, die, weil diese an eine Seelenwanderung in höherem Sinne glaubten, als einziger heidnischer Kult in Europa eine geheimnisvolle Hinneigung zu den alten Religionen des Morgenlandes hat. Bryher erzählt dies spannend, ethisch und dabei auf wissenschaftlicher Grundlage. Jeder Zeile merkt man das intensive Studium und die Liebe zu diesem schlichten Volk Cornwallis an. Hier trifft man auf zwei alte Kulturen, die keltische und die römische, die im frühen Mittelalter, in der „Ruan“ spielt, bereits mit dem Christentum zu verschmelzen begann. Das zeigen heute die alten Klöster auf den Scilly Inseln, im mildesten Klima Englands, dort wo Palmen wachsen und Rosenbeete stehen. — In anderen Werken, wie in „The Players Boy“ (Der Schauspielschüler), das England im Übergang von Elisabeths Glanzzeit zum Dämmerlicht Jakobs des Ersten zeigt, betont Bryher wiederum den Wert der angelsächsischen Kultur und meint auch in ihren Briefen, daß letztere sich noch selbständiger weiterentwickelt hätte, wenn nicht England nach dem Siege der französischen Normannen unter romanischen Einfluß gekommen wäre. Dieser Schicksalstag Britanniens war der 14. Oktober 1066 und ist von Bryher in einem anderen historischen Roman dramatisch beschrieben. Da Bryher in ihrem Werk „Gate to the Sea“ auch der klassischen Kultur Griechenlands gedenkt, der wir soviel zu verdanken haben, kann ich mir sowohl nach den Werken wie nach der Persönlichkeit Winifred Bryhers gut vorstellen, daß niemand geeigneter wäre als diese bedeutende Frau, eine noch stärkere kulturelle Annäherung zwischen England und dem europäischen Kontinent, insbesondere den drei deutschsprechenden Ländern, in unserem merkwürdigen Atom-Zeitalter herbeizuführen. Hier sind neue Freundschaftsbande zu knüpfen; wenigstens habe ich versucht, dies an drei Beispielen zu analysieren: dem ersten Geschichtsforscher, dem satirisch-liebvollen Parlamentsredner und der begabten Dichterin, die, eine Kosmopolitin zugleich, uns auf ernsthaftester Grundlage eine Vision der Vergangenheit und darüber hinaus einen Ausblick in die Zukunft gibt. Hiernach überlasse ich es dem Leser, die Titelfrage selbst zu beantworten.

Aequam memento rebus in arduis
servare mentem
Vergiß nicht, im Unglück standhaften Sinn
zu bewahren.

Horaz (Oden)

Über die Gelehrtenschule in Neubrandenburg*)

von Irmgard Unger-Brückner

I. Die Schule in Neubrandenburg um 1730

Die Lateinische Schule in Neubrandenburg stand im 16. Jahrhundert durch die Reformation in besonders gutem Ruf, so daß sie außer dem Rektor noch vier Lehrer notwendig hatte, wie bei einer Visitation 1602 festgestellt werden konnte.¹⁾ Der 30jährige Krieg hatte natürlich einen starken Rückgang zur Folge, aber im Jahre 1716 wurde ein tüchtiger Rektor Adolf Gideon Bartholdi²⁾ angestellt, der einen solchen Ruf im Laufe seiner Tätigkeit erlangte, daß er im Jahre 1740 als Rektor nach Stralsund berufen wurde. Sein Nachfolger wurde Magister Samuel Friedrich Dankert³⁾, der jedoch nicht energisch genug war, um die Schule auf der bisherigen Höhe zu halten, so daß im Jahre 1766 eine Reorganisierung der Schule notwendig wurde, gerade zu der Zeit als Johann Heinrich Voß dort eintrat. Über die Zustände in der damaligen Schule von Neubrandenburg sind uns verschiedene Originalberichte überliefert, die gerade durch ihre ursprüngliche Fassung und durch die zeitliche Nähe besonderes Interesse erwecken, und die ich daher im Wortlaut wiedergebe. Meist sind sie Selbstbiographien entnommen, die ich im folgenden zeitlich nacheinander angereiht habe.

Selbstbiographie von Bernhard Christian Kosegarten⁴⁾

„Ich hatte hier in Neubrandenburg allerdings Gelegenheit meine Kenntnis zu erweitern, nur bezog sie sich auf Sprachkunde und Gedächtnissache. Bartholdi, dem man als Gelehrten seine Verdienste lassen muß, gab in Sittenpolitur und äußerer Wohlanständigkeit selbst kein gutes Beispiel, er schien vielmehr ein abgesagter Feind davon zu sein. Denn, wenn z. B. ein Schüler gepudert und in netter Kleidung auftrat, hatte des Stichelns und Andienens

*) cf. „Das Carolinum“ Heft 30, S. 90, Erich Mahn, Aus der Geschichte des Gymnasiums in Neubrandenburg.

1) Vgl. hierzu Boll, Chronik, S. 109 und 230.

2) Sohn des Pastors Christian Bartholdi in Staven, geb. 11. X. 1688; gest. 13. II. 1768 als Rektor in Stralsund. — Vgl. Allg. Deutsche Biographie II, S. 105 f. — Krüger, Pastoren, S. 187.

3) Get. in Parchim, 3. VIII. 1711, gest. 28. V. 1775 in Neubrandenburg, verheiratet am 14. IX. 1741 mit Johanna Catharina Hille, geb. 20. VII. 1719, gemäß einem gedruckten Gedicht, das E. C. und C. G. Korb, das „der würdigsten Mutter Frau Magisterin Danckert an Ihrem 74sten Geburtstage gewidmet“ ist „Neubrandenburg, am 20. August 1792“. Sie starb am 8. VI. 1804. Vgl. Brückneriana 2, S. 20, 32, Anm. 25. BFV 9, S. 20, wo irrig der 22. VIII. angeführt ist.

4) Der Vater des Dichters (Ludwig Theobul Kosegarten, 1758 — 1818), Bernhard Christian K., getauft 7. III. 1722 in Parchim, kam 1734 in Unterricht und Haus des Rektors Bartholdi, war Pastor in Grevesmühlen 1750, dort Präpositus 1767 starb am 17. VI. 1803, spielt bei Fritz Reuter in der Stromtid mit der weggeschnapten Predigt (Rudolf und Gottlieb Baldrian), Kosegarten hatte seinem Amtsbruder Bandelin ebenso die Predigt weggeschnappt. Vgl. Willgeroth, S. 1192f. — Boll, Chronik, S. 230f. — Gustav Raatz, Der Vater des Dichters K., ein gar merkwürdiger Mann: Meckl. Nachr. 1894, Nr. 59/60. — Ders. Wahrheit und Dichtung in Fritz Reuters Werken, 1895, S. XII f.

mit anzüglichen Redensarten zum Gelächter der ganzen Klasse kein Ende. So ward der Wert eines Schülers gewöhnlich auch nur nach der Summe seines Wissens und seines Bestrebens, aufgegebene Vokabeln und andre Pensen pünktlich zu leisten, berechnet. Von Sittlichkeit und Aufführung außerhalb der Schule war nie die Rede. Die Verfehlung einer einzigen Vokabel machte Rückenweh. So verfloßen viertelhalb Jahre. Meinen Autor konnte ich verstehen, eine nicht ganz schwere Aufgabe übersetzen, auch erforderlichenfalls einen lateinischen Vers zusammenstopfeln. Das Neue Testament las ich in der Ursprache und im Ebräischen quälte ich mich mit dem Paradigma von Pakad. Beim Kantor hatt' ich im Singen Unterricht genossen, auch Flöte und Klavier angefangen und im Tanzen Anweisung gehabt.

Die Schulmänner in Neubrandenburg

So viel mir bekannt ist, besteht bisher noch keine Spezialarbeit über die Stadtschule von Neubrandenburg, aus der die genaue Reihenfolge der Rektoren und anderen Lehrer der Schule gewonnen werden könnte. Vielmehr ist es notwendig, aus allen möglichen Werken über Neubrandenburg sich die betreffenden Persönlichkeiten herauszusuchen, von denen eine ganze Anzahl in den folgenden zeitgenössischen Berichten genannt sind. Ich gebe hier nur die Schulmänner seit der Reformation.

Rektoren

- um 1553 Matthias Ksselius (Kunst- u. G. Denkm. I, 3, S. 122; MJB XIX, S. 9) zusammen mit seinem ältesten Sohn Johannes, Professcr und Humanist in Rostock und Helmstädt.
- 1579 Simon Stenius (Neubr. Zeitung 93. Jahrg. Nr. 74f., 28./29. III.)
- 1591—1593 Christian Dornemann, später Superintendent Nbg.. 1598—1601, (Krüger, Pastoren, S. 117).
- 1595—1600 und 1604—1613 Bernhard Latomus (Ahlcrs, Skizzen, S. 80); (122, 160).
- 1617 Georg Koch, später Pastor in Nbg. (Krüger, a. a. O. S. 126).
- 1625 Georg Helmichs, später Pastor an St. Marien (Krüger, a. a. O. S. 126).
- um 1631 Erasmus Pontanus (=Brückner), Verfasser der Truculenta expugnatie sanguineolentumque Excidium Neobrandenburgicum 1631, = Eroberung durch Tilly am 9. III. 1631 (Boll, Chronik, S. 139—157; Ahlers, Skizzen, S. 42, 81, 119, 145).
- 1644 Isaak Laurentius, später Pastor an St. Johann in Nbg. (Krüger, a. a. O. noch 1656 S. 128) — Boll, Chronik, S. 159). Er starb am 27. V. 1664.
- 1661—1666 Johann Binkepank, starb 1671 (Krüger, a. a. O. S. 128).
- um 1684 Georg Bartich (Kunst u. Gesch. Denkm. I, 3, S. 122 (Inscription an der alten Stadtschule von 1684); (vgl. Ahlers, a. a. O. S. 128), vorher Baccalaureus (1656).
- 1693—1697 Henricus Paris Roggenbau, starb 1734, später Pastor in Schönberg (Krüger, Pastoren, S. 129, d. ers. Ratzeburg, S. 54).
- 1697—1709 Joh. Wilh. Daniel Stricker, starb 1727, später Pastor an St. Marien (Krüger, Pastoren, S. 130).
- 1714 Andreas Hille, starb 1723, später Pastor an St. Johann und St. Marien (Krüger, Pastoren, S. 131).

- 1710—1714 Caspar Gottschling, starb 1739, (Neubrandenburger Zeitung 93. Jahrg. Nr. 74f. 28./29. III.), abweichend von Krüger(!)
- 1714—1716 Heinrich Wulffleff, starb 1758, später Pastor an St. Johann (Krüger, a. a. O. S. 131); Boll, Chronik, S. 17¹).
- 1716—1740 Adolf Gideon Bartholdi, starb 1768 -Irrig: Boll, Chronik, S. 230: 1730—1740).
- 1740—1775 Samuel Friedrich Dankert.
- 1776—1830 Johann Heinrich Walther.
- 1830—1832 August Alexander Milarch.
- 1833—1834 Földner (Nbg. Schulprogramm 1834, S. 18, 1835, S. 33).
- 1835—1869 Friese (Nbg. Schulprogramm 1870, S. 16f.).
- 1869—1875 Georg Christian Thilo (a. a. O. 1870, S. 18f.).
- 1875—1906 Georg Friedrich Philipp Sauerwein.
- 1906—1925 Paul Dörwald (a. a. O. 1906/7, S. 6).
- 1926—1933 Erwin Scharr.
- 1933—45 Hermann Kiphuth.

Konrektoren (Kantoren), Baccalaureen, Subrektoren, Prorektoren

- Mitte 16. Jahrh. Hieronymus Brannesus, dann Pastor in Nbg., starb 1599 (Krüger, Past., S. 125), um 1656 Theodor Walther (Ka), s. u. (Ko, um 1656 Georg Bartich (Bac), (Boll, Chronik, S. 159, Urk. im Knopf der Spitze von St. Marien), später, 1684, Rektor
- 1661—1663 Hieronymus Plohstius (Ka), später Pastor in Nbg., starb 1710 (Krüger, Pastoren, S. 128)
- 1666 Georgius Grabovius (Ko), starb 1707, geb. 1637 (Neubr. Ztg., 93 Jahrgang 74f. 28./29. III.)
- 1668—1693 Henricus Paris Roggenbau (Ko), später Rektor (Krüger, Pastoren, S. 129)
- um 1700: Bacc. Johann Tegge, am 8. X. 1702 gestorben, war evtl. auch am Gymnasium tätig
- 1710 Andreas Hille (Ka), später Rektor (Krüger, Past., S. 131)
- 1766—1809 Tillemann, als 4. Lehrer
- 1762—1778 Rümker (Ka, im Amt bis 1766!)
- 1766—1778 Bodinus (Ka. adjunktus)
- 1778—1789 Bodinus (Ka)
- 1789—1810 Bodinus (Ko)
- um 1762 Hörsellmann (Bac)
- 1766—1786 Schüler (Bac)
- 1786—1789 Probsthahn (Bac)
- 1789—1802 Hilgendorf (Su)
- 1802—1811 Wendland (Su)
- 1811—1820 Sponholz (Su)
- 1820—1830 Földner (Su), vorher 1813—20 als 4. Lehrer, später Rektor
- 1810—1830 A. A. F. Milarch (Ko), später Rektor
- 1830—1833 Földner (Ko)

II. Die Schule um 1755

1. Selbstbiographie des Dichters Brückner von 1783

„Brückner (Ernst Theodor Johann) aus Mecklenburg-Strelitz, ist eines Landpredigers Sohn, den 13. September 1746 zu Neezka geboren. Sein Vater, Christoph Adam Brückner, der in seinen jüngeren Jahren einige Stücke: Anmerkungen und Zweifel, gegen die Inaugural-Dissertation des Herrn Doktors Hartmann in Rostock geschrieben, wohnt jetzt zu Koblanck, wohin die Pfarrwohnung aus Neezka verlegt ward, und hat nun 40 Jahre seiner Gemeinde vorgestanden. Diesem würdigen Greise dankt er alle Bildung seines Geistes und Herzens. Früh lernte er durch ihn das Christentum zugleich kennen und empfinden, welches ihm in der Folge bei Anstößen und Zweifeln oft zur Rettung gedient hat. Neigung zu einsamen Betrachtungen und viel Gefühl fürs Geistliche hätten ihn bestimmen können, einst mit Fanatismus angesteckt zu werden, aber sein Vater gab seinem Geist und seinen Studien eine solche Richtung, daß er darnach beides gleich sehr haßte, den Fanatismus, wobei der Verstand schüchtern, und die Spekulation, wobei das Herz kalt wird. Zu Schulwissenschaften legte er den ersten Grund bei einem Hauslehrer, dem jetzigen Bakkalaureus Schüler in Neubrandenburg. Religionsunterricht nach einem Katechismus, der damals doch einer der besten war, fand er dürftig und drückend; so auch die damals gewöhnliche Methode, Sprachen zu lehren, zwar sicher, aber zu langsam. Im Jahre 1759 starb seine Mutter, Sophia, Tochter des Superintendenten Trendelenburg zu Strelitz. Dieser Verlust und seine kurz vorher geschehene Einsegnung wirkten schon früh den Entschluß, sich dem Dienste der Religion zu widmen. Nun kam er auf die Schule zu Neubrandenburg, und hatte an dem damaligen Rektor, Magister Dankert, einen vortrefflichen Lehrer, der fürs Vaterland gewiß noch weit wichtiger gewesen wäre, wenn nicht die Last der Arbeit an der Schule fast ganz allein auf seinen Schultern geruhet hätte. Im Jahr 1763 kam er nach Berlin, und genoß im Joachimstalschen Gymnasio den Unterricht eines Heinicus, Stosch, Schulze und Roujer. Hier fand seine Neigung zur Dichtkunst Nahrung, und vor allen Dichtungsarten fühlte er vorzüglich Liebe zur Tragödie. Im Herbst des Jahres 1765 ging er nach Halle. Den Sommer zuvor brachte er bei einem Prediger, Plakotomus zu Stötterlingen, einem Dorfe im Halberstädtischen zu, wo er meist mit oratorischen und poetischen Übungen sich beschäftigte. Diesem edlen Manne hat ers zu danken, daß er eine Furchtsamkeit überwand, die ihm sonst bei öffentlichen Vorträgen nachtheilig gewesen wäre. In Halle befeißigte er sich auf die Gottesgelahrtheit und schöne Wissenschaften; fand großen Wohlgefallen an der Wolfisch-Baumgarten'schen Philosophie, die ihm aber nachher immer weniger Genüge tat. Auch nützte er in Halle eine Gelegenheit, sich in öffntlichen Reden zu üben, die bald nachher, wer weiß mit welchem Vorteil für die Akademie (?) abgestellt wurde. Im Jahre 1768 kehrte er in sein Vaterland zurück, beschäftigte sich mit Kinderunterricht, bis er im Herbst 1770 nach Wesenberg kam, dem kranken Prediger Asmis daselbst die Arbeit abzunehmen. Schon gab die Gemeinde zu Wesenberg sich Mühe, ihn zu ihrem Prediger zu bekommen, als er im Frühling 1771 zum Prediger in Großen Vielen, einem Dorfe im Fürstentum Wenden, erwählt wurde. Nach einem halben Jahre heiratete er die hinterlassene Tochter seines Antezessors Fabricius, Helena Do-

rothea Beata, an der er ein Herz nach seinem Herzen gefunden. In dieser Ehe hat er sechs Kinder, einen Sohn und fünf Töchter, deren eine schon zur Vollendung gegangen. In seinem Amte und bei Erziehung seiner Kinder befließigt er sich hauptsächlich, des Menschen Herz zu studieren, und die Religion, von aller gelehrten Rüstung und steifem Putz entkleidet, in ihrer natürlichen Kraft und Schöne darzustellen. Er machte verschiedene Versuche, ob den Beschwerlichkeiten des gewöhnlichen Katechismus-Unterrichts für das Volk abzuhelpfen sein möchte.

Außer einigen poetischen Versuchen, die 1771 herausgekommen,¹⁾ sind von ihm verschiedene Gedichte in den Voßischen Musenalmanach eingerückt; auch in der Campischen Kinderbibliothek. In Campens Erziehungsschriften zweitem Teil ist von ihm ein Aufsatz: Das Grab Emanuels von D. Zwei Bände Predigten für Ungelehrte sind 1778 und 79 herausgekommen²⁾ und 1782 zwei Gedächtnisreden, die bei einem rührenden Vorfall in Pekkattel gehalten worden.

Eine kurze Erwähnung des Dichters Brückner, jedoch mit ausführlicher Angabe seiner Schriften findet sich in Johann Georg Meusel, Das gelehrte Teutschland, I, S. 454—455. Eine eingehende Behandlung der Beziehungen des Dichters zu Joh. Heinr. Voß gab Paulus, Zum Andenken Brückners, an welchen die Voßischen Briefe gerichtet wurden: Sophronizon IX, Heidelberg 1827, S. 78—86, wobei auch fünf Gedichte Brückners wiedergegeben sind. Im übrigen habe ich bereits ausführlich in Brückneriana 2, S. 77, die Literatur des Dichters Brückner mitgeteilt.

2. Die Beurteilung des Lehrerstandes

Als einer von den wenigen, im Brücknerarchiv erhaltenen Briefen des Dichters Brückner veröffentliche ich hier einen Brief, der an seinen um 22 Jahre jüngeren Bruder, den späteren Advokaten Friedrich Brückner gerichtet ist. Dieser sollte Prediger werden, hatte jedoch mit 18 Jahren den Entschluß gefaßt, Lehrer zu werden. Daraufhin schrieb ihm sein Bruder, der Pastor und Dichter, diesen Mahnbrief, der die damalige Meinung über den Lehrerberuf in Mecklenburg widerspiegelt. Der Brief ist von meinem Urgroßvater wohl auch deshalb treu aufbewahrt worden, weil er in seiner zwar strengen, aber doch gerechten, freundlichen und weisen Art und Fassung wohl mit dazu beigetragen hat, daß der Genannte, der zur Zeit des „Leserkreises“ (V, 3) Hauslehrer bei seinem späteren Schwiegervater, dem Landessyndikus Funk in Neverin war, sich jedoch, vielleicht auf Zureden des Juristen, seit 1791 dem Juristenberufe zuwendete und ein tüchtiger Advokat in Neubrandenburg geworden ist.

¹⁾ Warum der Herr B. seines zu Brandenburg 1772, 8^o herausgekommenen: Etwas für die deutsche Schaubühne, enthaltend Emilie Blontville, ein bürgerliches Trauerspiel, Kalliste, ein Trauerspiel, und den Enterbten, ein Nachspiel, hier mit keinem Worte gedenkt, begreife ich nicht; ich halte es wegen der Vollständigkeit meines Werkes für Pflicht, es hier zu nennen, da es ihn ganz zuverlässig zum Verfasser hat. A. d. H.

²⁾ Sie sind mit so allgemeinem Beifall aufgenommen und so stark abgegangen, daß nächstens in der Kortenschen Buchhandlung zu Flensburg eine zweite Auflage erscheinen wird. A. d. H.

2. Brief von Ernst Theodor Johann Brückner in Großen Vielen an seinen Bruder
Friedrich Brückner, vom 23. Juli 1784.

Im Namen unsers gekränkten Vaters soll ich Dir hiermit seine so peinlich gesuchte Einwilligung melden. Er trinkt jetzt den Brunnen. Seine Absichten mit Dir hast Du recht gut gewußt, und konntest wissen, wie sehr solche Einfälle ihn kränken würden. Dein so entscheidendes: Prediger werde ich nie! haben wir ihn noch nicht wissen lassen, das würde ihm das Herz zerreißen. Zu Bedenken soll ich Dir aber von Seinetwegen geben: Daß der Stand eines Schulmannes unleugbar der beschwerlichste und armseligste unter der Sonne ist; Wilt Du nicht glauben denen, die Dich lieben; so versuch, und bereue es zu spät. 200 Reichstaler haben einen großen Klang; werden aber wahrlich wenig, wenn es unser Alles ist. Denn von Hause kannst Du alsdann aufs Nichts weiter Rechnung machen. Man wird Dir nicht einmal ein Bette gehen können, wofern nicht die Brüder zutreten, die Du schnöde verachtet hast. Du müßtest in Schwerin mit Deinen 200 Reichstalern Dich durchhelfen, und gewiß kümmerlich. Auf Beförderung ist dann fraglich Hoffnung; aber Du willst ja keine Pfarre, Du willst in das Schulhaus, um vollends ein Pedant zu werden, um nie das Glück und die heiligen Pflichten des geselligen Umgangs mit Menschen zu lernen. Auch sollst Du dies bedenken: Gehst Du einmal ins Schwerinsche Land, so wirst Du schwerlich im Strel(itzischen) auf Beförderung hoffen dürfen. Übrigens magst Du nun selbst überlegen und beschließen, was Du willst, man wird Dir kein Hindernis in den Weg legen. Du sollst, wenn Dein Sinn auf das besteht, was uns alle kränkt, erst noch weitere genauere Erkundigung aus Schwerin einziehen; auch an H(och) E(hrwürden) Super(in)t(en)d(ent) Martini schreiben, und um genaue Information von dem Dienst eines Collaborators bitten, und versprechen, Deine Erklärung zu geben, sobald Du über solche Nachrichten Deines Vaters Meinung vernommen. Des Superintendenten Antwort sollst Du an unsern Vater im Original überschicken, und versichert sein, er wird Dir an Deinen Absichten nicht hindern, wo er nur irgend dabei erträgliches Glück absiehet.

Willst Du nun noch wissen, was wir andern denken, die wir Deines Briefes ganzen Inhalt wissen? Wir halten Dein Betragen für sehr unwürdig und unbesonnen. Wahrlich recht Jünglingsmäßig, so ohne allen Grund, das hinzusetzen: Prediger werde ich nie! Dürfte Dein Vater wohl nicht Deine Ursachen wissen? Bist Du so weise, daß Du keiner ältern Leute Rat bedarfst? Ich habe Dir letzthin schon einige Einfälle beantwortet; aber das gilt wohl bei dem jungen Gelehrten nichts, und was Dein alter treuer Vater sehulich wünschte und fröhlich hoffe, ihm das so gradehin abzuschlagen, das dünkt Dir ein Kleines? So wäre Dir das auch wohl ziemlich gleichviel gewesen, wenn Du hättest unsre Schwester *) bitterlich weinen gesehen, und den Doktor und mich in der Angst, wie wir dem lieben Alten eine Nachricht beibringen sollten, die gewiß nun wie ein heimlich Gift an seinem schwachen Leben nagt. Der Doktor konnte es nicht, ich mußte es. Ich brachte es ihm auf der besten Seite an, als eine für Dich und uns alle so ehrenvolle Sache, und so gings erst gut. Aber es folgte doch gleich eine schlaflose Nacht, viel Sorgen und stiller Kummer. „Also muß ich meine liebste Hoffnung auch aufgeben? Doch ich will nicht eigennützig handeln; er mag seinen Willen haben“, so sprach der Alte, und wo Dus nicht empfindest, was ich empfand, so bist Du unser Bruder nicht. Da lerne, was edel und was Liebe ist, und schäme Dich Deines eiskalten Herzens. Was soll ich Dich schonen? Schonst Du doch selbst unsern Vater nicht. So wiße denn, und erschrick und weine, der Alte vertraute mir mit tiefem Schmerz, „Er hätte schon mehrmals bemerkt, daß Du doch gegen ihn kein so liebeiches Gemüt hättest, als seine übrigen Kinder“.

*) Magdalena Sophia Juliana, geb. 16. V. 1762 in Kublank, gest. 29. III. 1805 in Neubrandenburg.

Geh doch einmal aus Liebe gegen uns aus der Glorie Deiner Weisheit heraus, und laß uns wissen, warum Du so entscheidend hinbehauptest: Prediger werde ich nie? An vernünftigen Gründen kennt man den vernünftigen Mann. Ist es eine der Ursachen, die ich letzstens beantwortet habe? Und soviel solltest Du doch durch eigenes Nachdenken einsehen, um von Selbst nun weiter keiner Bedeutungen darüber zu bedürfen. Oder hast Du etwa einen Versuch im Predigen gemacht, der nicht geglückt ist? Kleinigkeit. Sich gleich abschrecken zu laßen, das ist kindisch. Und hast Du noch keinen gemacht, noch kindischer! Oder ist Dir bange vor dem Konditionieren? O nimms ja an, daß Du ein bischen Zwang ertragen, und in die Welt Dich schicken lernst. Das eben tut Dir am meisten nötig, und Dich dagegen zu sperren, kömmt mir so vor, als der Kinder Sperren vor der Schule.

Ich habe hier auch einen Brief von unserm Bruder an Dich, und bin unschlüssig, ob ich ihn Dir schicke, oder Deiner schonen soll. Doch Du schonst unsrer nicht, Du sollst wenigstens einen Teil seines Inhalts wissen, wofern ich Zeit und Kraft behalte, etwas daraus abzuschreiben. Denn noch liebe ich Dich zu sehr, um Dich ganz fahren zu laßen, was Dein Brief bei uns allen gewürkt hat. Lebe wohl, und bitte Gott, um ein weises und gutes Herz!

ETJ Brückner

Sei darauf gefaßt, nun bald zu Hause zu kommen, Du wirst ehestens darüber entscheidende Nachricht haben.

Der Mecklenburger Philip-August von Amsberg

Leiter der Braunschweigischen Staatsbahnen von 1837 bis 1870

von Hans Christoph von Strotha

Am 9. Juli 1871 starb in Bad Harzburg im Alter von fast 83 Jahren der Generaldirektor der Herzoglich Braunschweig-Lüneburgischen Generaldirektion der Eisenbahnen, Philipp-August von Amsberg. Er war erst ein halbes Jahr vorher, am 31. Dezember 1870, in den Ruhestand getreten. Unter seiner Leitung wurde in dem Herzogtum Braunschweig 1837 die erste deutsche Staatsbahn gebaut, eine der ersten Bahnen, die es in Deutschland überhaupt gab. Bei seinem Tode hinterließ er im Herzogtum Braunschweig ein Eisenbahnnetz von 270 km Streckenlänge. Schon im Jahr 1856 konnte eine Denkschrift über die „Entstehung und Entwicklung der Eisenbahnen und Telegraphen im Herzogtum Braunschweig“ stolz verkünden, daß man von Braunschweig aus alle Eisenbahnstationen des mittleren Europas erreichen könne.

Philipp-August von Amsberg war kein Braunschweiger Kind. Seine Familie stammt aus Pommern, wo sie bereits im 17. Jahrhundert nachweisbar ist. Sein Großvater Georg, der sich noch „Amtsberg“ schrieb, und sein Vater August Theophil Amsberg waren Geistliche. Der Vater wurde 1795 in den Adelsstand erhoben. In der Pfarre von Kavelisdorf bei Rostock wurde Philipp-August von Amsberg als zehntes Kind seiner Eltern am 17. Juli 1788 geboren. Wer weiß, wie sein späteres Leben verlaufen wäre, wenn ihn nicht ein tragischer Unglücksfall aus seiner mecklenburgischen Heimat verschlagen hätte. Im Alter von 12 Jahren erschloß er versehentlich beim Spielen mit einem Jagdgewehr seines Vaters seine vier Jahre ältere Schwester. Wohl im Zu-

sammenhang damit scheidet er aus dem elterlichen Pfarrhaus, um zu einem Onkel nach Salzdahlum im Herzogtum Braunschweig zu gehen, trifft diesen aber nicht mehr lebend an. Gezwungen, sich als Halbwüchsiger selbst durchs Leben zu schlagen, findet er zunächst bei einem Kaufmann Wollenweber in Braunschweig am Kohlmarkt Unterkunft und erlernt dort den Kaufmannsberuf. Wiederum nimmt sein Leben eine andere Wendung, als ihm der Geheimrat Metz, der gegenüber dem Wollenweberschen Geschäft wohnt, den Besuch des mehrhundertjährigen Braunschweiger humanistischen Gymnasiums Martino-Katharineum ermöglicht; ihm war der Junge mit den klugen und



traurigen Augen aufgefallen und sein Schicksal nahegegangen. Lebensmittelunruhen in Braunschweig im Jahre 1805 bringen den 17jährigen in Verbindung zum Braunschweiger Herzoghaus; eine revoltierende Menschenmenge bedrängte den regierenden Herzog Carl Wilhelm Ferdinand, den unglücklichen Gegner Napoleons in der Schlacht bei Jena, mit seinen Begleitern bei einem Ausritt und verlangte drohend nach Arbeit und Brot. Dem zufällig mit seinen Freunden des Wegs kommenden Amsberg gelang es, den Herzog wohlbehalten durch die Menge zum Schloßgarten zu geleiten, wo er in Sicherheit war. Diese Verbindung riß in den Jahren bis zum Tode Amsbergs unter den Nachfolgern des schwarzen Herzogs nicht wieder ab, auch nicht in der Zeit des Königsreichs Westfalen (1807—1813), in der Amsberg zunächst als Schreiber, dann als Bürochef und zuletzt als controlleur adjoint im Direktorium der direkten Steuern des Departements Oker tätig war. 1813 meldete er sich zum Corps der freiwilligen grünen Jäger und avancierte dort während der Feldzüge in den Jahren 1813—1815 zum Regimentszahlmeister im Range eines

Hauptmanns. Während des ersten Wiener Kongresses tritt er als Cammersekretär in den braunschweigischen Zivildienst zurück und wird, obwohl Nichtakademiker, in schneller Folge befördert: 1818 Cammerassessor, 1827 Cammerath, 1829 Legationsrath, 1830 Geheimer Legationsrath und 1832 Geheimer Oberlegationsrath.

Schon früh beschäftigte er sich, wohl nicht zuletzt angeregt durch seine kaufmännische Ausbildung und die Tätigkeit in der Steuerverwaltung des Königreichs Westfalen, mit den Verkehrsverbindungen Braunschweigs zu den Hansestädten Bremen, Lübeck und insbesondere Hamburg.

Seine Gedanken legt er 1824 in einer Denkschrift nieder, in der er die Situation der beiden damals noch gleich großen Schwesterstädte Braunschweig und Hannover und ihres Hinterlandes beim Umschlag von Erzeugnissen der Land- und Forstwirtschaft, des Bergbaus und der Industrie nach den Seehäfen Hamburg und Bremen untersucht. Im Interesse beider Städte schlägt er vor, nach dem Vorbild englischer Kohlenbahnen in dem Planum der von Hannover nach Bremen und Hamburg ausgehenden Land- und Heerstraßen Eisenbahnen anzulegen und von Braunschweig aus durch eine Anschlußbahn in Celle die Hamburger Eisenbahn und durch deren Weiterführung in Haddesdorf die Eisenbahn nach Bremen zu erreichen.

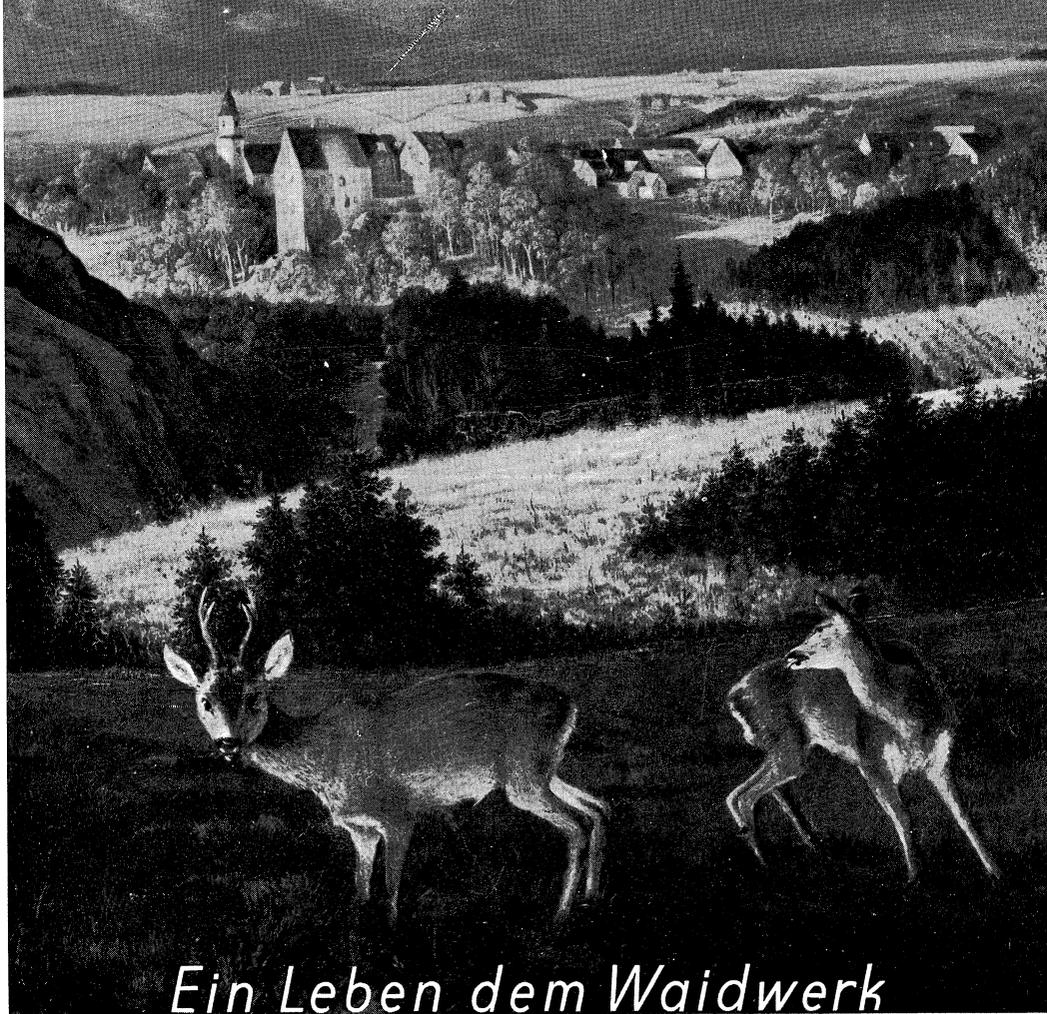
Für die Traktion schlägt Amsberg zwar noch Pferde vor, rechnet aber aus, daß sich die Transportkosten auf der Landstraße zu denen auf den Eisenstraßen wegen der besseren Fahrverhältnisse wie 7:1, die Dauer der Beförderung wie 4:1 verhalten. Wie unproduktiv die Traktion durch Pferde sei, setzt er an Hand von Zahlen aus dem Königreich Bayern auseinander, wo allein 87 Quadratmeilen statt mit Getreide für die menschliche Ernährung mit Hafer bestellt werden müßten, „um die Nahrung für diejenigen Pferde zu produzieren, die lediglich zu schweren Transporten auf der Straße gehalten werden müßten. Vorzüglich die Pferde, so nützlich sie im allgemeinen, so wenig sie ganz zu entbehren sind, erscheinen unter diesem Gesichtspunkte, wegen ihrer unverhältnismäßig großen Zahl als wahre Raubtiere, welche den Menschen verdrängen, wenigstens die Mittel seiner Subsistenz vermindern.“ Er kommt auf Grund von Rentabilitätsberechnungen zu dem Ergebnis, daß die Fracht von Braunschweig nach Hamburg nur noch 4 Pf/Centner Getreide teurer sei, daß die Wasserfracht von Magdeburg nach Hamburg, dies aber durch die Beschleunigung um mehr als die Hälfte den Weg über Braunschweig trotzdem lohnend machen werde.

Dieser Denkschrift ging es wie so vielen anderen Denkschriften mit neuen Ideen: sie blieb in den Amtsstuben liegen.

Amsberg konnte sich in den Jahren von 1828 bis 1832 um seine Ideen nicht allzusehr kümmern. Handelsverträge und Zollvereinsverhandlungen zwangen ihn nach der Ernennung zum Legationsrath, seine Zeit vielfach mit diplomatischen Missionen zuzubringen. Im Jahre 1832 ließ er seine Denkschrift veröffentlichen. Gleichzeitig wurde auch in der Braunschweigischen Ständeversammlung eine Entschließung angenommen, den Plan „einer Verbindung der Städte Hamburg, Hannover und Braunschweig“ nach Kräften zu unterstützen. Im Jahre 1835 befaßte er sich, inzwischen zum Finanzdirektor avanciert, energisch mit dem Plan einer Eisenbahn von Braunschweig über Helmstedt nach Magdeburg, nicht zuletzt im Interesse der bei Helmstedt gelegenen braunschweigischen Kohlengruben. Bereits am 5. August 1835 ge-

F. 2. Deswitz-Cölpin

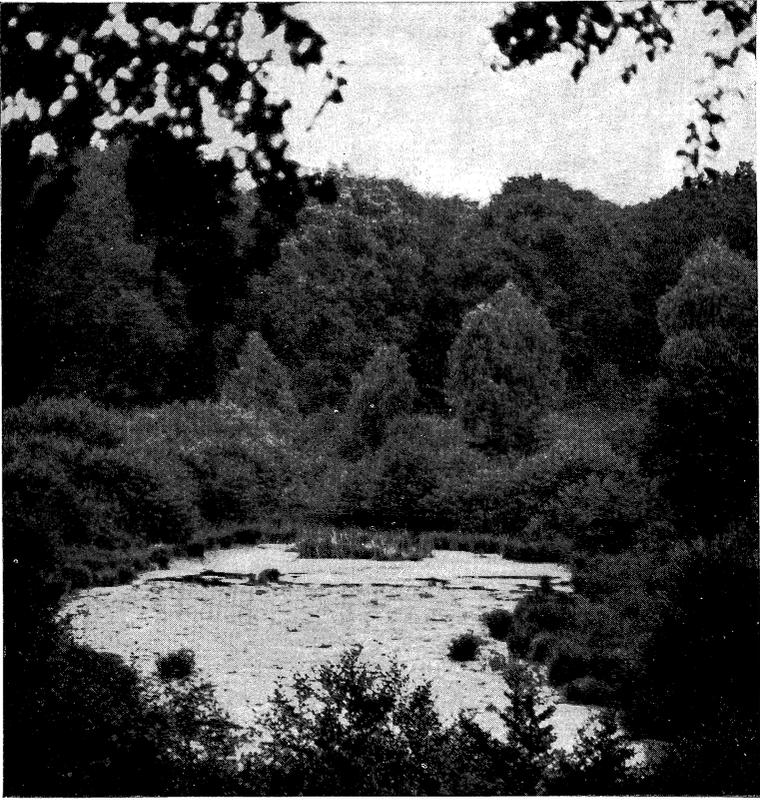
ÜBERM WALD IM STILLEN SCHEIN



Ein Leben dem Waidwerk

Umschlagbild nach einem Gemälde von Ferdinand von Rayski

Mit freundlicher Genehmigung des Verlages Paul Parey, Hamburg



Am Hirschreiterstand bei Cölpin im alten Mecklenburg-Strelitz

Mit freundlicher Genehmigung des Verlages Paul Parey, Hamburg

nehmigte das herzogliche Staatsministerium die Ausführung der Vorarbeiten für die Bahn nach Magdeburg über Helmstedt. Mit Rücksicht auf die Absicht der Hannoverschen Regierung, unter südlicher Umgehung Braunschweigs eine Bahn über Halberstadt nach Magdeburg zu bauen, faßte das Braunschweiger Staatsministerium auf Anregung Amsbergs den Entschluß, diesem Plan durch eine Bahn von Braunschweig nach Harzburg über Wolfenbüttel zuvorzukommen, mit deren Vorarbeiten noch im Jahr 1835 begonnen wurde. Diese Bahn bildete bis Wolfenbüttel einen Teil der Bahn Braunschweig—Oschersleben und veranlaßte die Hannoversche Regierung, deren Projekt einer direkten Bahn nach Halberstadt die Bahn Braunschweig—Harzburg irgendwo hätte einmal kreuzen müssen, zur Aufgabe ihrer Absichten. Am 1. August 1835 wurde der erste Spatenstich getan, die Bahn bis Wolfenbüttel am 1. Dezember 1838 dem Verkehr übergeben. Am 31. Oktober 1841 war die Bahn nach Harzburg vollendet.

Die Schwierigkeiten beim Bau waren nicht gering; Erfahrungen lagen kaum vor. Die zuerst vorgesehenen englischen Schienen erwiesen sich als zu schwach; kurzer Hand bestellte Amsberg in England anläßlich einer Besichtigungsreise nach England Schienen mit stärkerem Profil zum Mehrpreis von 30 000 Thalern ohne Genehmigung des Staatsministeriums; er geriet damit in erhebliche Differenzen mit dem Staatsministerium und der Ständeversammlung und setzte sich großen Anfeindungen der Öffentlichkeit aus. Hannover knüpfte an seine Genehmigung zum Bau der Bahn durch sein Gebiet die Bedingung des Baues einer Stichbahn nach Goslar. Die Steigung zwischen Vienenburg und Harzburg war zu groß (bis 1:46), als daß die ersten Dampflokomotiven sie hätten überwinden können. Die letzte Steigung zwischen Vienenburg und Harzburg mußte daher noch mit Pferden bewältigt werden, während für die Talfahrt nach Verladung der Pferde die Schwerkraft ausgenutzt wurde. Der Dampfbetrieb auf dieser Teilstrecke wurde erst 1843 eingeführt, und zwar mit den eigens hierfür aus England bezogenen schweren Lokomotiven „Crodo“, „Wildmann“ und „Brocken“. Dies waren die ersten in Deutschland eingesetzten drei-fach gekuppelten Lokomotiven.

Die außerordentlich günstigen Betriebsergebnisse dieser Bahn, die die Ansätze in den früheren Berechnungen namentlich im Güterverkehr weit übertroffen hatten, führten in schneller Folge zu weiteren Bauten. Das 1845 errichtete Empfangsgebäude für den Braunschweiger Kopfbahnhof verdankt seine großzügige Architektur und die schöne Fassade, die sich außerordentlich geschickt in das Braunschweiger Stadtbild einfügte, der günstigen Finanzlage und der Initiative Amsbergs, dem es vor allem gelang, hierfür den bekannten Braunschweiger Architekten Ottmer zu gewinnen. Leider konnte Ottmer nur noch die Bahnzeichnungen entwerfen; die Fertigstellung erlebte er nicht mehr. Dieser durch Luftangriffe im zweiten Weltkrieg beschädigte Bau hat über 110 Jahre Reisende ankommen und abfahren sehen. Jetzt sind seine Tage gezählt; mit der Inbetriebnahme des neuen Braunschweiger Durchgangspersonenbahnhofs im Oktober 1960 wurde er stillgelegt.

Durch Gesetz vom 19. März 1850 wurde für Eisenbahn und Post die „Herzogliche Eisenbahn- und Postdirektion“ in Braunschweig als kollegiale Behörde gebildet und Amsberg mit der Leitung betraut.

Das kleine Herzogtum Braunschweig mit seinem dichten, aber seit 1836 ganz von den Eisenbahnen Preußens umschlossenen Staatsbahnnetz hatte verkehrspolitisch gegenüber seinen Nachbarbahnen und dem mächtigen Preußen

einen immer schwereren Stand. Amsberg sah darin eine Gefahr für das Land Braunschweig, dessen Staatsschuld in Höhe von 14 000 000 Thalern in erster Linie durch Eisenbahnbauten entstanden war. Er setzt sich in einem Bericht vom Jahr 1869 an die Regierung in Braunschweig für den Verkauf der Braunschweigischen Staatsbahn ein. Er schreibt darin u. a.: „Die preußische Regierung hat im ganzen nördlichen Deutschland (seit 1866) auf alle Eisenbahnangelegenheiten den alleinigen entscheidenden Einfluß erlangt. Damit sind die diesseitigen (braunschweigischen) Interessen an seine Abhängigkeit von Preußen geraten, bei welcher von einer wirksamen Vertretung kaum die Rede sein kann. Andererseits sind damit die Hindernisse hinweggeräumt, welche der Einlegung von Konkurrenzbahnen früher entgegenstanden, und die Privatspekulation im Eisenbahnbau in ihren von den preußischen Regierungen geduldeten bedenklichen Auswüchsen . . . hat, begünstigt durch das regierungsseitige Wohlwollen für die annektierten Provinzen damit begonnen, Projekte ins Land zu rufen, welche lediglich darauf abzwecken . . . , die auswärtigen Bahnen in empfindlicher Weise zu schädigen.“

Was mag ihn dieser Bericht an Not und Überwindung gekostet haben?

Im März 1870 wurden mit Wirkung vom 1. Januar 1869 die Braunschweigischen Staatsbahnen in eine Privatgesellschaft, die spätere „Braunschweigische Eisenbahngesellschaft“ in Braunschweig, überführt. Die rückläufige Entwicklung, daß nämlich der preußische Staat die Aktien dieser Gesellschaft in den Jahren 1879 bis 1882 aufkaufte und die Braunschweigischen Eisenbahnen als Preußische Staatsbahn betrieb, hat er nicht mehr erlebt. So blieb ihm auch erspart, anzusehen, wie Braunschweig, seit grauer Vorzeit ein bedeutender Kreuzungspunkt aller historischer Straßen aus allen Himmelsrichtungen und unter seiner Eisenbahnpolitik ein unentbehrliches Bindeglied der norddeutschen Eisenbahnen zwischen West und Ost, im Zuge der preußischen Eisenbahnpolitik später südlich von Hannover und Kreiensen her über Vienenburg—Halberstadt in Richtung auf Magdeburg und Halle und nördlich durch die Strecke Hannover—Lehrte—Stendal—Berlin umfahren wurde. Braunschweig büßte damit seine zentrale Stellung, die es jahrhundertlang im Verkehr auf Straßen und im 19. Jahrhundert bis zur Reichsgründung auf Schienen eingenommen hatte, endgültig zugunsten Hannovers ein.

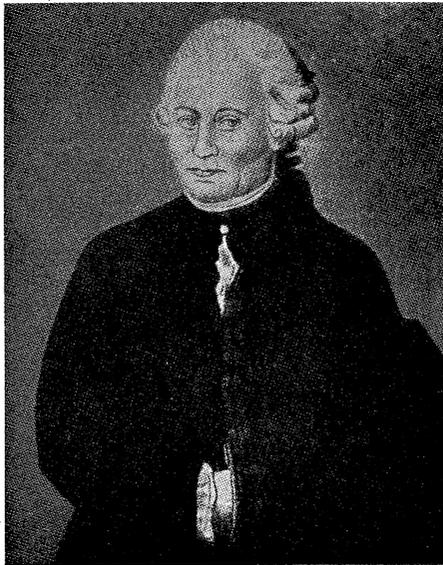
Auch persönlich war für Philipp August von Amsberg der Abschied von der Braunschweigischen Staatsbahn nicht frei von Bitterkeit. Jahrelang hat er in dem Braunschweiger Hauptbahnhof gewohnt. Ihm war ein Wohnrecht auf Lebenszeit zugesichert, das aber von der neuen Gesellschaft nicht übernommen wurde. Ende Dezember 1870 siedelte Philipp August von Amsberg nach Harzburg über. Er hat seinen Auszug aus dem Braunschweiger Hauptbahnhof nur um ein halbes Jahr überlebt.

In Deutschland ist die Erinnerung an Amsberg weithin verblaßt. Sein Name tritt neben Namen wie List, Harkort und anderen in den Hintergrund. In Braunschweig, nicht zuletzt in dem neuen Bad Harzburg, das seine heutige Bedeutung vor allem dem Wirken Amsberg verdankt, ist die Erinnerung auch heute noch lebendig. Trotzdem werden heute auch viele Braunschweiger nicht mehr wissen, daß sie, wenn sie gegenüber dem alten Hauptbahnhof im „Residenz-Café“ ihren Kaffee trinken, um sich vor oder nach einer Reise zu stärken, in der früheren Amsberger Villa zu Gast sind, die er verkaufte, als ihm die Amtswohnung im Braunschweiger Hauptbahnhof eingeräumt worden war.

Die mecklenburgische Familie Siemerling

Die Siemerling'sche Familie ist eine alte, weitverzweigte Familie, die ihren Stammbaum bereits über 350 Jahre, bis um das Jahr 1600 zurückverfolgen kann. Ihre ältesten bekannten Familienglieder lebten in den Hansestädten. Im Jahre 1617 wird in Lübeck der Schiffskapitän in englischen Diensten Rupert Siemerling genannt. Etwa dreißig Jahre später kommt der Zinngießer Rupert Siemerling von Bremen nach Schwerin und erwirbt hier 1655 das Bürgerrecht. Wahrscheinlich ist er der Sohn des älteren Rupert, jedenfalls aber der Begründer und Stammvater der mecklenburgischen Familie Siemerling, die in der Folgezeit sich in der lokalen Bürgergeschichte der Stadt Neubrandenburg einen ehrenvollen Platz erworben hat.

Rupert Siemerling der Jüngere war um 1625 geboren. In Schwerin zünftig geworden, verheiratete er sich 1655 mit Anna Maria Timmermann, der Tochter eines Schweriner Zinngießermeisters. Unter seinen Zunftgenossen und Freunden wurde er gewöhnlich Röpke Siemerling oder auch kurzweg „Zimmerling“ genannt. Er scheint ein angesehenere und auch wohlhabender Bürger gewesen zu sein, denn von seinen fünf Kindern, zwei Söhnen und drei Töchtern, studierte der älteste Sohn Johann Heinrich Theologie und wurde nachher Pastor in Mulsow und Pässe bei Neubukow, und die jüngste Tochter Helene Elisabeth heiratete den Bürgermeister Johann Friedrich Dahlmann in Schwerin. Ruperts zweiter Sohn, Friedrich Lorenz Siemerling, geb. 1672, erlernte das Kunsthandwerk seines Vaters und wurde ebenfalls Zinngießer in Schwerin. Im Jahre 1699 verheiratete er sich mit Margarete Elisabeth Schulz. Von beiden Zinngießern, Vater und Sohn, ist noch eine ganze Anzahl Kannen, Kelche und Kirchenleuchter in verschiedenen mecklenburgi-



Dr. med. Christian Siemerling, der Gründer des Geschäftes 1756

schen Städten und Dörfern erhalten. Sie tragen bei dem Vater das Meisterzeichen SL (Siemerling), auch mit Hinzufügung eines R (Rupert), bei dem Sohn das Zeichen FLS (Friedrich Lorenz Siemerling) unter Beifügung eines Sterns, mehrerer Punkte oder kleiner Blümchen.

Der Ehe des Zinngießers Friedrich Lorenz Siemerling entstammten neun Kinder, sechs Söhne und drei Töchter. Allerdings starben mehrere von ihnen schon frühzeitig. Doch mag hier, wie es sich schon bei Rupert dem Jüngeren zeigte, bereits gesagt werden, daß die Familie Siemerling sich auch durch die folgenden Generationen als eine nachkommenreiche Familie präsentiert, die in ihrem Gesamtaufbau einem großen weitverzweigten und vielverästelten Baum gleicht. Das älteste von den neun Kindern des Schweriner Zinngießers war Dr. med. Christian Siemerling (geb. Mai 1719 in Schwerin, gest. 27. Februar 1796 in Neubrandenburg).

Er ist der Begründer der Neubrandenburger Familie Siemerling und zugleich der Begründer des Geschäftes V. Siemerling am Markt, das 1931 von seinen ersten, wenngleich noch bescheidenen Anfängen an auf ein 175jähriges Bestehen zurückblicken konnte. Christian Siemerling erlernte nach beendeter Schulzeit auf der Lateinschule (Gymnasium) in Schwerin die Apothekerkunst in Güstrow, studierte dann Medizin in Straßburg und Paris, promovierte 1749 an der Universität Rostock mit einer Dissertationsschrift über Seneca zum Dr. med. und siedelte noch im selben Jahr als praktischer Arzt nach Neubrandenburg über, wo er sich am 15. Februar 1751 mit Maria Katharina Boedeker verheiratete. Am 8. April 1756 erwarb er die damals noch nicht lange bestehende Ulrich'sche Apotheke am Markt, die spätere Siemerling'sche Apotheke, für den Kaufpreis von 1350 Talern zu eigen und verband mit ihr ein wenn auch noch kleines Kolonialwarengeschäft. Er tat diesen Schritt besonders auch in seiner Eigenschaft als Arzt einerseits aus rein praktischen Gründen und zum andern zu gemeinnützigem Zweck. Denn ein praktischer Sinn und eine edle, stets menschenfreundliche und hilfreiche Gesinnung kennzeichnen die ganze Art dieses Mannes. In seiner medizinischen Praxis, die er als geschickter und daher viel begehrter Arzt bald in weiter Umgegend von Neubrandenburg ausübte, war es für ihn ein Bedürfnis und eine Freude, auch die notwendigen Medikamente in eigener Herstellung zu haben. Doch nicht genug damit. Seine Landpraxis ließ ihn oft genug die Schwierigkeiten in der Beschaffung von Kolonialwaren und sonstigen kaufmännischen Produkten seitens der Landbevölkerung erkennen. Daher schuf er sich zu der Apotheke das Kaufmannsgeschäft und nahm dann, wie es auch nach ihm später sein Sohn noch mehr tat, Kolonialwaren mit zu Lande, wenn er auf Praxis fuhr. So hat er, der nachher auch noch den Titel eines Hofrats erhielt, 47 Jahre in Neubrandenburg in großem Segen gewirkt. Ein einfacher, bescheidener, tief innerlich veranlagter Mann, ein wahrer Menschenfreund, der nichts für sich suchte, sondern ganz auf das Wohlergehen seiner Mitmenschen eingestellt war, so ist er, dem schon die Güte aus seinem ruhigen und sicheren Blick hervorleuchtete, das Vorbild eines rechten Arztes gewesen. Mit vollem Recht konnten, als er, 77 Jahre alt, 1796 starb, seine Angehörigen in der Todesanzeige schreiben: „Die Bescheidenheit verbeut es seinen Kindern, über sein rühmliches, tätiges und gemeinnütziges Leben irgend etwas zu sagen. Sein Name ist im Ein- und Auslande ruhmvoll bekannt.“

Von Christian Siemerlings neun Kindern, vier Söhnen und fünf Töchtern, studierten sämtliche Söhne Medizin. Von ihnen wurde der eine, Robert

Christoph, praktischer Arzt und Hofrat in Neubrandenburg (gest. 1818). Von den Töchtern verheiratete sich Dorothea Ilse mit dem Hofrat Rümker in Neubrandenburg, Dorothea Sophia mit dem Hofrat und Leibmedikus Eggers in Neustrelitz und Charlotte Caroline mit dem Justizrat und Stadtrichter Heinrich Walter in Neubrandenburg. Christian Siemerlings Nachfolger aber wurde sein zweiter Sohn Dr. med. Christian Friedrich Siemerling (geb. 11. November 1752; gest. 21. Oktober 1823 in Neubrandenburg).

Er hatte sich nach beendeten Studien und nachdem er 1777 mit einer Schrift, betreffend die Bedeutung von Zierpflanzen in der Medizin, in Frankfurt zum Dr. med. promoviert hatte, nach Ostfriesland begeben und war 1781 Landphysikus in Aurich geworden, verheiratete sich im selben Jahre mit Charlotte Friederike Dorothea Hiccius (geb. 1756, gest. 1832), Tochter des Majors Hiccius in Berlin. Bereits in Aurich entfaltete er eine umfangreiche Tätigkeit, begründete dort u. a. ein Hebammeninstitut, kehrte dann aber nach dem Tode seines Vaters 1796 nach Neubrandenburg heim, übernahm Apotheke und Geschäft und betrieb zugleich seine ärztliche Praxis weiter. Auch er verband die drei Berufe miteinander, dem Beispiele seines Vaters folgend und ihm an Charakter und Gesinnung ebenbürtig. Dadurch daß er bei seinen Fahrten aufs Land ständig Waren mitnahm, führte er dem Geschäft schon damals einen immer größeren Kundenkreis auch außerhalb Neubrandenburgs zu. Von seinen sechs Kindern, vier älteren Töchtern und zwei jüngeren Söhnen, wurde Wilhelmine Dorothea Jakobine die Gattin des praktischen Arztes Dr. med. Valentin Lorenz in Neubrandenburg. Sein Sohn Heinrich studierte wieder Medizin, war zunächst Arzt in Neubrandenburg, dann in Demmin und zuletzt in Stralsund.

Waren somit die beiden ersten Besitzer des Siemerling'schen Geschäftes zugleich Ärzte gewesen, so hörte das mit dem folgenden dritten auf. Apotheke und Geschäft übernahm nach dem Tode Christian Friedrichs dessen jüngster Sohn Ludwig Siemerling (geb. 19. Januar 1791 in Neubrandenburg, gest. 22. November 1853 in Rom).

Was den Siemerlings schon von jeher im Blute lag, die Freude an der weiten Welt — so war Christian in Süddeutschland und Frankreich, Christian Friedrich in Ostfriesland gewesen — das hatte sich auch auf Ludwig übertragen. Ihn erfaßte schon frühzeitig die Sehnsucht nach dem Süden, vornehmlich nach Italien, um das Land des ewig blauen Himmels zu schauen. Da er aber schon bald nach Abschluß seiner pharmazeutischen Ausbildung, erst 32 Jahre alt, beim Tode des Vaters Apotheke und Geschäft erhielt, so konnte er seinen Plan vorerst noch nicht zur Ausführung bringen. Ein Jahr vorher (1822) hatte er sich mit Pauline Meyenn aus Rostock verheiratet. Ohne ärztlichen Beruf war Ludwig fortab Apotheker und Kaufmann. Im Jahre 1848 überließ er die Apotheke ganz an seinen Sohn Viktor, und zwar für einen Kaufpreis von 2500 Talern. Er selbst blieb nur Kaufmann. Endlich 1853 war dann Ludwig Siemerling soweit, daß er seine Reise nach Italien antreten konnte. Er sollte jedoch von ihr nicht mehr zurückkehren; am 22. November schon starb er in Rom und wurde dort auch beigesetzt.

Nun erhielt sein Sohn Dr. phil. Viktor Siemerling (geb. 3. Februar 1823; gest. 1. Januar 1879) zu der von ihm schon 1848 übernommenen Apotheke auch das Kaufmannsgeschäft, dem er als drittes Unternehmen noch ein Bankgeschäft beifügte. Er, der auf dem Neubrandenburger Gymnasium,

das er bis zur Sekunda, bis zum Erwerb der mittleren Reife besuchte, nur ein Durchschnittsschüler ohne großen Lernerifer und ohne besondere Lernerfolge war, er ist nachher der große Geschäftsmann geworden, von Natur durch Begabung und Scharfblick dazu veranlagt, und hat der Firma den Namen V. Siemerling gegeben.



Dr. phil. Viktor Siemerling, der Bankier Fritz Reuters

Viktor Siemerling war im öffentlichen Leben der Stadt eine einflußreiche Persönlichkeit. Stets lag ihm das Wohl seiner Vaterstadt ganz besonders am Herzen, und wo er zur Förderung städtischen Gemeinwesens, zum wirtschaftlichen Aufstieg und auch zur Hebung geistigen Lebens beitragen konnte, da tat er es nach Kräften. Männer, wie die Bürgermeister Ahlers und Brückner, die Gebrüder Präpositus Franz Boll und Privatgelehrter Ernst Boll, Medizinalrat Brückner und wie sie sonst noch alle heißen, deren Namen in der Geschichte der Stadt Neubrandenburg einen guten Klang haben, ganz besonders auch Fritz Reuter, gingen in dem Hause ein und aus. Auch die Musik stand dort in hohen Ehren, und durch Beziehungen zu Bayreuth wurde das Interesse für Richard Wagner und seine Kunst angeregt und gestärkt.

Nach Viktor Siemerlings Tode führte zunächst seine Witwe, Frau Ottilie Siemerling, geb. Lüders (geb. 1826; gest. 1903), das Geschäft für die Erben fort, bis es Viktors Sohn, Peter Siemerling (geb. 1862, gest. 1903), übernahm.

Bereits 1903 starb Peter Siemerling. Es war ein harter Schlag für das Geschäft, das anderthalb Jahrhunderte in der Familie Siemerling gewesen war. Mehrere Jahre noch führte seine Witwe, Frau Nanny Siemerling, geb. Lemcke (geb. 1872), das Geschäft fort, bis sie es, da es an einem geeigneten Geschäftserben fehlte, im Jahre 1907 an die Gebrüder Fritz und Erich Wasmund verkaufte, die es dann unter der alten Firma übernahmen.

Zwei mecklenburgische Dichter waren dem Hause Siemerling eng verbunden. Johann Heinrich Voss, der Übersetzer Homers und Dichter der „Luise“, der 1766 in die Prima des Neubrandenburger Gymnasiums aufgenommen wurde, ein täglicher Gast in der Familie Siemerling war und sich mit den beiden ältesten Söhnen des Hauses, seinen Schulkameraden, befreundete. — Der andere war Fritz Reuter. Auch er ein ständiger Gast im Siemerlingschen Hause, nachdem er 1856 von Treptow nach Neubrandenburg übersiedelt war. Viktor Siemerling wurde nicht nur Reuters „Bankier“, sondern auch einer seiner besten Freunde. — Über beide Dichter soll uns „Das Carolinum“ noch manches berichten.

(Nach Otto Vitense: 175 Jahre V. Siemerling.)

Das Wunder

Eine Erinnerung aus meiner Neubrandenburger Schülerzeit

von Wilhelm Reinke †

Mein Vater hatte, was ja in Norddeutschland häufiger vorkommt, die Gabe des Zweiten Gesichts, des Wahrschauens. Er war nicht erfreut darüber und bekämpfte dieses Danaergeschenk der Natur, indem er es sich selbst auf natürliche Weise zu erklären suchte, anderen gegenüber aber beharrlich davon schwieg. Die folgende Begebenheit ist mir sehr lebhaft in Erinnerung geblieben.

Ich war ein Junge von etwa 13 Jahren. Meine Großmutter hatte mir ein Fahrrad geschenkt, — wohl einer der brennendsten Wünsche eines Jungen dieses Alters. Und wie stolz war ich auf meinen funkelneuen „Wanderer“ mit Freilauf, Rücktritt und doppelter Übersetzung, damals alles erstaunliche Neuerungen. Als eines Tages etwas an der Maschine nicht ganz in Ordnung war, brachte ich sie zu dem Mechaniker, der sie geliefert hatte. Am andern Morgen wurde ich von der Großmutter zu meinem Vater geschickt, der als Pastor auf dem Lande lebte. Der wunderte sich, daß ich nicht, wie gewöhnlich mit dem Rad, sondern mit der Bahn kam. Als er hörte, wo sich mein Stahlroß befand, sagte er mit einer Bestimmtheit, wie ich sie selten bei ihm kannte: „Mit dem nächsten Zug fährst Du zurück und holst sofort Dein Rad nach Hause!“ Auf weiteres ließ er sich nicht ein, und alle Widerreden verschlugen nicht. Nach dem Mittagessen mußte ich abreisen. Trotz der Liebe zu meinem Rad nahm ich die Sache nicht so wichtig. Es war Herbst, und dunkelte schon, als ich zur Großmutter zurückkehrte. Sie meinte auch, morgen wäre es noch früh genug, das Rad zu holen. Seiner Faulheit und Bequemlichkeit soll man aber nie im Leben nachgeben. Das wurde mir schlagend bewiesen.

Gegen Morgen, es war noch finster, erwachte ich durch Lärm auf der Straße. Zuerst stahl sich das langgezogene Tuten eines Hornes in meine Träume. Nein, ein Auto war es nicht, die waren damals noch selten. Dann hörte man die Menschen eilig laufen. Ein zweites Horn fiel ein. Rufen und Schreien! Und da! — jetzt brummte auch die tiefe Glocke — die Sturmglocke vom Kirchturm. Feuer!! Also nun raus, schnell angezogen! Ein Brand ist für einen Jungen immer ein erregendes, von Abenteuer umwobenes Erlebnis. Auf der Treppe rief Großmutter mir schon entgegen: „Jung, es brennt!“ — „Wo?“ Die Antwort gab unser Kutscher, der den Torweg aufschloß, um Wasser zu fahren. Denn auch das Löschen vollzog sich noch im mittelalterlichen Handbetrieb. „Bei Schlosser Jung!“ rief er und wußte nicht, daß er mir damit einen Dolch ins Herz stieß. „Dein Rad!“ Großmutter war ganz blaß geworden. Ohne mich zu besinnen, raste ich hinter dem Kutscher her, achtete der schlechten Wege nicht, lief, lief, als ginge es ums Leben. „Du mußt Dein Rad retten!“, war alles, was ich denken konnte.

Wohnhaus und Laden von Jung standen in hellen Flammen. Und im Laden mußte mein Rad sein. Noch war der Eingang, schien's, passierbar. Ich wollte hineinstürzen, da hielt mich eine kräftige Hand fest: „Döskopp, der Dachstuhl bricht gleich zusammen“, herrschte mich ein Feuerwehrmann an. „Mein Rad will ich haben“, jammerte ich. „Das laß man, besser 'nen Rad als Du“, damit schubbeste er mich fort; und der alte Lehrer Mohrmann brachte mich heim. Großmutter hatte gut trösten. Ich schluckte und schluckte, doch trotz zusammengebissener Zähne kamen die Tränen, — Tränen des Zornes über mich selbst, der Ohnmacht gegenüber dem Element, das mir mein Rad vernichtete. Und wenn ich erst an Vater und an seinen strikten Befehl dachte . . .

Ein paar Stunden später ging ich wieder zur Brandstelle. Das Feuer war gelöscht. Schlossermeister Jung, die Hände in den Hosentaschen, betrachtete elegisch die noch rauchenden Ruinen. „Dein Rad? Warte mal — ih wo, das ist gar nicht verbrannt, das war gar nicht im Laden. Ich hab's gestern in der Werkstatt repariert. Da ist es, Du kannst es gleich mitnehmen.“ — Das war das Wunder! Nicht mehr erhofft und doch geschehen! Ein riesiger Stein fiel mir vom Herzen, und selten bin ich so selig heimgestrampelt. Ich war noch einmal glimpflich davongekommen. — —

Öfters versuchte ich meinem Vater Einzelheiten über seine geheimnisvolle Gabe zu entlocken. Vergebens. Er wehrte auch in der Radaffäre jede dahinzielende Unterhaltung ab. Dagegen gab er mir mit einer kräftigen Ohrfeige zu verstehen, daß Jungen ihren Vätern zu gehorchen haben.

Nemo ante mortem beatus

Niemand ist vor seinem Tode glücklich zu preisen

Solon (640—559 v. Chr.) zu Krösus

Bei dem Festakt zur 575-Jahrfeier der Universität Heidelberg hielt der bekannte Archäologe Professor Dr. Roland Hampe den Festvortrag über Heinrich Schliemann. Wir entnehmen der Rhein-Neckar-Zeitung vom 2. Juni 1961 folgende Worte:

Schliemann, der verkannte Forscher

Den Festvortrag hielt Professor Roland Hampe über den berühmten Archäologen Heinrich Schliemann, den er als einen außerordentlichen Menschen seines Volkes feierte. Erst seit kurzer Zeit verfüge die Wissenschaft über bisher unzugängliche Quellen über ihn: seine Briefe. Auf sie stützte er die ausführliche Darstellung seines Lebens, Denkens und Werkes, die er gab.



Schliemanns Haus in Athen

Romanhafte Begebenheiten hätten den einstigen Großkaufmann, der sich zunächst aus Gesundheitsgründen, dann mit wachsendem Enthusiasmus der Altertumswissenschaft widmete, als Abenteurer und Schatzgräber erscheinen lassen. Anerkennung und Ablehnung zugleich, vor allem aber wütende Angriffe der Fachwelt, hätten seine 20jährige wissenschaftliche Tätigkeit gekennzeichnet. Bis in die jüngste Zeit habe es geteilte Meinungen über ihn gegeben. Der Entdecker Trojas aber habe durch seine Erfolge wie durch seine methodischen Fehler die Ausgrabungsmethoden entscheidend vorwärtsgetrieben; er habe seine Arbeitsweise aus sich selbst entwickeln müssen, da es zu seiner Zeit noch keine gültige gab, und damit der heutigen Archäologie ihren Weg gewiesen. Sein Verdienst sei es, die Bedeutung der Keramik für die Datierung archäologischer Funde erkannt zu haben.

Hampe rühmte die Leidenschaft und den Arbeitsfleiß, die Schliemann vom naiven Homergläubigen zum bedeutenden kritischen Forscher werden ließen. Gewiß werde die Betrachtung der klassischen griechischen Plastik in der Nachfolge Winckelmanns das Hauptgebiet der Archäologie bleiben, mit Schliemann aber sei neben sie die Beachtung jedes kleinen Bruchstücks aus der Vorzeit und ihre wissenschaftliche Verarbeitung getreten.

Ein feierlicher Marsch von Händel begleitete den Auszug des Lehrkörpers am Ende des Festaktes. Der musikalische Teil der Feier wurde ausgeführt durch den Chor und das Collegium Musicum der Universität unter Leitung von Universitätsmusikdirektor Dr. Siegfried H e r m e l i n k.

Aus Schliemanns Selbstbiographie

In Heft 33 haben wir auf S. 12 auf die in 9. Auflage im Verlag F. A. Brockhaus-Wiesbaden erschienene Selbstbiographie Schliemanns aufmerksam gemacht. In diesem Heft führen wir nun unseren Lesern drei kurze Auszüge aus diesem 1892 in 1. Auflage veröffentlichten Werk vor Augen. Es wurde von Heinrich Schliemanns Frau Sophie herausgegeben, die ihrerseits Dr. Alfred Brückner, der bei einem Aufenthalt in Troja im Jahre 1890 ihrem Mann nahegetreten war, mit der Ausführung des Planes beauftragte. Das Werk zerfällt in zwei Teile. Der erste, bedeutend kürzere, stammt aus Schliemanns im Buche „Ilios“ (1881) enthaltenen selbstgeschriebenen Biographie. Der zweite, den man nicht im strengsten Sinn als Selbstbiographie bezeichnen kann, ist von dem obenerwähnten A. Brückner mit starkem Einfühlungsvermögen verfaßt und mit vielen Zitaten durchwirkt. — Auf das Nachwort von Ernst Meyer sei noch einmal hingewiesen.

Wir möchten nicht verfehlen, zur Lektüre dieser „Selbstbiographie“ aufzufordern. Ein jeder wird reich belohnt werden.

6. *Tiryns* (1884—1885)

Schliemann nahm Wohnung in der eine Stunde von Tiryns entfernten Stadt Nauplia. Es ist von Interesse, von der Lebensweise, wie sie der durch und durch praktische Mann führte und schilderte, in der Einleitung zum Buche „Tiryns“ zu lesen.

„Ich hatte die Gewohnheit“ — heißt es dort — „immer frühzeitig 3.45 Uhr aufzustehen, eine Dose von 4 Gran Chinin zu verschlucken, um mich gegen das Fieber zu schützen, und darauf ein Bad zu nehmen; mein Bootsmann, der 1 Frank dafür erhielt, erwartete mich pünktlich um 4 Uhr morgens im Hafen, um mich in die offene See zu fahren, wo ich hinausprang und fünf oder zehn Minuten herumschwamm. Da der Mann keine Treppe hatte, mußte ich immer an dem Ruder emporklettern, um wieder ins Boot zu gelangen; lange Gewohnheit hatte mir aber Übung in dieser Operation gegeben, und dieselbe ging immer ohne Unfall vorstatten. Nach dem Bade trank ich in dem immer schon früh morgens geöffneten Kaffeehause ‚Agamemnon‘ eine Tasse bitteren schwarzen Kaffee, die — während alles übrige enorm im Preise gestiegen — hier noch immer zum alten billigen Preise von 10 Lepta oder 8 Pfennig feil ist. Ein gutes Reitpferd, wofür ich täglich 6 Frank bezahlte, stand schon beim

Kaffeehausa bereit, und ich konnte bequem in 25 Minuten nach Tiryns traben, wo ich immer schon vor Sonnenaufgang ankam und von wo ich den Gaul sogleich zurückschickte, um auch Herrn Dr. Dörpfeld holen zu lassen. Unser Frühstück, welches wir regelmäßig während der ersten Ruhezeit unserer Arbeiter um 8 Uhr morgens, auf einer Säulenbasis im alten Palast auf Tiryns sitzend zu uns nahmen, bestand aus Chicago corned beef, wovon meine geehrten Freunde, die Herren J. Henry Schröder & Co. in London, mir einen reichlichen Vorrat zugesandt hatten, aus Brot, frischem Schafkäse, ein paar Apfelsinen und mit Harz gemischtem weißen Wein (Retsinato), der sich wegen seiner Bitterkeit gut mit dem Chinin verträgt und der bei der Hitze und angestrengten Arbeit auch besser zu vertragen ist als die viel schwereren roten Weine. Während der zweiten Ruhezeit der Arbeiter, die um 12 Uhr mittags stattfand und anfänglich nur eine Stunde dauerte, später aber, bei Eintritt der großen Hitze, auf 1½ Stunden verlängert wurde, ruhten auch wir, und es dienten uns dabei zwei Steine der Tenne am Südende der Burg als Kopfkissen. Man ruht nie besser, als wenn man sich recht müde gearbeitet hat, und ich kann meinen Lesern versichern, daß wir nie einen erquickenderen Schlaf genossen haben als während der Mittagszeit in der Akropolis von Tiryns, trotz des harten Lagers und der glühenden Sonne, gegen die wir keinen andern Schutz hatten als unsere indischen Hüte, die wir quer übers Gesicht legten. Unsere zweite und letzte Mahlzeit nahmen wir des Abends beim Nachhausekommen in der Garküche unseres Hotels ein.“

7. Letzte Lebensjahre (1885—1890)

Wenn der ehemalige mecklenburgische Kaufmannslehrling nun von einer Ausgrabung heimkehrte, wohnte er im schönsten Hause Athens. In der Jugend arm, von schwachem Körper, in seinem Blick auf die nächste Heimat beschränkt, in seinen Interessen notwendig bedacht auf das liebe tägliche Brot, lebte er jetzt im Besitze dessen, was er sich erworben, im Besitze seiner großen materiellen Güter, im Genusse einer nie versagenden gestählten Körperkraft, im Unterhalt der persönlichen Verbindungen, deren er in allen Ländern besaß, in der Pflege der Forschungen, welche er dem homerischen Altertume widmete. Er war eine originelle Erscheinung, und den Zauber, den eine in sich geschlossene Persönlichkeit mit weiten Zielen und großen Erfolgen immer ausüben wird, hat er in vollem Maße ausgeübt. Seine merkwürdige Laufbahn, der Glanz seiner Entdeckungen prägte sich der gebildeten Welt ein, zog sie an. Wer nach Athen als Reisender kam, mochten es Engländer, Amerikaner, Deutsche oder Angehörige anderer Nationen sein, sie gingen nach dem Besuche der Akropolis und der Museen auch zu Schliemann. Ἰλίου Μέλαιθρον, soll heißen „die Hütte von Ilion“, hatte er das Haus getauft, das er seiner Frau Sophie und sich gebaut, in Erinnerung an die Tage, wo sie mitsammen in dürftiger Holzhütte auf der Burg von Ilion gehaust hatten. Bellerophon und Telamon wurden die Diener gerufen, welche den Fremden am Eisengitter der mit Eulen und troischen Hakenkreuzen verzierten Tür empfingen. Im Mosaik des Treppenflurs war Geschmeide von Mykenä nachgebildet. Von den

Wänden des säulengetragenen Treppenhauses strahlten in großen goldenen Lettern homerische Verse entgegen. Die Zimmer des Hausherrn, Arbeitszimmer und Bibliothekssaal lagen im obersten Stockwerk; von den vorgelegten Loggien aus fiel der Blick auf die Akropolis von Athen, welche die dahinter untergehende Sonne purpurn und goldig umsäumte. Dort fand man den Herrn in lebhafter Geschäftigkeit, sei es in dem zu neuen Ausgrabungen vorbereitenden Briefwechsel begriffen, sei es in der Verwaltung seines Vermögens tätig, sei es einen altgriechischen Schriftsteller oder einen neuen, der sich in altgriechisches Gewand bequem hatte, lesend. Den Gelehrten, der hier eintrat, redete er in der ihm liebsten Sprache an, einem Griechisch, das er sich aus homerischen und andern altgriechischen Bestandteilen zurechtgemacht... Wer sich auf diese Konversation nicht einlassen konnte, für den verfügte Schliemann je über die Sprache seines Vaterlandes. Gastfreiheit, das war die alte griechische Tugend, welche Schliemann aus seinem Homer neu geschöpft hatte, und Frau Sophie, die Griechin, stand ihm darin zur Seite. Ihre Erinnerungen, ihre Ideale waren eins; wenn er aus dem reichen Schatze seines Gedächtnisses die Verse Homers mit verzücktem Pathos rezitierte, so wußte sie fortzusetzen, wo er aufhörte.

*

Bereits hatte er seine baldige Rückkunft den Seinigen nach Athen gemeldet, da erreicht sie am 26. (12. 1890) die traurige Botschaft, daß sich eine Entzündung vom Ohr auf das Gehirn geworfen, daß er bewußtlos zu Neapel liegt, daß die Ärzte an seinem Leben zweifeln. Und wenige Stunden darauf kommt die Nachricht, daß er geendet.

Die Leiche haben sein langjähriger Freund Dörpfeld und der älteste Bruder der Frau nach Athen gebracht. Einer der ersten, welche der Witwe sein Beileid ausdrückte, war der Souverän des Reiches, welchem er seine trojanischen Funde schenkte, Kaiser Wilhelm II. Am Nachmittag des 4. Januar kam in dem Saale seines Hauses, wo er so oft zu heiterer Geselligkeit seine Freunde, jung und alt, vereint hatte, die Trauergesellschaft zusammen, um dem großen Manne die letzte Ehre zu geben. Zu Häupten des Sarges stand die Büste Homers, welcher ihn zu seinen wissenschaftlichen Taten begeistert hatte; den Sarg hatten diejenigen geschmückt, die ihm für sein Werk dankbar waren: die Kaiserin Friedrich, die griechische Königsfamilie, die Stadt Berlin, die wissenschaftlichen Institute Athens, und mit ihnen viele andere Freunde und Bekannte. König Georg, der Kronprinz Konstantin und die Minister von Griechenland bezeugten durch ihr Erscheinen den Dank, welchen das Volk empfinden muß, dessen Ruhm Schliemanns Tätigkeit gewidmet war, dessen älteste Vergangenheit ihm durch Schliemann in ungeahnter Weise erschlossen worden ist; diesen Gefühlen gaben der Generalephor der Altertümer, Herr Kavvadias, und der Senior der griechischen Altertumsforscher, der Dichter Rizos Rangabé, jeder in seiner Weise, Ausdruck. Der Gesandte der Vereinigten Staaten, Mr. Snowden, rühmte den Bürger seines Landes, der den zähen großen Sinn des amerikanischen Privatmannes so glänzend bewiesen hatte. Der treue, andauernde Genosse bei Schliemanns Arbeiten, Dörpfeld,

konnte ihm als Freund und Vertreter der deutschen Wissenschaft die Abschiedsworte zurufen: Ruhe aus in Frieden, du hast genug getan!

Nun ruht er, der im Leben nicht ruhen mochte, an dem Platze, den er sich bei Lebzeiten ausgesucht, wo nach den Plänen von Professor E. Ziller in altgriechischem Stil ein Mausoleum errichtet werden soll. Ihn grüßen im Tode die Akropolis mit dem Parthenon, die Säulen des Zeus Olympios, der blaue saronische Golf und jenseits des Meeres die duftigen Bergketten der Argolis, hinter welchen Mykenä und Tiryns liegen.

C. D. Friedrich's Sonnenuntergang

Dieser Sonnenuntergang vereinigt Zustände in Neubrandenburg aus drei Jahrhunderten

In Nummer 32 dieser Blätter hat Eckhard Unger den „Untergang in Neubrandenburg“ in dem Gemälde von Caspar David Friedrich gedeutet mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und feiner Beobachtung der Einzelheiten des Bildes. Er erkennt in dreifacher Hinsicht einen Untergang: der Stadt, des Tages und des Jahres.

Noch in anderer Beziehung sind drei Zustände aus verschiedenen Jahrhunderten in dem Gemälde der Hamburger Kunsthalle vereinigt:

1. Die schon von Unger beschriebenen großen Stadtbrände um 1700 und die Teil-Zerstörung des Kirchendaches durch den abgestürzten Turmhelm.

2. Das Gemälde wird von Max Sauerlandt auf 1832 datiert. Gerade zu der Zeit entwickelt der Großherzogliche Baurat Buttell die Pläne zur Restaurierung der St. Marienkirche. Am 10. 1. 1829 erstattet Buttell das angeforderte Gutachten über die notwendigen Arbeiten. Dazu gehört unter anderem auch am Turm der Abbruch des bisherigen kleinen Achtecks und seine Neugestaltung¹⁾. 1830 beginnen die Entwurfsarbeiten, 1832 bis 1841 die Ausführung der Arbeiten, davon 34—38 am Turm.

Obwohl C. D. Friedrich einen Stadtbrand des 17. Jahrhunderts darstellt, gibt er seinem Turm eine Form, die auf den ersten Blick mit der seines Zeitgenossen Buttell große Ähnlichkeit hat. Dieser wollte das hinzugefügte Achteck auf dem mittelalterlichen Turmunterbau ohne die Last eines Pyramidenhelmes frei ausklingen lassen mit dem Spiel der Spitzen von den acht Maßwerkdreiecken und den Fialen dazwischen. Aber auf den ausdrücklichen Wunsch des Großherzogs Georg mußte die übliche Spitze ausgeführt werden.

Buttells Absicht war im Geiste der Romantik empfunden, in der Sehnsucht des Unvollendeten nach jenseitiger, unsichtbarer Vollendung. Und so stellt auch C. D. Friedrich den Turm dar, die Sehnsucht in den lichten Abendhimmel noch steigernd durch vergrößerte Höhenentwicklung des Turmes.

Da C. D. Friedrich mehrfach in Neubrandenburg zu Besuch war (ein Bruder war hier Schmiedemeister), wird er den Entwurf zum Turm kennen gelernt haben und möglicherweise im Gespräch mit Buttell diesen bestärkt

¹⁾ Hans Mütter, Dissertation.

haben zur Ausführung der dachfreien Endigung. Jedenfalls malte er den Turm entgegen dem großherzoglichen Wunsch in seiner ausdrucksvoll gesteigerten Idealgestalt.

Dabei benutzt er aber nicht Buttels Achteck, sondern setzt ein schlankes, viereckiges Geschoß, etwas zurückspringend, auf den Unterbau, so daß Buttels Eckfialen den Rücksprung ausfüllen, wie es beim Achteck nötig ist. Und die Endigung geschieht durch 4 kleine Türmchen in den Ecken, die durch ein leichtes, liches Gitterwerk verbunden sind, wie Buttel es bei der Landkirche in Tornow gerade zu dieser Zeit (1836) entworfen hat.

Müther erwähnt in seiner Dissertation auf Grund seines Actenstudiums nichts davon, daß Buttel und Friedrich über die Gestaltung des Turmes ihre übereinstimmende Meinung besprochen haben. Es wäre also auch denkbar, daß beide unabhängig voneinander denselben Gedanken im Geiste der Romantik darstellen. Jedoch spricht viel dafür, daß Friedrich bei seinen Besuchen in Neubrandenburg einen Gedankenaustausch mit Buttel über den Turmbau gehabt hat.

3. In diesen Darstellungen aus Vergangenheit und Gegenwart gesellt sich ungewollt auch ein Blick in die Zukunft: So wie C. D. Friedrich den Turm ohne Spitze und das Kirchendach nur mit einem Rest hinter dem Ostgiebel gemalt hat, so steht nun heute die Ruine der Kirche nach den Kriegshandlungen im April 1945 da! (Das Dach mußte allerdings inzwischen abgetragen werden.) Aber der Turm soll bei dem bevorstehenden Wiederaufbau der Kirche in dieser Gestalt bleiben, wie Buttel ihn seiner Zeit beabsichtigt hat.²⁾

Und wieder paßt zu dem heutigen grausigen Kriegsgeschehen, bei dem achtzehntel der Innenstadt im Gehege der alten Mauern, Wickhäuser und Tore durch Feuer vernichtet wurde, der starke Trost des Abendfriedens in dem Farbenspiel des lichten Himmels, (der in der schwarz-weiß Wiedergabe nicht erkennbar ist). Über der düsteren Silhouette des Stadtbrandes und der dunklen flachen Erde leuchtet ein mystisches Ahnen der ewigen Größe der Natur über allem Menschenleid. Das goldgelbe Licht des Abendhimmels geht nach oben über rosa in ein zartes Grau über, während unten eine fünffache zartgraue Schattenkrone aufstrahlt hinter Brand und Not. In unveränderter Ruhe und Größe geht die Natur ihren Gang mit Abend und Morgen, Tag und Nacht.

Erich Brückner

Literatur

Dr.-Ing. Hans Müther. Fr. Wilh. Buttels Leben und seine Kirchenbauten. Dissertation. 1936 Neubrandenburg.

Erich Brückner. Das christliche Denkmal Heft 11, St. Marienkirche zu Neubrandenburg 1957, Berlin.

Krüger-Brückner. Kunst-Geschichtsdenkmäler des Freistaates Mecklbg.-Strelitz, Band 1, 3N, Neubrandenburg 1929.

²⁾ Brückner, das christliche Denkmal.

100-Jahr-Feier des Neustrelitzer Krankenhauses

Am 28. November 1960 bestand das Carolinenstift Neustrelitz einhundert Jahre. Wechsellvoll war seine Geschichte. Von dem einen Haus in der Fischerstraße 2 mit seinen 10 Betten war es ein weiter Weg zur Einheit Krankenhaus-Poliklinik mit seinen 12 Gebäuden und 554 Betten. Viele berühmte Namen tauchen im Verzeichnis der Chefarzte auf. Erwähnt sei nur Dr. Rudolphi (bis 1899), Dr. Hellwig (1889 bis 1923), Prof. Dr. Hartert (-1945), Dr. Thom, Dr. Meissner.

1945 mußten mehrere Seuchenstationen errichtet werden. Die Orangerie und das Haus der Deutschen Notenbank waren voll belegt mit Bauchtyphus- und Fleckfieberkranken. Allein in einer Septemberwoche meldete man 406 neue Typhuserkrankungen. Nur wenige Ärzte mit 95 Schwestern und Krankenpflegern betreuten Hunderte Schwerkranker unter großen Opfern, mit Einsatz ihres Lebens und bei primitivsten Verhältnissen.

Ständig wurde das Krankenhaus durch Neu- und Umbauten erweitert. Auch Besitzer und Verwaltung wechselten fortwährend. Das Krankenhaus wurde mit der Poliklinik vereint, in vorher nie gekannter Art erweitert und vervollkommenet. Entbindungs- und Säuglingsstation, Heime für Tbc-Kranke in Feldberg und für Schwangere in Zwenzow kamen hinzu. 1964 ist ein weiterer Neubau vorgesehen.

Jahresversammlung des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung und des Hansischen Geschichtsvereins in Kiel 22. bis 25. Mai 1961

Die traditionelle Jahresversammlung der beiden Vereine fand in diesem Jahre in Kiel statt. 350 Historiker und Philologen, darunter 25 Gelehrte aus dem Ausland nahmen an der Tagung teil. Im großen Saal des Rathauses hieß nach der Begrüßung durch Prof. Dr. Nieker, der Oberbürgermeister der Stadt Kiel, Dr. Müthling, die Gäste willkommen. Den Festvortrag übernahm anstelle des erkrankten Dr. Paul Beckmann, Rostock, Prof. Dr. Gerhard Cordes, Kiel. Er sprach über „Norddeutsches Rittertum in der Dichtung des Mittelalters“ und stellte fest, daß Norddeutschland in seiner geistigen Kultur verhältnismäßig wenig von der ritterlich-höfischen Sphäre berührt worden ist. Es gab dort wohl Ritter, aber nicht Höfe.

Vor dem *Verein für Niederdeutsche Sprachforschung* sprach Dr. Helmut Protze, Leipzig, über den „Volksnamen der Deutschen in Siebenbürgen“. Die Bezeichnung „Sachsen“ für die deutschen Siedler rührt aus einer Zeit, in der die Ungarn die Deutschen noch allgemein als „Saxones“ bezeichnen. Das Wort ist seit dem 10. Jh. in ungarischen Kanzleien gebräuchlich. Die Übernahme dieser Bezeichnung durch die Deutschen selbst war der Erhaltung dieses Volkssplitters nützlich. — Prof. Dr. W. Seedorf, Göttingen, sprach über kartographische Erhebungen zur gegenwärtigen Verbreitung des Niederdeutschen. Es zeigte sich, daß das Plattdeutsche in manchen Gegenden noch stark gepflegt wird, während es anderswo fast ausgestorben zu sein scheint. — Prof. Cordes, Kiel, erläuterte dann die Mundartverhältnisse Schleswig-Holsteins und ließ Mundartsprecher zu Wort kommen.

Frau Dr. Jo Daan, Amsterdam, sprach über Fragen der niederländischen Dialektsoziologie. Trotz der Tatsache, daß die Dialekte in den Niederlanden überall niederländisch beeinflusst sind, kann man heute immer noch hören, aus welchem Teil der Niederlande ein Sprecher stammt. — Dr. Seidensticker, Göttingen, behandelte dann die historischen Einflüsse und ihre Auswirkungen auf die landschaftliche Struktur des Wortschatzes in Südhannover. Wortkarten und Urkunden scheinen zu erweisen, daß die fränkische Kolonisation einen bedeutenden Anteil am Aufbau der Mundart im oberen Leinetal hat. In der Territorialzeit läßt sich dann verfolgen, wie das Kartenbild vielfältig zerrissen wird, während in nachmittelalterlicher Zeit von Osten her das Bild wieder vereinheitlicht wird. — Die nächste Jahresversammlung soll in Bremen stattfinden.

Zum 50jährigen Bestehen des Borwin-Heims in Neustrelitz

Am 11. Oktober 1960 feierte das Borwinheim in Neustrelitz sein 50jähriges Bestehen. Die eigentliche Feier konnte von seiten der Kirche erst am 21. Okt. stattfinden. Viele Gemeindeglieder waren abends dazu erschienen, so daß der große Saal durch Aufziehen der Rollwand zum kleinen Saal noch vergrößert werden mußte. Landessuperintendent Bosinski hielt die Festrede. Vorträge der Singakademie unter Leitung von Kirchenmusikdirektor Borlisch und Solopartien von Fräulein Maria Hoffmann (Sopran) wechselten sich ab. Der größte Teil der Anwesenden wußte nichts von dem Werden und Zweck des Borwin-Heimes, da viele Zugewanderte anwesend waren. Deshalb begann Superintendent Bosinski seinen Vortrag mit der Erinnerung an die Großherzogin Elisabeth, die das Haus zum Gedächtnis an ihren früh verstorbenen Sohn, Herzog Borwin, erbauen ließ. Es sollten dort Waisenkinder und andere hilfsbedürftige kleine Kinder Zuflucht und Heimstatt finden. Leider wurde das Heim unter dem Nationalsozialismus diesem guten Zwecke entzogen und es wurden mehrere Behörden dort untergebracht. Erst nach 1945 konnte es die Kirche wieder z. T. in Benutzung nehmen. Da dient nun der große Saal als Gemeindesaal und zu Gottesdiensten im Winter. Daneben werden die 2 kleinen Säle für den katechetischen Unterricht und zu Bibelstunden benutzt. Das Kreiskatechetische Amt und der Raum für die Junge Gemeinde befinden sich im Souterrain. Im Erdgeschoß hat das ev. Kirchensteuer-Amt seinen Arbeitsbereich in 3 Räumen und die übrigen hat die Kreisleitung der CDU in Benutzung. Ganz oben befindet sich die kirchl. Gemeindegemeinschaft, wo Schwester Maria Sieg ihr segensreiches Amt ausübt. — Der Superintendent gedachte derjenigen, die einst bei der Einweihung des Borwin-Heimes anwesend waren und ihre Arbeit in den Dienst der Sache stellten. Das waren vor allem das Ehepaar Diakon Lange und Herr Rektor Dehn, die wegen ihres hohen Alters leider nicht anwesend sein konnten. Aber die Gattin des verstorbenen Landesbischofs Tolzien hatte die Reise von Basedow aus nicht gescheut und war gekommen. Auch war der Konrektor Schröder, der im Borwin-Heim wohnt und immer noch streng auf Ordnung hält, anwesend. Darauf verlas der Superintendent Grußtelegramme, auch eines von dem ehemaligen Superintendenten Dr. Steinbrecher, der jetzt in Wismar amtiert. — Nach einem gemeinsam gesungenen Lob- und Dankliedklang die schöne Gedächtnisfeier aus. M.

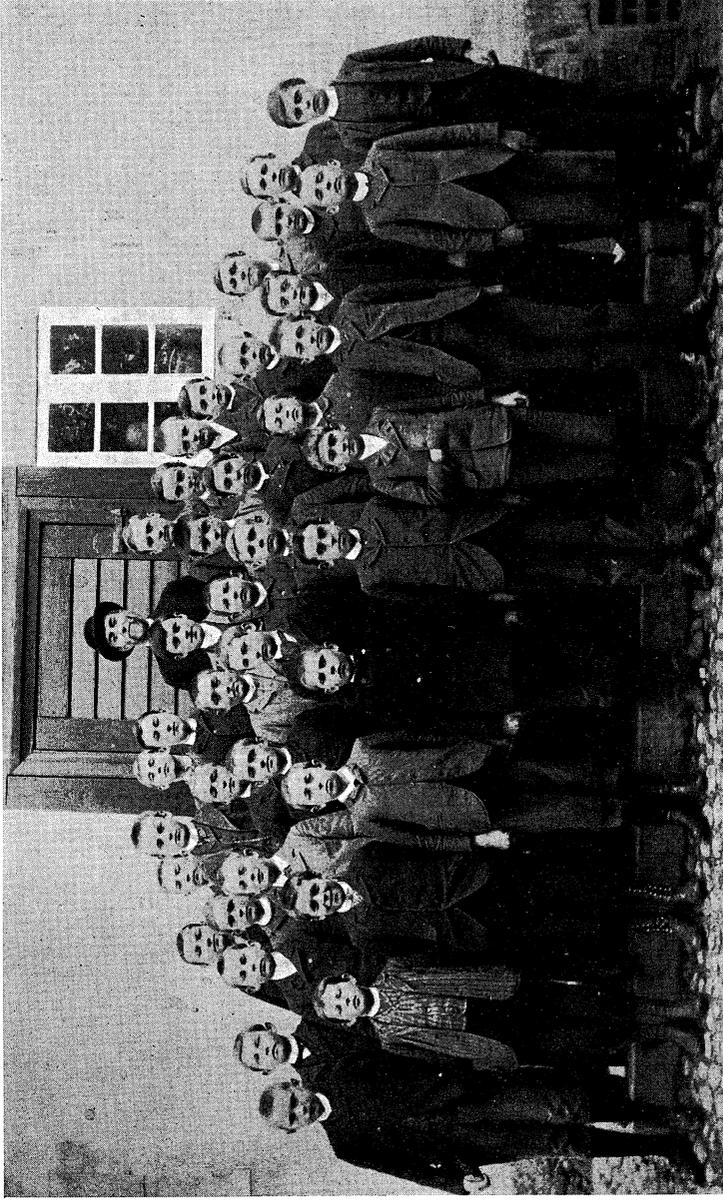
Bücher und Buchbesprechungen

Werner Klose: Hitler. Ein Bericht für junge Staatsbürger. Mit 32 Karikaturen zeitgenössischer Zeichner. 304-S. Kt. L. 5,80 DM — W. K. ist Historiker, Jahrgang 1923. Zwei Einzelschicksale, das Leben des Kommandanten von Auschwitz, Höss, und das des Obersten Graf Stauffenberg, zeigen die extremen Wege, die junge deutsche Menschen in dieser Zeit gehen konnten oder mußten.

Hans Friedrich Blunck, Nordseesagen, 320 S., L., 13,80 DM. Alpensagen, 240 S., L., 10,80 DM; beide mit je 36 Zeichnungen von Klaus Gelbhaar. Loewes Verlag Ferdinand Carl, Stuttgart.

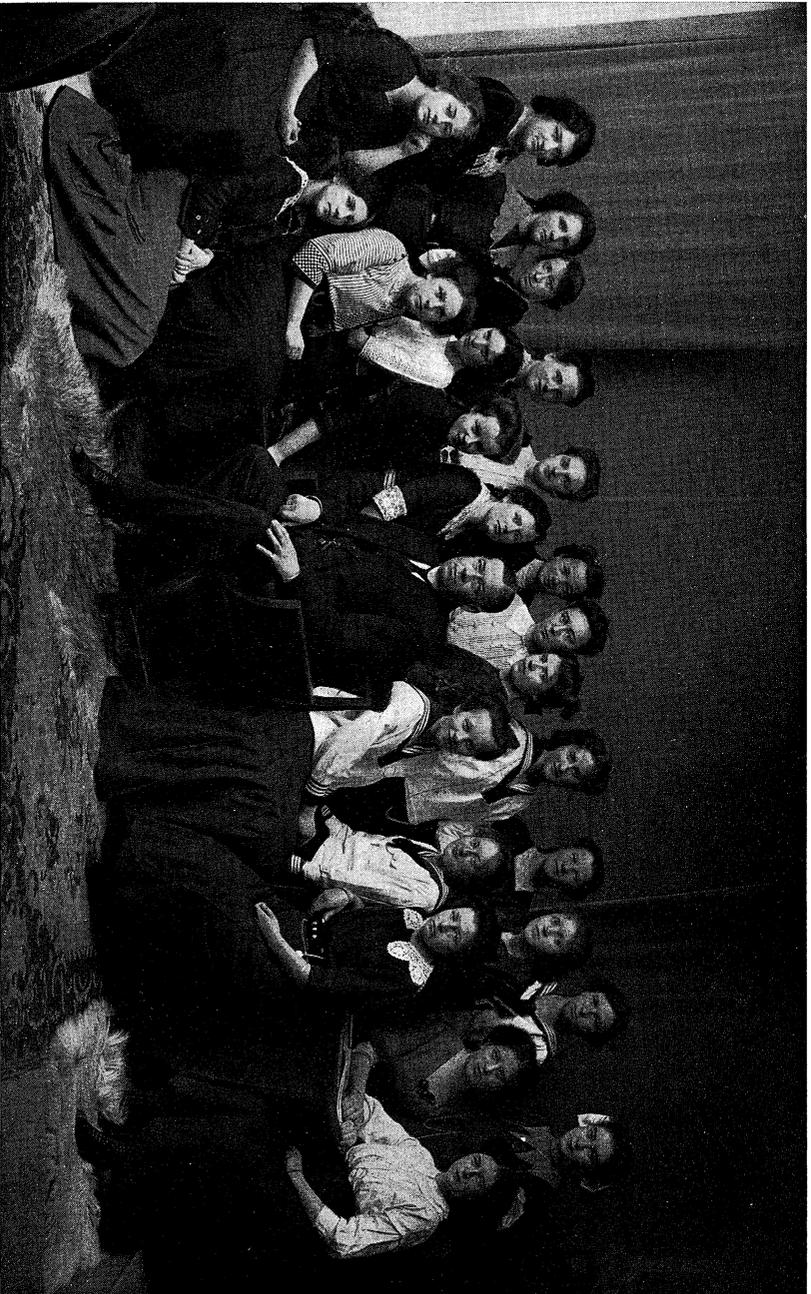
Im letzten großen Werk, der Neuerzählung der deutschen Sagen, sind die „Nordseesagen“ der 4. und die „Alpensagen“ der 5. Band. Die fünf Bände sind in sich abgeschlossen. Das Buch „Ostseesagen“ wird folgen, mit ihm läge dann der gesamte deutsche Sagenschatz in neuer Fassung vor. Die ersten drei Bände sind: Rheinsagen, Donausagen, Elbsagen.

Vielleicht wird es eine spätere Zeit erst voll zu würdigen wissen, was mit diesem Werk ein Dichter unserer Zeit geleistet hat. Wir sollten tief dankbar sein, daß uns immer wieder Erzähler aufstehen, die uns an die Quellen unseres Werdens zurückführen und uns aus ihnen neue Kraft, neuen Aufschwung gewinnen lassen. Ist es nicht gerade in unseren Tagen notwendig, daß wir uns auf das alte Erzählgut unseres Volkes besinnen? Überall wird gesucht nach einem inneren Halt in einer schier von Tag zu Tag sich wandelnden Welt. Wir wollen unsere Zeit loben, die so hohe Anforderungen an uns stellt, aber unseren Tag bestehen werden wir nur dann, wenn wir wissen, woher wir kamen, an welche Leistungen wir anknüpfen dürfen.



Quarta des Realprogymnasiums (Realschule), Neustrelitz 1895

Von links nach rechts: 1. Reihe von unten: 4. Petzold, 5. Wühlich, 7. Barth, 8. Simon, 9. Runge
2. Reihe von unten: 1. Hackbusch, 4. Schulz-Berlin, 5. Schröder-Lüttenhagen, 6. Fröhbrodt, 7. Piehler, 8. Freitag, 9. Wolf, 10. Nickrentz
3. Reihe von unten: 3. Schulz-Babke, 4. Harzberg-Lünen, 5. Dräger, 6. Wahlers, 7. Koloff, 8. Wesemann
4. Reihe von unten: 1. Becker, 2. Neumann, 4. Walter Schulz, 5. Grapow, 6. Rolf, 7. Ephraimsohn
Obere Reihe: 1. Bentzin, 2. Niemax



Lyceum Neustrelitz, Ostern 1912

Gertrud Liebenhals, Ilse Siefert, Gertrud Diesow-Brömcke, Lenu Krüchel †, Julia Luise Lühr, Lieselotte Dentzin-Heepe, Frieda Doppeide geb. Rütz, Elli Witt, Irmgard v. Harling, Gertrud Belling, Grete Grobbecke, Annemarie Freutz-Stiefel, Grete Seiler †, Hanning Schmidt, Ulla Fricke-Wodarg, Erna Gremmers, Minna Zabel, Elise Schulz, Grete Witt, Gretchen Diestelmeier-Neumann, Trudy Reincke † 1945, Rati Praetcke †, Irmgard Bahlcke-Werner, Lilli Baade-Uthoff, Käthe Lenz

In dem Sagenwerk, das Hans Friedrich Blunck vor uns ausbreitet, finden sich solche Bestätigungen die Fülle. Dichtung und Wahrheit reichen sich in der Sage die Hand. Weltinnigkeit des Dichters läßt vor uns Bild auf Bild, bald heiter gefärbt, bald balladenhaft auftönend, vor unseren Sinnen erstehen. Und wie im Märchen fast, geht mit dem Leser immer Gott mit durch die Bücher, die versunkene Liebe, verdunkelten Glauben, hochgemute Hoffnungen aus den Schächten der Vergangenheit heraufholen und neu beleben durch das Wort, durch die Sprache, die wir heute sprechen, mit der der Dichter eine Brücke schlägt zwischen sich und seiner Leser-gemeinde. Was die drei vorangegangenen Sagenbücher versprochen, das halten auch diese neuen Bände, „Nordseesagen“ und „Alpensagen“. Der Strom des Fabulierens fließt breit und bunt aufleuchtend dahin, Freude, Lust und Nachdenklichkeit den Lesern schenkend, die, an seinen Ufern sitzend, seiner Stimme lauschen. — Im Petermänken-Verlag, Schwerin, erschien soeben das *Greifswald-Stralsunder Jahrbuch*, Band 1, 1961. Eine Besprechung werden wir im nächsten Heft bringen.

Zu unsern Texten und Bildern

Professor Dr. Heinrich Wesche, Ordinarius für Niederdeutsch an der Universität Göttingen, hat uns freundlichst seinen Aufsatz zu Moritz Jahns 75. Geburtstag zum Abdruck überlassen, wofür wir ihm herzlich danken. Wir werden als Niederdeutsche mit Spannung und Genuß seine fein formulierten und präzisierten Ausführungen lesen. Der Wissenschaftler muß, ohne rechts und links zu blicken, den geraden Weg der Wahrheit gehen, und wir wollen ihm darauf folgen, auch wenn unser geliebter Fritz Reuter dabei nicht den Rang einnimmt, den er in unseren Herzen behält. — Dr. h. c. Moritz Jahn wohnt in Göttingen und führt in dem früheren Dorfe Geismar ein stilles Dasein. Offensichtlich ist er dem Fieber und der Hast des modernen Lebens auch in seinem Innern ferngeblieben und strebt nur danach, seiner Berufung zu leben und ihr zu dienen. Sein gesamtes Werk besitzt kein sehr großes Volumen, um so mehr muß es an Gehalt besitzen, wenn die Universität Göttingen ihn zum Ehrendoktor promoviert hat. Betrachten wir seine Werke, die hochdeutsche und plattdeutsche Erzählungen, Novellen und Gedichte umfassen, so ergibt sich sehr bald, daß eine einmalige Leistung und Schöpfung in seinem „Ulenspiegel an Jan Dood“ und vor allem in „Luzifer“ vorliegt. Als ich den „Ulenspiegel“ aufs Geratewohl aufschlug, fand ich das Gedicht „Dood in Blömen“. Ich las es einmal, darn wieder und wieder und wußte, daß ich hier einem Dichter von hohem Rang begegnet war. Wir alle sollten uns in diesen kleinen Band einmal vertiefen, auch wenn das friesische Plattdeutsch uns zuerst einige Schwierigkeiten bereitet. Sie werden mit Hilfe eines kleinen Wörterbuches, das einige Seiten am Ende der Ausgabe umfaßt, bald überwunden. Außerdem gibt es eine vorzügliche Ausgabe mit danebenstehender hochdeutscher Übertragung. Wer sich an das friesische Platt nicht gleich heranwagt, der nehme wenigstens den hochdeutschen „Unkepuz“ zur Hand. — Olga Vorbeck hat uns schon einige Proben ihrer Art gegeben. Wir wissen, daß sie in der Stille und Abgeschiedenheit ein einsames, man möchte sagen hartes Dasein führt und ihre Tage mit der Pflege eines großen Gartens, mit Züchtungen und dendrologischen Versuchen verbringt. Sie, deren Gedicht „En Drom“ in unserem „Carolinum“ das Licht der Welt erblickt, bewegt in ihrer Einsamkeit viele Gedanken und einige von ihnen werden dann Verse. — Auf den starken Symbolgehalt der beiden Gedichte „Dood in Blömen“ und „En Drom“ brauchen wir nicht hinzuweisen. Vielleicht ist es uns möglich, im nächsten Heft einige Worte über „Symbolik“ zu sagen. — Der verst. Rechtsanwalt Dr. Carl Meltz („Einst und jetzt“) wird vielen Mecklenburgern noch in Erinnerung sein. — Die beiden Holzschnitte zu dem Aufsatz „Güstrow über 200 Jahre Wallfahrtsort“ werden u. W. zum ersten Male nach der Herausgabe des Originals (1510) veröffentlicht. Wir verdanken sie unserem Mitarbeiter Dr. Wilhelm Gernert. Sein Bericht führt uns in eine Zeit dunkelsten und grauenvollsten Mittelalters. — Unser Heimatforscher Walter Gotsmann hat die Zeichnungen für seinen Aufsatz selbst entworfen. Noch 3 Tage vor seinem Tode hat unser Walter Gotsmann angeordnet, daß der von ihm für

das „Carolinum“ geschriebene Aufsatz „Eine Pflanze offenbart ihr Lebensgesetz“ uns übersandt werden soll. So hat er bis zuletzt an seine Freunde gedacht und wir danken ihm dafür. — Der Autor der kleinen Skizze „Das Wunder“, Dr. Wilhelm Reinke, ist Abiturient des Neubrandenburger Gymnasiums. Er starb 1. Oktober 1959. Sein Manuskript „Ululus Nachspaziergang“ ist posthum als Kinderbilderbuch erschienen. — Oberstudienrätin Marie - - Luise Buse ist in Friedland in Mecklb.-Strelitz geboren. Ihre Familie stammt väterlicherseits aus Neubrandenburg und Krummbeck bei Woldegk. Der Vater fiel 1915 und die Mutter verzog 1920 nach Wismar, wo M.-L. Buse die höhere Schule besuchte. — Die Plattdeutschen Göttergespräche (Mecklenburgische Mundart), herausgegeben vom Ernst-Klett-Verlag-Stuttgart, verdanken wir dem Lektor des Verlages, Gerhard Grüder, der als Mecklenburger für den Neudruck gesorgt hat. — Der Artikel „Über die Gelehrtschule in Neubrandenburg“ stammt aus dem unveröffentlichten Manuskript „Brückneriana III“ von Irmgard Unger-Brückner. — Den Aufsatz über den Mecklenburger Philipp-August von Arnsberg veröffentlichen wir mit gütiger Erlaubnis des Carl R ö h r i g Verlages Darmstadt, der uns auch sein Bild zur Verfügung gestellt hat. — Die Bilder zum Aufsatz der „Familie Siemerling“ verdanken wir Frau Margarete Brunswig und ihrer Schwester Frau Eva Siehl geb. Piper. — Mechthild von Maltzan entwarf die Zeichnungen zu dem Aufsatz über den Naturforscher Albrecht Freiherrn von Maltzan. — Das Bild vom Lyzeum Neustrelitz Ostern 1912 verdanken wir einer alten Schülerin, die uns wiederholt sehr freundlich geholfen hat. — Das Foto von der Quarta des Realgymnasiums (Realschule 1895) übersandte uns Kreistierarzt i. R. Dr. med. vet. Otto Bentzin. — In der Zeit vor 1900 stand das Vereins- und Verbindungsleben an den höheren Schulen in großer Blüte. Auf dem Bild von Paul Kannengießer sehen wir sechs Obertertiauer des Realprogymnasiums (das bis zur Primäreife führte), die einen Rundschrift-Verein gegründet haben. Der Spender ist Oberingenieur i. R. Kannengießer, Berlin. W. Dahms wurde Neuphilologe, diente beim Bataillon in Neustrelitz und fiel im 1. Weltkrieg. P. Piehler wurde Architekt und ist vor einigen Jahren gestorben. F. Harms schlug eine Militärlaufbahn ein und W. Schwarz ging zur Justiz. Oberingenieur Kannengießer übersandte auch das Bild des 80jährigen Professors Goebeler, den er in seinem Garten selbst photographierte. — Die Aufnahme von der Obertertia des Neubrandenburger Gymnasiums 1909 verdanken wir Amtsgerichtsrat i. R. Dr. jur. Marung, Lübeck. — Von den zu Professor Ungers Aufsatz gehörigen Bildern wollen wir besonders hinweisen auf die Litographie des Göttinger Hainbund-Dichters Johann Heinrich Voss, des uns allen bekannten Übersetzers von Homers Odyssee und Ilias. Der Mecklenburger J. H. Voss ist der prominenteste Schüler des Neubrandenburger Gymnasiums. Den Abdruck seiner Selbstbiographie mußten wir auf Heft 35 verschieben. — Der Göttinger Dichterbund wurde 1772 gestiftet. Ihm gehörten außer J. H. Voss an: Hölty, Boie, Bürger, Miller, die beiden Grafen Stollberg, Leisewitz u. a. Ihr Organ war der Göttinger Musenalmanach.

Druck- und Tippfehlerberichtigung betr. Chronik der Stadt Burg Stargard

- Druckfehler, die sofort als solche zu erkennen sind, werden nicht berichtet.
 Nr. 33, S. 35, 3. Zeile von oben: zwischen „Hofes“ und „waren“ fehlt: „da“
 Nr. 33, S. 35, Anm. 2, letzte Zeile: statt „Geschichte“: „Geschicke“
 Nr. 33, S. 36, Text, 2. Zeile von oben: statt „Dominialbauern“: „Domanielbauern“
 Nr. 33, S. 36, Text, 9. Zeile von unten: statt „zuständige“: „zuständigen“
 Nr. 33, S. 38, Anm. 7a, statt: „1834“: „1838“
 Nr. 33, S. 38, Anm. 7a, statt: „Landesschulkollegium“: „Landesoberschulkollegium“
 Nr. 33, S. 39, Text, 3. Zeile von unten, statt: „genommen“: „gewonnen“
 Nr. 33, S. 39, Anm. 9, 2. Zeile, statt: „hatte“: „hatten“
 Nr. 33, S. 42, 8. Zeile von oben, statt: „Nagelschmiede“: „Nagelschmied“

Druckfehlerberichtigung betr. Zur 800-Jahrfeier der Stadt Schwerin, Nr. 33, (S. 80)

Statt: 4. bis 9. Juni muß es heißen: 4. bis 19. Juni 1960

Statt: (* 1190 oder 1191): († 1190 oder 1191) (S. 81, 11. Zeile von unten)

Vermischte Nachrichten

Geboren

Unserem alten Caroliner Willi Cordua wurde das 10. Enkelkind, Ute Gatzka, geboren. — Irma Wendland geb. Krüger und Hans-Robert Wendland zeigen die Geburt ihres zweiten Sohnes (Klaus-Peter) an. — Im Juli 1961 wurde Dipl. Ingenieur Walther Rieck ein Enkelsohn (Hasso) ein neuer Stammhalter des Geschlechtes Rieck geboren. — Alexander und Hannelore Joannides geb. Lehmann wurde am 27. Mai 1961 das erste Töchterchen (Veronika) geboren. — Gisela Stolze geb. Utesch und Stud.-Ass. Hartmut Stolze geben die Geburt eines Sohnes (Frank) an. — In großer Freude geben Rolf Schimmelpfennig und Helga Schimmelpfennig geb. Gusenda die Geburt ihres Sohnes Kai-Uwe bekannt. — Die Geburt ihres Sohnes Andreas Jens zeigen an Hannelore und Albrecht Neelsen. — Die Geburt ihres zweiten Sohnes geben bekannt Renate Henkel-Ritzer und Kurt Gerhard Henkel, Provo (Utah) USA.

Verlobt

Pfarramtskandidat Hans Müller, Sohn von Oberstudiendirektor Dr. Herbert Müller, mit Ursula Mehringer, Landau/Pfalz. — Hans Joachim Kort, Hamburg, mit Irmtraud Maureschat. — Walter Vahrenkamp, Melle, Sohn des verstorbenen Rechtsanwalts Dr. Vahrenkamp, Neustrelitz, mit Karin Garte, Kiel.

Verheiratet

Im Juli 1961 schlossen den Bund fürs Leben Dr. Thorsten Beyrich und Frau Dietlind geb. Wedemeyer, Tochter unseres verstorbenen Studienrates Dr. Otto Wedemeyer, Neubrandenburg. — Dipl.-Ing. Veit Ludwig Freiherr von Seckendorff und Gunhild Freifrau von Seckendorff geb. von Bülow geben ihre Vermählung bekannt. — Ebenso zeigen ihre Vermählung an Dr. med. Walter Rust und Frau Jutta geb. Krage, Hamburg. — Ihre Vermählung zeigen an Klaus Heinrichs und Irmgard Heinrichs, jüngste Tochter von Dr. med. Neumann. Beide sind Konabiturienten. — Christian Hans Brunswig und Anke Brunswig geb. Schumacher vermählten sich am 29. April 1961. — Lotte Sterley, Tochter unseres Kollegen Studienrat Heinrich Sterley, und Zahnarzt Dr. Rudolf Hölzel, Dresden-Blasewitz, Schillerplatz 2, geben ihre Vermählung bekannt. — Christa Kuhlbars geb. Brandt, Tochter unseres verstorbenen Caroliners F. Brandt, vermählte sich mit Richard Kuhlbars, Langenlonsheim/Nahe.

Examina, Beförderungen pp.

Studienrat Karl Nahmacher und Frau Helene geb. Nauek begingen am 3. Oktober 1961 den Tag ihrer diamantenen Hochzeit. — Ebenfalls feierten Dr. Ernst Sträde und Frau geb. Buschmann in Bad Sachsa ihre diamantene Hochzeit. — Aus Anlaß seiner Promotion vor 50 Jahren (28. 9. 1911) erhielt Dr. Hans Fründt, Neustrelitz, von der Humboldt-Universität Berlin eine Erneuerung seines Doktordiploms. — Der Sohn unseres Mitarbeiters Dr. W. Gernentz, Dozent Dr.

3. Großes Caroliner-Treffen in Marburg/Lahn

Am 28., 29. u. 30. September 1962 soll das 3. große Treffen der alten Caroliner wiederum in Marburg stattfinden. Die notwendigen Vorbesprechungen sind schon durchgeführt. Das Programm wird im Osterheft des „Carolinum“ bekanntgegeben werden.

Hans Joachim Gernertz, wurde an der Universität Rostock zum Professor für Germanistik ernannt. — Ewald Holst, Sohn des gefallenen Rechtsanwalts Holst, Neustrelitz, hat das Abitur mit dem Prädikat „gut“ bestanden. Er beabsichtigt Bergbau zu studieren. — Neithart Stolze, Sohn des gefallenen Oberregierungsrats Dr. Stolze, Neustrelitz, bestand die große juristische Staatsprüfung mit Prädikat. — Baurat Erich Brückner und Gattin konnten am 5. Mai 1961 den Tag ihrer goldenen Hochzeit begehen. — Ludolf Schultz und Gattin, Gaubischofsheim, feierten am 5. Juni 1961 ihre Silberhochzeit. — Der Sohn unseres alten Caroliners Ludwig Mau, Hamburg, Dr. phil. Jürgen Mau, wurde zum Universitätsprofessor ernannt (alte Philologie und Kunstgeschichte). — Rudolf Krüger, Gießen/Lahn, Alter Wetzlarer Weg 65, bestand das veterinärmedizinische Staatsexamen und promovierte zum Dr. med. vet. — Vor 50 Jahren bestanden am Carolinum das Abitur: (Ostern 1911): 1. Hans Runge aus Fürstenberg, Medizin, ordentlicher Professor an der Universität Heidelberg; 2. Otto Kelling aus Mirow; Philologie, gef. im 1. Weltkrieg; 3. Erich Radloff aus Neustrelitz; Probst in Stavenhagen; 4. Wilhelm Hardow aus Neustrelitz; Naturwissenschaften, gest.; 5. Karl Heinrichs aus Neustrelitz; Philologie, gef. im 1. Weltkrieg; 6. Richard Grobbecke aus Wesenberg; Theologie und Philologie, gef. im 1. Weltkrieg; 7. Hans Simon aus Neustrelitz; Philologie, Studienrat in Ruhe in Lübeck; 8. Karl Heinrich von Arnswaldt; Landforstmeister i. R. in Schwarmstedt; 9. Friedrich Wesemann aus Strelitz-Alt; Studienrat i. R. in Rendsburg; 10. Karl Ferdinand Rechlin aus Schillersdorf; Pastor in Pinnow b. Schwerin; 11. Karl Friedrich Hoffmann aus Woldegk; Germanistik, gest.; 12. Otto Krüger aus Strelitz-Alt; Studienrat, verm. im 2. Weltkrieg. — (Mich. 1911) 1. Bernhard Zanzig aus Neustrelitz, Arzt in Polen, gest.; 2. Hans Busch aus Neustrelitz; Medizin, gest. im 1. Weltkrieg; 3. Wilh. Cordua aus Neustrelitz; Hauptmann a. D. in Rostock; 4. Richard Schultze aus Niederschöneweide; Arzt in Fürstenwalde, gest. — Heidemarie Wolter, Tochter von Margarete Wolter geb. Wendlandt, Eichelscheiderhof, bestand das Abitur und erhielt für ihre vorzüglichen Leistungen im Deutschen den Scheffelpreis. — Dr. h. c. Kirchenrat Christian Berg, der Direktor der Oekumenischen Abteilung in der Hauptgeschäftsstelle des Diakonischen Werks, hat die Berufung des Kuratoriums der Gossnerschen Missionsgesellschaft (Berlin) als Nachfolger von Missionsdirektor Hans Lokies angenommen, der Mitte 1962 in Ruhestand tritt. — Walter Blank, Kiel, wurde zum Regierungsrat befördert. — Dietrich Kasulke bestand im Dezember 1960 in München das medizinische Staatsexamen mit „gut“ und promovierte „cum laude“ zum Dr. med.

Geburtstage

Augenarzt Dr. med. Max Rütz, Berlin-Halensee, feierte am 28. Juli dieses Jahres seinen 75. Geburtstag. Er ist noch immer in seinem Beruf tätig und nimmt an allem, was das „Carolinum“ und die alten Caroliner betrifft, regen Anteil. — Dr. Hans Fründt wurde am 28. September 1961 ebenfalls 75 Jahre und konnte diesen Tag in voller Rüstigkeit begehen. — Studienrat Rosenhainer, Vater von Dr. med. Horst Rosenhainer, wird am 12. Dezember dieses Jahres 77 Jahre. — Am 16. Oktober 1961 konnte Dr. med. Conrad Kalkschmidt im Kreise seiner großen Familie den 70. Geburtstag begehen. — In unveränderter Frische konnte der Senior der Carolinerschaft Stabszahlmeister a. D. Albert Stecher am 21. September dieses Jahres seinen 92. Geburtstag in seinem Ruhesitz Mölln feiern. Die Carolinerschaft übermittelte ihm telegraphisch herzlich Glückwünsche. — Am 27. Juli 1961 beging Frau Helli Cordua, Witwe unseres verstorbenen Ministerialdirektors Dr. Cordua in Nürtingen-Oberensingen/Württemberg ihren 90. Geburtstag. — Dr. med. Hans Westphal, Feldberg, feierte am 6. Oktober 1961 seinen 70. Geburtstag. — Willi Cordua begeht seinen 70. Geburtstag am 4. Februar 1962. — Am 21. August 1961 wurde unser alter Caroliner Andreas Peters, Rothenburg/Hann., 95 Jahre. Es wird nur noch wenige geben, die sich seiner als Schüler erinnern können. Wir wünschen ihm weiter gute Gesundheit. —

Am 31. Mai 1961 konnte Reg.-Baurat Erich Brückner, Neubrandenburg, im Kreise seiner Familie den 80. Geburtstag feiern. — Am 19. Februar 1962 wird Oberingenieur i. R. Heinrich Steffen 78 Jahre alt. — Am 2. Mai 1961 wurde Studienrat i. R. Ernst Preuß 73 Jahre. — Anna-Marie Bartold, Tochter von Rat Bartold, Neustrelitz, vollendet Anfang Februar 1962 ihr 80. Lebensjahr. — Kirchenmusikdirektor Max Drischner, dessen Büste (von Walter Volland) wir in Heft 30 abgebildet haben, beging im Februar 1961 seinen 70. Geburtstag. Er wurde von vielen Seiten hoch geehrt und gefeiert und erhielt auch von seinem ältesten und treuesten Freund Albert Schweitzer ein Glückwunschsreiben aus Lambarene, das auch ein Bild Schweitzers mit Widmung enthielt. — Im September 1961 wurde Dr. med. dent. Adolf Grobbeckner 72 Jahre. — Professor Dr. Unger vollendete das 76., seine Gattin Irmgard Unger-Brückner im Juni 1961 das 75. Lebensjahr. — Studienrat i. R. Dr. Erich Mahn, Neubrandenburg, konnte am 7. April 1961 seinen 80. Geburtstag feiern. — Wilhelm Paschen, Bielefeld, beging am 30. Mai 1961 seinen 70. Geburtstag. Er trat Ostern 1897 in die Nona des Gymnasiums Carolinum ein, zusammen mit seinen noch lebenden Schulkameraden Robert Buhrow, Walter Heinrichs, Gustav Piehler, Fritz Steffen. — Admiralarzt a. D. Victor Praefcke, Göttingen, trat am 25. Oktober 1961 in das 90. Lebensjahr ein. Die Carolinerschaft übermittelte ihm die herzlichsten Glückwünsche. An seinen Vater, den Konsistorialpräsidenten und langjährigen Regierungskommissar am Gymnasium Carolinum werden sich viele erinnern.

Walter A. Cordua †

In aller Stille ist der Senior der Hamburger Sportjournalisten und langjährige Mitarbeiter des Hamburger Abendblattes, Walther A. Cordua, im 80. Lebensjahr entschlafen.

Der gebürtige Mecklenburger kam um die Jahrhundertwende nach Hamburg und entdeckte schon in jungen Jahren seine besondere Neigung zum Sportjournalismus als er noch vor dem ersten Weltkriege als Chefredakteur und Herausgeber die Zeitschrift „Turnen, Spiel und Sport“ aufbaute.

Seine Liebe galt der Leichtathletik. Er trat der Hamburger Victoria bei und wurde über 400 m in der Deutschen Meisterschaft einmal Zweiter. Cordua war auch der Vater der Hamburger Alsterstaffel, die 1909 zum ersten Male, sehr zum Entsetzen der damals noch sportfremden Bürger der Stadt („wegen der halbnackten Beine“) gelaufen wurde.

WAC war stets mit Ehrenämtern reich gesegnet, gehörte 15 Jahre lang dem Spielausschuß des Norddeutschen Fußballverbandes an und dem Vorstand seines Vereins sowieso. Als Journalist verfügte er über reiche Kenntnisse und ein gesundes Urteil, dem er mit großer Zurückhaltung Ausdruck zu geben verstand. Daß ihn ein gnädiger Tod von seinen Leiden erlöst hat, ist seinen vielen Freuden ein Trost. *Mr.*

Aus „Hamburger Abendblatt“ vom 15. August 1961

Gestorben

Einem tragischen Unglücksfall fiel zum Opfer unser lieber Caroliner Viktor Lang. Aus dem Kriege heimgekehrt, erlernte der sportbegeisterte Jüngling zunächst das Tischlerhandwerk, wechselte dann zum Kaufmannsberuf über (Textil) und sollte am 10. 4. eine Filiale in Bochum übernehmen, als ihn am 8. 4. nachts der Tod bei einem Verkehrsunfall ereilte. Auf Wunsch seiner Mutter wurde er in Lübeck zur letzten Ruhe gebettet. Alle seine Freunde und Klassenkameraden werden schmerzlich um ihn trauern. — Am 1. September 1961 starb nach schwerem Leiden im 70. Lebensjahr die treue Hilfe des Herausgebers unseres „Carolinums“ Fräulein Annemarie Trube. Sie war nicht nur unermüdet in der übernommenen Aufgabe, sondern zeigte stets ein persönliches Interesse an der Arbeit. Annemarie Trube war ein guter und edler Mensch. Wir sprechen ihr auch an dieser Stelle

unseren Dank aus. — Ganz überraschend traf uns die Nachricht, daß unser alter Caroliner, der Zollamtm. Alfred Hassan, Hannover, gest. ist. — Nach einem erfüllten Leben entschlief am 18. 7. 1961 unser lieber Kollege, der Heimatforscher und Landschaftsmaler Walter Gotsmann im 71. Lebensjahre. Wir danken ihm für all seine Arbeit und Treue, die er unserer alten Schule und der Heimat geleistet und bewiesen hat. Es sei verwiesen auf den Nachruf von Anneliese Wagner in diesem Heft. — Wie wir erfahren, hat die frühere Schülerin der ehemaligen Töcherschule in Neustrelitz Hanna Breitscheitel in den Flammen Neubrandenburgs den Tod gefunden. — Unser Caroliner Kaufmann Richard Flach ist in Bad Schwalbach gestorben. — Oberreichsbahnrat a. D. Walter Zachow, Berlin-Nikolassee, ist im Sommer heimgegangen. Viele alte Neustrelitzer werden sich seiner erinnern. Trotz seines hohen Alters zeigte er ein lebhaftes Interesse für sein altes Carolinum und nahm regen Anteil an dem Leben seiner Münchener Burschenschaft. — Dr. Adolf Buttermann, Berlin-Spandau, wurde im Jahre 1960 von einem schweren Verlust betroffen. Sein Schwiegersohn fiel im Alter von 53 Jahren einem tragischen Unfall zum Opfer. Er hinterließ 3 Kinder im Alter von 15-19 Jahren. — Probst H ö r i g ist, wie wir erst jetzt erfahren, 1954 in Göhren/Mecklb. gestorben und dort auch beerdigt. Er hat dort in der langen Zeit von 1892-1954 segensreich gewirkt. Seine Söhne besuchten das Carolinum. — Friedr. Wilhelm Preuss ist am 11. 2. 1915 in der Champagne gefallen. — Am 25. Febr. 1961 starb der langjährige Leiter der Abteilung für Höheres Schulwesen im Kultusministerium des Landes Schleswig-Holstein, Ministerialrat a. D. Carl Möhlmann. — In der Nacht zum 26. April erlag in Hamburg-Großflottbeck der bekannte Schriftsteller und Dichter Hans Friedrich Bennek im Alter von 72 Jahren einem Herzinfarkt. Wir werden seiner im nächsten Heft besonders gedenken.

In memoriam Walter Gotsmann

Am 18. Juli, mitten im blühenden Sommer, ging unser hochverdienter Freund und Heimatforscher Walter Gotsmann von uns. Ein schweres Leiden zwang ihn schon im vorigen Sommer zum Klinikaufenthalt in Berlin, dann im Herbst 1960 kehrte er zurück und nahm langsam die viele, so verantwortungsvolle Arbeit als Naturschutzbeauftragter des Kreises und Landschaftschützer, als Leiter der Natur- und Heimatfreunde sowie der Arbeitsgemeinschaften Botanik und Dendrologie wieder auf und begann sich wieder zu erholen. Im Sommer dieses Jahres flackerte das alte Leiden wieder auf und zog den ganzen Körper in Mitleidenschaft. Wieder mußte er in die Klinik und kehrte diesmal nicht wieder zurück.

Unermüdet versuchte er auf dem schweren Krankenlager seine Arbeit für die engere Heimat weiter zu tun. Der umfangreiche Jahresrundbrief für die im Bezirk forschenden Botaniker und Dendrologen wurde noch fertiggestellt und eine neue Exkursion für die Natur- und Heimatfreunde ausgearbeitet. Zwischendurch wanderte er tief in Gedanken versunken im stillen Einkehrhalten noch einmal all die vertrauten Wege im Kreis Neustrelitz, grüßte seine Blumen und Bäume, Wolken und Vögel, Seen und wogenden Kornfelder und schickte noch einen geschriebenen Blumengruß an den „Demokrat“, der kürzlich zum Abdruck kam. Ob er ahnte, daß dies seine letzte Wanderung sein würde?

In den verflossenen 16 Jahren nach der großen nationalen Katastrophe hat Walter Gotsmann, wie bisher kein anderer Heimatforscher des Kreises, seine tätige Liebe zur Heimat bewiesen, kein Weg war ihm zu beschwerlich, keine Diskussion zu aufregend und hoffnungslos, kein Brief zu zeitraubend und ermüdend. Zahllose Kämpfe focht er mit Erfolg um viele natur- und landschaftsgeschützte Gebiete unserer engen Heimat aus, um den Wissenschaftlern und den Werkträgern Aufgabenbereiche und Erholungslandschaften zu sichern. Selblosigkeit im Dienst an der Heimat war ihm oberstes Gesetz. Ein breites fundamentales Wissen auf allen Gebieten der Heimatkunde, das täglich erweitert wurde, ermöglichte ihm die stetig wachsenden Erfolge und verlieh ihm die Überzeugungskraft, die bei allen Ab- und Aussprachen mit den verschiedenen Dienststellen so wichtig ist.

Der Kreis Neustrelitz verliert in Walter Gotsmann seinen treuesten, gewissenhaftesten und verantwortungsbewußtesten Heimatfreund, der den Sozialismus praktisch vorlebte und zwar als Mensch, als Wissenschaftler, als Erzieher zur Heimatliebe und auch als Künstler.

Im Zusammenhang aller Dinge und Wesenheiten im Universum denken, schreiben und reden, war eine seiner tiefen Goetheschen Erkenntnisse, die ihn bestimmten, Pinsel und Zeichenstift als Landschaftsmaler nach 1945 beiseite zu legen und tätig für die Erhaltung und Pflege der Natur und der Landschaftsgebiete im Zeitalter der Technik und Mechanisierung einzutreten. Wir danken ihm für diese Selbstaufgabe seiner künstlerischen Berufung und fühlen uns verpflichtet, sein Vermächtnis lebendig zu erhalten und die Kraft seiner großen Heimatliebe den Nachwuchsgenerationen immer neu vor Augen zu führen und seine Albert-Schweitzerische Achtung und Liebe vor allem Leben und zu allem Wesenhaften weiter zu geben. A. Wagner

Aus Briefen

Herbert Müller-Wollermann: Seit 14 Tagen bin ich mit meiner Oberprima hier in Griechenland. Weitere 10 Tage werden wir in Olympia, Epidaurus, Mykene und Korinth sein. Athen, Knossos und andere Stätten haben wir schon besucht . . . Viele Grüße auch meinen verehrten Griechischlehrern, Herrn Klempien und Herrn Köhler. — W. Kirchner: Das Heft 33 hat mir wieder sehr gut gefallen, vor allem der Aufsatz über die Schloßkirche von Baurat Brückner. — Gustav Mendelsohn (Argentinien): Ich bin am 21. 2. 1895 in Neustrelitz geboren. Mein Bruder und ich besuchten das Carolinum, bis meine Eltern nach Berlin übersiedelten. — Dr. Paul Steinmann: Ganz besonders gefallen hat meiner Frau und mir in Heft 33 die Erzählung von Hermann Brunswig „Hinter der Toppilla“. Meisterhaft lebendig und anschaulich dargestellt! Dabei tauchten bei mir Erinnerungen an einen Vortrag über Südchile auf, den Hermann Brunswig vor 40 Jahren in Neustrelitz hielt. Der wirkte so anregend auf mich, daß ich mich seit jener Zeit viel mit Chile und Argentinien bzw. Patagonien beschäftigt und allerlei Bücher darüber gelesen habe . . . Ein Leitwort, das uns unser hochverehrter Lehrer Carl Nahmmacher mit auf den Lebensweg gab, „Man muß sich energiesieren“, habe ich immer wieder beherzigt. — Franz Hintz: zur Ergänzung für Foto in Heft 33, Seite 113 (Rügenwanderung), teile ich mit: Nr. 6 Franz Hintz, Wesenberg (ego), Nr. 16 Gerhard Voß, Nr. 24 Willi Schultze, Nr. 26 könnte Hans Mente, Wesenberg, sein. Nr. 29 könnte Adolph Toense (Fürstenberg?) sein. Diese Pfingstfahrt nach Rügen war herrlich . . . Immer wieder erwarte ich voll Ungeduld das nächste Heft. Es ist doch ein herrliches Band, lose und fest zugleich wie das Commonwealth. — Adalbert v. Bülow: Meine Klassen- und Spielkameraden waren 1911/12 Schnurz Bahlcke und Eberhard v. Harling. Ich hatte aber in und um Neustrelitz und Neubrandenburg sehr viele Verwandte und Bekannte. Die alten Freunde lasse ich vielmals grüßen. — Wilhelm Paschen: Ruskin sagt einmal „Jede gute Tat, jeder wahrhaftige Gedanke prägen dem Gesicht und dem ganzen Menschen das Siegel ihrer Schönheit auf“. Wie fruchtbar muß hiernach allein das Wirken von Friedrich Buttell (Heft 33, S. 50) gewesen sein. — Dr. A. Hordorff: Auf dem Bilde der Töchterschule zu Neustrelitz Heft 32, Seite 55, hat meine Frau sofort den Direktor Ludwig Horn erkannt, einen Verwandten aus der großen Hornschen Sippe. Als er meinte, die Bürde des Direktorats nicht mehr tragen zu können, kam er um seine Versetzung in den Ruhestand ein, aber der höchst sparsame Großherzog Friedrich Wilhelm meinte, als Pastor auf dem Lande könne er noch lange Dienst leisten und so wurde Onkel Lucy, wie er in der Sippe allgemein hieß, Pastor in Altkäbelich, wo er in der Tat noch ein paar Jahre wirkte. — Adolf Toense: Einige Angaben über das Schicksal der alten Obertertia (oberes Bild Heft 33, S. 113). Verstorben bzw. gefallen und vermißt sind: Walter Rebühr, Werner Heise vermißt, Kurt Hesse, Hans Georg Koll und Hermann Will gefallen, Rudolf Bauer, Wilhelm

Guhl, Hans Schultz, Otto Pfeil, Walter Gaartz, Friedrich-Franz Wismar, Klaus Umnack, Walter Heinze und Wilhelm Bull sind verstorben. In der Bundesrepublik befinden sich meines Wissens: Rudi Danner, Düsseldorf; Adolf Guhl, Saarbrücken; Karl Malchow und Helmut Jahnce, Hamburg. Das Schicksal und der Aufenthalt der meisten anderen Kameraden ist mir unbekannt. — Karl Ferdinand Rechlin: Man lebt — besonders im Alterwerden — in den Erinnerungen an einst und darum möchte ich der CZ für alles, was sie an Verbindendem pflegt, heute meinen ganz besonderen herzlichen Dank zum Ausdruck bringen und mich nun persönlich an sie wenden! — Liebe CZ, in wenigen Tagen werden es 50 Jahre sein, wo ich mit den lieben Klassengefährten das Abitur bestand. Wie viele leben von damals noch? Ihnen allen einen herzlichen Gruß! . . . Wie schön ist einst unser Zusammenhalt gewesen! Die Jahre, die aus der Glambeckerstraße flossen und immer wieder dahin zusammenführten, schwinden aus dem Gedächtnis nie. Die alten, lieben, vertrauten Lehrerpersönlichkeiten, die so tiefen Anteil an unserm Fortkommen nahmen, obwohl sie leider auch manches Mal mißverstanden wurden und auch — man verstehe den Ausdruck recht — „mißhandelt“ wurden aus den Reihen ihrer Schüler, haben doch einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen, der auch — ich hoffe hier im Einverständnis mit meinen Conabiturienten mich zu befinden — keine Einbuße dadurch erlitten hat, daß gerade unser Abiturientenkommers 1911 von dem Lehrkörper des Carolinums „geschnitten“ wurde. Vielleicht waren wir eben doch bei aller andersartiger Selbstbewertung zu große Rüpel gewesen? Jedenfalls waren wir zum größten Teil mit der Weihnachtszensur: „Zulassung zum Abitur fraglich“ in das Examen gestiegen, wie sich die noch Lebenden dessen wohl entsinnen werden! Gedacht aber habe ich noch oft an dieses Manko, gerade im Erleben der Jahre 1914—18, wo doch ein großer Tribut von meinen einstigen Klassenkameraden gezahlt wurde! Doppelt gestraft?? — Ich wurde damals zu den 14. Jägern eingezogen und habe die Jahre bei der Truppe vorn bis zum bitteren Ende mitgemacht. Getroffen habe ich in der Zeit draußen nur hinten Brandt (später Regierungsbaurat). . . . Jedenfalls, liebe CZ, darfst Du der herzlichsten Aufnahme bei mir gewiß sein allezeit, und ich hoffe, Du wirst mich finden, solange mir der Herr das Leben noch läßt. — Irmgard Unger-Brückner: Großartig sind die Bilder in Heft 32 wiedergegeben. Immer lese ich gern „Verschiedenes“ und „Aus Briefen“. Besonders freute ich mich über das Bild der sechs Mädels in der Pension „Tante Hintze“. Mit Schultz-Cordua verband mich lange eine Freundschaft. — Karl Victor Reese: Es gibt wohl kaum ein zweites Gymnasium, das seine Tradition durch ein Heft dieser Art aufrecht erhält. — Otto Adolf Wustrow: Im Geiste stehen vor mir die alten Lehrer Burmeister Winkel Trotnow (Quinta), Langmann (Quarta) und auch der Oberschulrat Schmidt in Gehrock und Käppi. Meine besten Freunde waren Klaus und Ernst Busch. — Detlev v. Stechow: Ich bin geboren am 6. 9. 1899 in Schwerin und besuchte das alte Carolinum in der Glambecker Straße von der Nona bis zur Prima. — Antonie Körner (Witwe des Kammergerichtsrates Körner) Von den alten Freunden meines Mannes leben noch Karl Nahmmacher, Tiermann Warneke und Massmann. Ein Enkelsohn von mir studiert in Tübingen und geht jetzt nach Marburg. — Ernst Clodius: Von den besprochenen Büchern habe ich mir sofort „Bauer und Küster in Mecklenburg“ von Paul Steinmann und „Schwerin und seine sieben Seen“ bestellt. Steinmanns-Chronik studiere ich mit großem Interesse. — H. Lindstaedt (Brasilien): Ich war zusammen mit Anneliese Martens, Kurt Wolter, Werner Starke, dessen Namen ich leider in der Anschriftenliste vermißte, auch mit Elly Schröder. Von allen habe ich keine Nachricht mehr, nur weiß ich, daß Carl Heinz Bull gleich zu Anfang des Krieges in Belgien vermißt gemeldet wurde. Ich bitte, den alten Lehrern Grüße von mir auszurichten. Besonders lebhaft sind mir in Erinnerung Nahmmacher, Temper Tiedt, Manning Klempien, Hordorff, Rochna, Hinrichs und auch Kösting Rieck stehen mir auch noch vor Augen. — Robert Buhrow: An Fritz Vorbeck kann ich mich noch erinnern. Er ist mit uns zusammen in die Nona eingetreten und galt — woran ich mich noch besonders erinnere — als der körperlich stärkste der Klasse. —

Otto Runge - Warbende: Ich fahre für 2 Monate nach Kreta um meine Kinder, die dort wohnen, zu besuchen. Ich freu mich schon auf die Reise und werde Split, Dubrownik, Kotor, Corfu und Athen besuchen. — K. V. Reese: Ich bin Lehrer, gehöre dem Jahrgang 26 an und wurde in dem Jahre 1937 in das Carolinum aufgenommen. Leider habe ich keine Verbindung mehr mit meinen Klassenkameraden. — Charlotte Reinke (Witwe von Dr. Wilhelm Reinke): Mein Mann war Schüler des Neubrandenburger Gymnasiums und ist 1901 geboren. Er war Verlagsredakteur und -Leiter. Sein Vater hatte lange die Pfarre in Warlin inne. — Otto Adolf Wustrow: Ich wurde 1896 in die Sexta des Carolinums aufgenommen. Später besuchte ich das Realgymnasium in Malchin. Meine Frau, die Rostockerin ist, liest ebenfalls mit großer Freude unsere Hefte. — Hermann Warncke: Die Sinfoniekonzerte in Neustrelitz standen damals (um 1900) in erster Linie unter der straffen Stabführung von Musikdirektor Friedrich Hauptmann. Seiner Initiative ist es zu danken, daß die Singakademie wieder reges Interesse fand und daß ihre Aufführungen großen Widerhall fanden. Eine Glanzleistung von ihm war die Einstudierung der Matthäus-Passion von Bach, die mit vereinten Kräften aus Neubrandenburg und Friedland eine glänzende Aufführung erfuhr. — Hans Heinrich Fölsch: Das Quartanerbild in Heft 32, S. 97 stellt die Quarta aus dem Jahre 1908 dar . . . Viele Grüße an alle, die mich noch kennen. — Gerda Pautzke geb. Schneider: Seit 1958 gehöre ich der Carolinerschaft an (allerdings wird das so schöne „Carolinum“ immer an Fräulein Gerda Pautzke adressiert). Mein Mann Kurt Pautzke, Abitur 1930 am Realgymnasium, ist 1942 in Kurland gefallen. — Dr. Herbert Müller: . . . Du sagtest mir neulich, die Süddeutschen wollten mal eine Carolinertagung in ihrem Raum haben . . . Ich habe bei allen Anschriften, die bisher in der C. Z. gedruckt sind, die Postleitzahlen dazugesetzt und zusammengezählt. Ergebnis: von den 1115 dabei „erfaßten“ Carolinern leben 72 im Ausland. Von den übrigen 1043, weit über die Hälfte, nämlich 626, in Norddeutschland — ohne dabei die Westdeutschen, 237, mitzuzählen. Demgegenüber wohnen in ganz Süddeutschland nur 180 — und von denen noch 87 im Raum Frankfurt, denen Marburg näher liegt als München —, so daß man eigentlich nur knapp 100 als „Süddeutsche“ bezeichnen könnte. Marburg ist also der ideale Mittelpunkt für alle. K. H. Gieseler: Traurige und freudige Nachrichten mischen sich in buntem Wechsel in der guten alten C. Z. Die größte Freude ist aber doch wohl die Tatsache, daß das Band der alten Gemeinschaft heute noch hält. Das schönste Denkmal, das man denen setzen kann, die heute nicht mehr dabei sind. Der Blutzoll, den das Carolinum tragen mußte, ist furchtbar. Wenn ich nur an meine eigene Klasse denke, so fehlt heute die Hälfte der alten Freunde . . . In ihrer guten Mischung von historischen Betrachtungen, von Bildern der Landschaft, Essays über die Kultur der fernen Heimat, von lieben Erinnerungen aus der Schulzeit und der Fülle von Nachrichten aus der schulischen Gemeinschaft, ist die Zeitschrift ein hervorragendes Bindeglied der Carolinerschaft. Ein kleines literarisches Ereignis und ein erschütterndes Denkmal der Menschlichkeit ist der Brief von Dr. Rosenthal aus Kalifornien. Mit großem Interesse habe ich außerdem die sehr aktuelle Darstellung von Dr. Meyer über das Schliemann-Bild nach dem heutigen Stand der Wissenschaft gelesen. — Heinz Wegner: Ich erwarte stets mit Spannung das neue Heft. Eine besondere Freude habe ich jedesmal an uns „Plattdütsch Eck“. — Dr. Carl Meltz: Besonders hat mir Paul Steinmanns knappe und doch erschöpfende Darstellung der Entstehung unseres Landes Mecklenburg Strelitz mit den lückenlosen Literaturangaben gefallen. — Dr. Adolf Grobbecker: Mit besonderem Interesse verfolgte ich die Arbeiten von Paul Steinmann, ist er doch so fleißig und gründlich in seiner Arbeitsweise geblieben wie eh und je. — Dr. Paul Steinmann: Ich besuchte vor kurzem wieder einmal das schöne alte Feldberg und kam auch zu unserem alten Abiturienten Walter Schultz, der dort Zahnarzt ist. Aber er ist nicht nur Zahnarzt, sondern auch ein Künstler in der Drechslerei. In seiner Werkstatt sah ich Schalen, Vasen usw. aus den verschiedensten Holzarten, wie ich sie

so ausdrucksvoll noch niemals gesehen habe . . . Alle alten Caroliner bitte ich vielfach zu grüßen. — Dr. O. Joachim Granzow (Californien): Gestern verbrachte ich einen sehr angeregten Abend mit Dr. Friedrich Rosenthal in Beverly Hills und er zeigte mir einige der ausgezeichneten Caroliner-Hefte . . . Mein Vater Dr. med. Wilhelm Granzow war praktischer Arzt in Burg Stargard und alter Caroliner. Ich selbst habe das Neubrandenburger Gymnasium besucht . . . In Santa Monica wohnt Dr. Klaus Buttermann, durch seinen Vater sicher mit dem Carolinum irgendwie verbunden. — A. P.: „Die Tropilla“ von Hermann Brunswig zeigt einen hohen Grad der Erzählkunst. Sie nimmt gefangen durch die Art der Schilderung wie der Sprache, und man ist versucht, das Ganze genießerisch wieder zu durchkosten. — Erich Radloff: Von den Carolinerheften hat mich die Reuter-Nummer besonders interessiert, da ich von Jugend auf ein großer Reuterfreund und seit 1929 Pastor hier in der Reuterstadt bin. Am Gymnasium wurde die Liebe für Reuter geweckt durch Günther Schulz, der uns in Septima in den letzten Stunden vor den Ferien „Läuschen und Riemels“ vorlas und gekrönt durch die Aufführung „Ut de Franzosentid“ in Oberprima, die Karl Nahmmacher dramatisiert hatte zum 100. Geburtstag des Dichters im November 1910 in Verbindung mit dem alljährlichen Schülerfest im Schützenhaus . . . Eines Tages erschien in der Landeszeitung folgende Anzeige: „Lateinunterricht für Damen erteilt Oberlehrer Jahn . . .“ Darauf heckten einige von uns unter allgemeiner Zustimmung der ganzen Obersekunda folgendes Ergänzungsinserat aus: „Nachhilfeunterricht für junge Damen erteilt die Obersekunda des Gymnasiums Carolinum. Offerten werden erbeten an die Expedition der Landeszeitung unter Amor 19.“ Wir waren gespannt, was sich daraus ergeben würde. Von seiten der Lehrer geschah uns nichts. Man hat die Angelegenheit großzügig und humorvoll behandelt. Sie brachte uns sogar noch etwas Gutes ein. Wir wurden nämlich alle 19 nach Unterprima versetzt, trotzdem einige recht wacklig standen. Fliesser Becker sagte bei der Verlesung der Versetzten im sogenannten Schulexamen: „Wir haben Sie alle 19 versetzt; da Sie ja als Amor 19 zusammengehören, wollen wir nicht so lieblos sein, Sie nicht beisammen zu lassen.“ Ein schönes Zeichen pädagogischer Weisheit und Güte . . . Noch ein humorvolles Ereignis aus Obersekunda. Homerstunde. Wir sollen übersetzen, was wir als häusliche Präparation aufbekommen hatten. Mein Nachbar Willi Cordua kam dran und konnte nichts: Ich sagte ihm zu: „Was betrübst Du Dich mir in Deinem goldenen Herzen?“ Er verstand nicht richtig und sagte: Was betrinkst Du Dich nur in Deinem goldenen Herzen?“ Schallendes Gelächter in der ganzen Klasse. — Dr. A. Tamm: Durch das Carolinum wurde so manche Freundschaft neu geschlossen. Ich konnte nach 15 Jahren wieder Verbindung aufnehmen mit Hermann Wiechmann aus Woldegk. 1944 wurden wir beide aus der Oberprima Soldat. Seit Kriegsende hörten wir nichts mehr voneinander. — Dr. Bernhard Trittelvitz: Ihr Heft 33 habe ich mit Freude und Neid gelesen. Hätten wir alten Putbusser Pädchenbengels doch auch daran teil. — Hermann Brunswig (Argentinien): In Heft 33 hat mich der ausgezeichnete Artikel von Erich Brückner außerordentlich stark interessiert. Der Name „Buttel“ wurde in meinem väterlichen Hause oft genannt. . . . Ich muß gestehen, daß mir in dem vorzüglichen Artikel über Wilhelm Unger alles völlig neu und unbekannt war. Ich sehe Teil II im nächsten Heft mit höchster Erwartung entgegen. — Auch erwarte ich nicht, daß die Eingangspforten des Tiergartens von Schinkel stammen. Der Nachfahre des Bildhauers Wolff, Martin Wolff, stellte das Kriegerdenkmal von 1870/71 vor dem Bahnhof her, zu dessen Enthüllung mein Vater die Festrede hielt . . . Hermann Roessler, Canada, erwähnt auf S. 118 seinen Onkel Antal Wogritsch, den Leiter des Neustrelitzer Hoftheaters. Ich entsinne mich dieses vorzüglichen Schauspielers noch sehr gut, er hatte eine wundervolle Figur, ein herrliches Organ und großen Charme. Sein „Eisenstein“ in der Fledermaus war ein Kabinetstück des ersten Liebhabers, wie es damals hieß. Ich war mit seinen beiden Söhnen Max und Hans zusammen auf der Schule, ebenso mit den Söhnen des Charakterspielers Kugelberg, meine Konkurrenten im Turnen. Ob wohl seine bildschöne Tochter Else Kugelberg noch lebt? . . . Viele Grüße an Hermann

Warncke, Neustrelitz. — Elly Bartels geb. Roggenbau: Herrn Werner Rust herzlichen Dank und Gruß. — Hermann Roessler (Canada): Ich habe kürzlich in Ottawa im Parlament ein Porträt einer Mecklenburg-Strelitzerin in Pomp und Pracht an der Wand gesehen. Sie erraten wohl, daß es das Porträt von Queen Charlotte ist, der Gattin von King George III. — Auch Herzog Carl, unseren Gründer, habe ich in einem Londoner Museum als Porträt angetroffen. — Gustav Mendelsohn (Argentinien): Alle in Werner Rusts Erinnerungen genannten Lehrer waren auch meine und meines Bruders Erzieher. Köster Benzin hat auch zu meiner Zeit (1901) drei verschieden lange Rohrstöcke gehabt. Mit dem kurzen hat er mir wegen meiner schlechten Handschrift immer die Finger gestreichelt . . . Wunderbare unvergeßliche Jugendzeit! . . . Ich erlebe die erzählende Poesie von H. Brunswigs an Eindrücken überreichen Reise, mit einem Aktschluß, der von Schiller sein könnte . . . als ritte man durch die Ewigkeit“. Chr. K.: Ich habe erkannt, daß das anscheinend Zufällige so sehr einer Gesetzmäßigkeit unterliegt, daß wir uns nur einzufügen

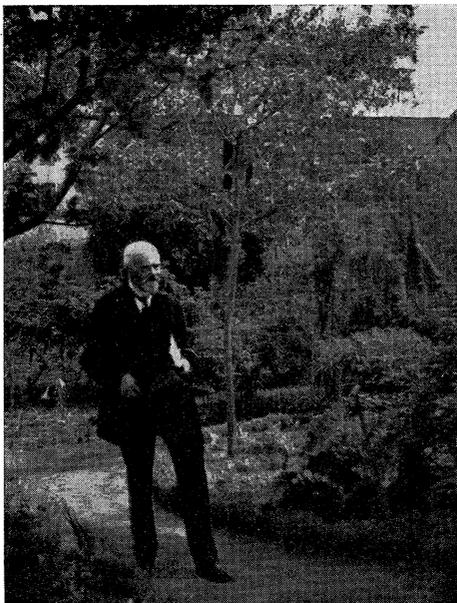


stehend: F. Harms
H. Weber

P. Piehler
W. Schwarz

P. Kannengießer
W. Dahms

Obertertia Rg. 1896



Prof. Goebeler im 80. Lebensjahr

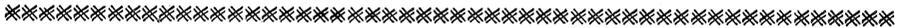
brauchen, um den rechten Weg zu finden! . . . Mit einem jeden Jahr des Älter-, des Reiferwerdens, sehen wir mit klareren Augen die Schönheit von allen anderen Dingen. — Heinz Wegner: Das kostbare „Fischlänner Weigenleid“, das in „Un's platt-dütsch Eck“ (Carolinum, Heft 29, S. 119) durch Dr. Paul Kühl veröffentlicht ist, interessiert mich außerordentlich, da ich mich sehr intensiv mit der Erforschung von Volksliederintonationen beschäftige. — Walter Gotsmann (aus seinem letzten Brief): Nun weiß man durch A. Wagners Aufsatz, aus welchen Quellen mein Leben gespeist wurde und wie sich zum Schluß in wundervoller Fügung allés, was man an Einzelerkenntnissen gesammelt hatte, zu einem großen Gesamtwirkungskreis innerhalb der Natur, in der man als Dorfjunge die ersten bleibenden Eindrücke empfing, entwickelt hat. — Walter Rieck: Beim Bild des Lehrerkollegiums der Töchter-schule (Carolinum, Heft 32, S. 65) mit Horn als Rektor, steht ganz rechts der spätere Pastor in Schwichtenberg bei Friedland. Wilhelm Langbein, Sohn des Oberhofpredigers . . . Auf die Anfrage nach Büchern von Hans Much teile ich mit, daß ich mehrere besitze . . . In Nr. 29, S. 103 befindet sich ein Druckfehler: Conabiturienten von Buttermann 1907; muß heißen: 1897. — Paul Kannengießer: Das Ihnen gesandte Bild entstand 1894 oder 1895. Damals stand das Vereinsleben in höchster Blüte und so gründeten wir 6 Obertertianer flugs einen Rundschrift-Verein, um nicht abseits zu stehen. Der Vorsitzende war Willi Dahms . . . Das Bild von Professor Goebeler habe ich kurze Zeit vor seinem 85. Geburtstag in unserem Hausgarten aufgenommen. Mein Bruder Rudolf, 3 Jahre jünger als ich, der in Neustrelitz ein Haus in der Bahnhofstraße besaß, lebt jetzt in Konstanz am Bodensee, Zur Friedrichshöhe 5. — Journalist Hans-Jürgen Conda (Hans Jürgen Krause?): Liebe Caroliner, bis an die Côte d'Azur ist die Kunde von Eurem Hamburger Treffen gedrungen. Hier mein Gruß an Euch im kalten Norden. Wißt Ihr noch, wie ich die Lehrer heimlich während des Unterrichts fotografierte? . . . Meine Adresse: 16. Boulevard Eugene Ganthier — Beaulieu sùr Mer.

Verschiedenes

Es wird auf das Caroliner Treffen in Frankfurt/Main, Haus Dornbusch, Eschersheimer Landstraße 248 (Haltestelle Am Dornbusch) am 1. Sonnabend nach Neujahr ab 15.30 Uhr hingewiesen. Anmeldungen bis Ende Dezember an Frau Inja Brunswig, Frankfurt, Freseniusstraße 9, erbeten. — Am 13. Oktober 1961 fand in Berlin Preußenhof, der 49. Neubrandenburger-Abend statt. — Ebenfalls am 13. Oktober trafen sich die alten Caroliner in Lübeck. Anwesend waren 37 Caroliner u. a. Peter Heitmann, Michel Ludewig und Frau, Ruth Leusch, Viktoria von Köcker-Reschorner, Lotte Lange geb. Doerschner, Köber, Stecher, Irmgard Neckel geb. Stecher, Hanna Wurll geb. Doerschner, Juliane Nürnberg geb. Rochna, Grethe Christensen, Werner Rust, Luise Rohdaß geb. Kehrhahn, Harry Kurz, Clara Gössel, Dora Warncke, Bruno Lamprecht. — Am 22. 10. fand ein Treffen der ehemaligen Schüler und Schülerinnen des Lyzeums und der großen Stadtschule Wismar in Kiel statt. Die Einberufung hatte Oberstudienrat Dr. Lehmbecker übernommen. — Zu unserer Meldung vom Unfall unseres Caroliners Konteradmiral Hans Bütow fügen wir ergänzend hinzu, daß er sich im Unfallkrankenhaus in Hamburg-Bergedorf befindet. Er würde sich sicher über den Besuch alter Freunde und Feundinnen freuen. — Immer wieder wird uns gesagt, wie wesentlich die persönlichen Nachrichten seien. Wir bitten daher alle um Mitteilung über Veränderungen des Familienstandes, von Geburtstagen usw. *Vor allem ist die Änderung des Wohnsitzes sofort mitzuteilen. Gebt die Adresse vollständig mit Postleitzahl und in Block- oder Maschinenschrift an.* — Dem Herausgeber ist aus Carolinerkreisen die Anregung unterbreitet worden, Auszüge aus dem neuesten Werk von Dr. Paul Steinmann „Bauer und Ritter in Mecklenburg“, Petermännken-Verlag Schwerin, zu bringen. Wir werden diesem Wunsche nach Beendigung des Abdruckes seiner Mecklenburgischen Chronik entsprechen. — Frau Maria Reinke geb. Röwer, Berlin, bittet alle diejenigen, welche versehentlich bisher keine Nachricht über Treffen der Caroliner in Berlin erhalten haben, sich an ihre Adresse, Charlottenburg 9, Riehlstraße 5 a, Telefon 92 69 23, zu wenden. — Die Nummern 29, 31 und 33 des „Carolinum“ sind völlig vergriffen, werden aber des öfteren erbeten. Wer kann noch ein Exemplar davon zur Verfügung stellen? — Aus finanziellen Gründen müssen wir vorläufig von dem Druck einer neuen Anschriftenliste absehen. Die Druckerlöhne sind ab 1. September 1961 in der gesamten Bundesrepublik wiederum um 11,5 Prozent erhöht worden. Der Vorstand beabsichtigt keine weitere Erhöhung des Beitrages (12 DM Jahresbeitrag, 1 DM im Monat), gibt aber bekannt, daß die gesamten Kosten für Heft 33 über 6000,- DM betragen haben. Dies wird manchen, der lässig oder nicht gezahlt hat, nachdenklich stimmen. — Grüße vom Hamburger Treffen sandten: Robert Buhrow, M. Rehm-Siewerth, Elisabeth Block, Martha Nobach-Niekrentz, Ella Buhow, Minnie Lamprecht, Herbert Müller, Clara Gössel, Adele Dinse-Sternhagen. — In Heft 33 muß die Unterschrift unter zwei Bildern umgestellt werden: auf S. 63 muß es heißen: Das Tal des Rio Pintura, auf S. 65: Das Bakergebirge. — Eine plattdeutsche Komödie des Schauspielers, Dramaturgen u. 2. Spielleiters an der Fritz Reuter-Bühne in Schwerin, Jörn Erichs (Eckart Heinrichs, Sohn unseres Caroliners Walter Heinrichs) wurde in Schwerin uraufgeführt. Ein erstes plattdeutsches Drama wird folgen. — Der Generalmusikdirektor Bernhard Gonz, Bielefeld, mehrere Jahre am Theater in Neustrelitz tätig, wirkte auch bei den Festspielen in Salzburg mit. —

Teilnehmerliste des Caroliner-Treffens in Berlin am 18. 8. 1/2 8 Uhr im „Schultheiß an der Gedächtniskirche“: Hans Wichmann 1892, Richard Mattheus 1894, Hans Reinke 1893, Maria Reinke 1895, Max von Wussow 1884, Robert Piehler 1882, Peter Range 1895, Margarete Lachmund geb. Grobbecker 1896, Else Stammer geb. Westfal 1907, Rudolf Seidel 1888, Marta Reymer geb. Seidel, Charlotte Reuter, Lilly Wenzlau geb. Wiechers, Gertrud Pfeil 1887, Anneliese Lemcke 1930, Hanna-Maria Kallus geb. Gotsmann 1927, Hans Krüger 1920, Annemarie Krüger geb. Zaunig, Dorothea Michaelis geb. Range, Dr. Gerhard Michaelis, Hans-Albrecht Neelsen 1924, Hannelore Neelsen, Heinz Tiedt 1914, Magdalene Tiedt 1916,

Rudolf Galle 1911, Gertrud Argerinos geb. Tulla Bentzin, Gertrud Krüger geb. Schroeder 1894, Charlotte Larnsen geb. Wichmann 1894, Johannes Krüger 1891, Friedrich Tiedt 1912 und Frau. Carolinern, die als Ärzte, Zahnärzte, Rechtsanwälte usw. tätig sind und den Wunsch haben, das „Carolinum“ in ihren Sprechzimmern auszulegen, wird auf Anforderung ein zweites Heft kostenlos zugesandt. — Rechtsanwalt G. C. Reuter, Göttingen, wurde wegen seiner der Carolinerschaft geleisteten Dienste als Ehrenmitglied in den Ring der Freunde aufgenommen. — Kirchenmusikdirektor Hans Borlich führte am Sonntag, 30. April 1961, in der Stadtkirche zu Neustrelitz „Die Schöpfung“ von Haydn vor überfülltem Hause auf. Durch ein im Frühsommer aufgetretenes schweres Augenleiden des Herausgebers wurde das Erscheinen dieses Heftes verzögert.



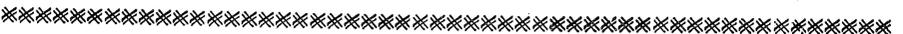
Über die Zukunft unserer Caroliner-Zeitschrift

Dem Herausgeber des „Carolinums“ wurden im letzten Halbjahr aus dem Kreise der Carolinerschaft, auch aus dem Auslande, eine Reihe von Wünschen bzw. Fragen vorgetragen, die man in drei Punkte zusammenfassen kann:

1. So anerkennenswert die Mitarbeit der ältesten Jahrgänge sei, so groß sei die Gefahr, in der Autorenschaft plötzlich vor einem Vakuum zu stehen. Man möge daher, so bald wie möglich, jüngere Autoren heranziehen.
2. Hierzu erscheine als bester Weg, diejenigen unter den noch in voller Kraft und Arbeit stehenden Carolinern, die uns aus ihrer Forscher- und Lehrtätigkeit, aus der Arbeit in ihrem Beruf oder aus ihrem Leben etwas Wesentliches zu sagen oder zu berichten haben, aufzufordern, in Anbetracht der großen Aufgabe, die das „Carolinum“ zu erfüllen hat, sich zur Verfügung zu stellen. Für diese Beiträge sei das Interesse der Leser naturgemäß besonders groß.
3. Da die „alten“ Caroliner, etwa die Jahrgänge bis zum Beginn des ersten Weltkrieges, in den nächsten Jahren auszusterben beginnen, sei zu bedenken, auf welche Art und Weise eine breitere Basis für das „Carolinum“ geschaffen werden könne, um unsere Zeitschrift auf dem jetzigen von allen Seiten gebilligten und gewünschten Niveau zu erhalten.

Hierzu möchten wir sagen, daß ähnliche Gedanken uns schon beschäftigt haben, und z. T. auch ausgesprochen sind. Wir geben unserer Freude darüber Ausdruck, daß sich Kräfte in der Carolinerschaft regen, welche die künftigen Schwierigkeiten rechtzeitig erkennen und die Sorge dafür mit uns tragen, und wir ergreifen die Gelegenheit, um an die Gesamtheit der Caroliner die **d r i n g e n d e A u f f o r d e r u n g** zu richten, mitzuarbeiten und mitzuhelfen. Hierzu gehört auch der rechtzeitige Eingang der Beiträge und die weitere Opferwilligkeit für Spenden.

Was die Verbreiterung der Basis anbelangt, so haben wir vor längerer Zeit schon den **R i n g d e r F r e u n d e** geschaffen, dem jeder, insbesondere jeder Mecklenburger, beitreten kann. Das praktischste Verfahren scheint uns die Neubrandenburger Altschülerschaft einschlagen zu haben, die für eine Gruppe von 70 alten Schülern das „Carolinum“ angefordert hat und ihm beim Versand eine Beilage von 2-4 eigenen Seiten mit persönlichen Nachrichten anfügt.



Musikdirektor Hugo Hoffmann

Ehrenfried Bahlcke hat im letzten Heft in seiner fröhlich übertriebenen Weise in seinen Karikaturen auch den Musikdirektor Hugo Hoffmann gezeichnet. Wenn wir auch alle wissen, daß es sich um Humor und Karikatur handelt, wie es im Heft 33 auf S. 76 in dem Gedicht über Reuters Karikatur von Herzog Adolf Friedrich IV. (Dörchläuchting) zum Ausdruck kommt, so wollen wir in diesem Falle doch darauf hinweisen, daß Hugo Hoffmann vom Großherzog und der hochmusikalischen Großherzogin Auguste Caroline unter 26 Bewerbern ausgesucht wurde. Wir brauchen nicht zu erwähnen, daß er wie jeder Regimentsmusikmeister ein mehrjähriges Hochschulstudium mit erfolgreicher Schlußprüfung absolviert haben mußte. Übrigens war Hoffmann vorher „Stabstrompeter“ bei den Pasewalker Kürassieren, was ebensoviel war wie „Regimentsmusikmeister“ bei der Infanterie. Das letzte nun, so scheint es uns, hat Ehrenfried Bahlcke allerdings nicht gewußt. — Vielleicht wird es in diesem Zusammenhang interessieren, daß der Herausgeber des „Carolinum“ als Reserveoffizier in der Nachrichtenabteilung Pasewalk, die die Traditionsträgerin der Pasewalker Kürassiere war, im dortigen Casino noch Kompositionen des Stabstrompeters Hugo Hoffmann vorgefunden hat.

Betrifft Erfassung der Abiturienten des Carolinums zu Neustrelitz 1906 *- Zwischenbericht -*

Nach meinem Aufruf in der letzten C. Z. Nr. 33 vom Sommer 1961 hat nun doch eine größere Anzahl alter Abiturienten mir geschrieben. Das ist recht erfreulich und ich danke auf diesem Wege allen Mitarbeitern sehr herzlich, da ich nicht jedem einzelnen antworten kann. Die Listen füllen sich allmählich, aber es sind doch noch recht große Lücken da.

Hier und da ergeben sich natürlich auch Unklarheiten, die ich versuchen möchte, zu klären:

Max Fandre, Studienrat, Ost. 1908 oder 1909?

Ferdinand Schwarz, Kunstmaler, Ost. 1908 oder Ost. oder Mich. 1909?

Hermann Bohl, ?, Ost. 1908 oder 1909?

Erich Bressel, Arzt, Ost. 1909 oder Mich. 1909?

Vornamen fehlen Ostern 1916 bei allen 12 Abiturienten.

Wilhelm Harms, ?, Mich. 1920 oder Mich. 1921?

Völlig fehlen noch:

Mich.	1908 G	Mich.	1928 G
Ost.	1915 G	Ost.	1930 G + R
Mich.	1915 G	Mich.	1930 G + R
Mich.	1916 G	Ost.	1931 R 1 (2 liegt vor!)
Ost.	1917 G	Mich.	1931 G + R
Mich.	1917 G	Ost.	1932 G + R
Mich.	1918 G	Mich.	1932 G + R
Mich.	1919 G	Ost.	1933 G
Mich.	1922 R	Ost.	1933 R (von 9 fehlen 3)
Mich.	1923 G	Mich.	1933 G + R
Mich.	1927 G + R	Ost.	1934 G + R
Ost.	1928 R		

Ich wiederhole: Es fehlen die Jahrgänge 1907 bis 1909 = 3 Jahrgänge und 1915 bis 1934 = 20 Jahrgänge.

Darum meine erneute Bitte: an die, die es angeht:

SCHREIBT!

(Auf das Geburtsdatum kann verzichtet werden, dafür bitte Beruf angeben!)

W. Rieck

Adressenänderungen und -berichtigungen

- Barnewitz, Asta geb. Köhler, Flensburg, Twedter Mark 41
Barnewitz, Günter, Dr., Flensburg, Twedter Mark 41
Benzin, Otto, (früher Brasilien), Celle, Ernst-Meyer-Allee 5
Böhm, Günther, Dornholzhausen/ T. S., b. Bad Homburg v. d. Höhe, Schulstraße 2
Dichter, Juliane geb. Klingenberg, 864 Nottingham, Grosse Pointe Park 30,
Detroit, Michigan, USA
Friedrich, Hedwig, Heidelberg, Otto-Runge-Straße 16
Friedrichs, Kurt, Dipl.-Landwirt, Ratingen (22 a), Angerstraße 11
(ab 1. 2. 62 Schützenstraße 45)
Gappe, Erich, Apotheker, Mühlheim/Ruhr, Kaiserstraße 8
Gehring, Helmut, Major a. D., Bremen, Donandtstraße 30/32
Gerchow, Joachim, Prof. Dr. med., Kiel, Düppelstraße 22
Hass, Klaus, Bochum, Hattinger Straße 382
Joannides, Hannelore geb. Lehmann, 8580 Champagneur 6, Montreal 15,
Que., Canada
Klingenberg, Ernst Victor, Apt. 203, 2637 W. Boston Blod, Boston Blod-Court,
Detroit, Michigan, USA
Klingenberg, Hans Christoph, 10647 Bobbie Downs Drive, Apartment C,
St. Louis 34, Mo. USA
Knebus, Wilfriede geb. Rechlin, Emmendorf, Krs. Uelzen
Köhler, Johannes, Studienrat i. R., Flensburg, Twedter Mark 41
Kühn, Heinz, Hamburg-Wandsbek, Walddorferstraße 230
Kurztisch, Margarethe, Schwester, Ahrensburg/Holst., Moltkeallee 21
Lange, Adele geb. Sternhagen, Hamburg 26, Ritterstraße 131 b
Lange, Klaus, Wiesbaden, Rembrandstraße 11
Lenzsch, Elisabeth, verw. Holst geb. Pape, Geesthacht, Geesthachter Straße 31
Lindow, Lotte geb. Müller, Bad Orb/Spessart, Haus Ihl, Hindenburgstraße
Lucht, Enni, Schwester, Bielefeld, Nebelswall 3
Malchow, Karl, Nordenham/Unterweser, Bahnhofstraße 38
Petersen, Wolfgang, Major a. D., (24 a) Salem über Ratzeburg
Reich, Lieselotte geb. Ruhe, (21 b) Altenbrögge-Bönen/Westf., Fasanenweg 6
Reinhart, Christa geb. v. Engel, Hamburg-Lokstedt, Stapelstraße 19
Sponholz, Wolfgang, Gerichtsreferendar, Bad Oldesloe/Holst., Georg-Axt-Str. 30
Stamer, Henriette geb. Christensen, Hamburg-Altona, Ottenser Hauptstraße 65 ptr.
Trevert-Niedermeyn, Sigrid geb. Kühl, Bad Lippspringe/Westf.,
Detmolder Straße 6
Wesemann, Friedrich, Studienrat i. R., Büdelsdorf, Neue Dorfstraße 101
(Fortsetzung siehe Seite 137)

Carolinetreffen in Hamburg am 6. Mai 1961

Es war ein glücklicher Gedanke der Lübecker Caroliner, ihr traditionelles Frühjahrstreffen nach Hamburg zu legen und dazu auch diejenigen „Lyzeistinnen“ einzuladen, die sich noch nicht entschlossen hatten, der Carolinerschaft beizutreten. So war es kein Wunder, daß die Frauen an diesem Tage stärker vertreten waren als die Männer. Man darf hoffen, daß nun auch die letzten „Noch-nicht-Caroliner“ den Schritt zum förmlichen Anschluß an die Carolinerschaft tun. Wie sollen wir sonst von einander hören? Das ist nur durch unsere Zeitschrift möglich, denn persönliche schriftliche Einladungen, wie dies Mal, werden in Zukunft wohl nicht wieder verschickt werden können, wenn sich nicht jeder einzelne Caroliner mit seinem Beitrag daran beteiligt.

Wir waren über 100 „Ehemalige“. Leider ist meine Liste, die ich hier vorlege, nicht vollständig: ich hatte vorgehabt, jeden einzelnen zu begrüßen und dabei die

Anschrift aufzuschreiben, die sich bei vielen geändert hatte (von über 400 Einladungen, die ich verschickt hatte, kamen fast 100 mit dem Vermerk zurück „unbekannt verzogen“). Das gelang mir zunächst auch ganz gut, aber im Laufe des Abends wurde ich so müde, daß ich einfach nicht mehr mochte. Gütige Helfer, die mir die Arbeit abnehmen wollten, kamen nicht recht durch, weil jeder, der die Liste in die Hand bekam, um sich einzuschreiben, „erst mal schnell nachsehen wollte, wer alles da wäre“. So muß ich die, die unangesprochen blieben, um Entschuldigung bitten. Einige Namen konnte ich nach meiner und anderer Erinnerung nachtragen. Dar-nach waren anwesend: Albrecht, Ingeborg; Assmann, Ilse; Avgerinos, Tula geb. Benzin; Bahlcke, Ehrenfried; Bahlcke, Elisabeth; Barnewitz, Asta geb. Köhler; Benfer, Erika geb. Schwenn; Benzin, Elsbeth geb. Maaß; Block, Elisabeth; Block, Frieda geb. Reißmann; Blühdorn, Renate geb. Hustaedt; Blume, Dr. Rudolf; Bootz, Anni geb. Uhthoff; Borck, Margaret geb. Fölsch; Bredner, Charlotte geb. Rechlin; Bremer, Else geb. Steffen; Buhrow, Robert und Frau Ella geb. Müller; Bürgel, Frieda geb. Göbeler; Diederichs, Heinz und Ursula; Dinse, Adele geb. Sternhagen, Dittrich, Liane geb. Kotelmann; Drachholz, Alexandra geb. Thießenhusen; Ebert, geb. Behnke; Eichler, Ilse geb. Funk; Fischer, Margarete geb. Hagen; Flasche, Hanna geb. Köller; Freise, Ingeborg geb. Frost; Gay, Hanni geb. Schulz; Geuther, Hannelore geb. Schulze; Gössel, Clara; Gotsmann, Reinhard und Frau Ursula, geb. Drews; Grüder, Dr. Erika; Gütjen, Sigrun geb. Post; Haberland, Ernst; Hacker, Hans und Frau geb. Gieseke; Hage, Hella geb. Bielefeldt; Hagedorn, Gertrud geb. Pleß; Happach, Ilse-Dore geb. Schmidt; Hartwig, Gertrud geb. Kähler; Hasselbring, Hildegard geb. Warner; Hauptmann, Alma geb. Lamprecht; Heepe, Liese Lotte geb. Denzin; Heitmann, Peter und Frau Charlotte geb. Schmidt; Hochbaum, Elisabeth geb. Arndt; Honig, Willy; Hübner, Grete geb. Schüder und Dr. Walter Hübner; Hummel, Ruth; Jacobs, Grete geb. Christensen und Sohn Dr. Manfred Jacobs; Kahn, Waltraud geb. Lange; Keibel, Ruth geb. von Engel, Kerstenhann, Friedrich; Keske, Margarete geb. Karal; Kleesath, Gisela geb. Werth; Klemp, Lena geb. Sachse und Dr. jur. Max Klemp; Kneuß, Hans und Frau Willfriede geb. Rechlin; Kolander, Elsa geb. Reissmann; Konradi, Friedrich Wilhelm; Kotowski, Hertha geb. Böhl; Kraak, Gerhard; Kroeger, Dr. med. Gerhard; Krüger, Marie-Luise (Witwe von Otto Krüger); Kühl, Angela geb. Magnus; Kuhn, Käte geb. Stinnemann; Kustusch, Hanni geb. Lebowsky; Lamprecht, Bruno und Frau; Lamprecht, Minnie; Lange, Charlotte geb. Doerschner; Lebowsky, Hans Fritz und Frau Erna geb. Ballschmieter; Lebowsky, Ruth; Lenschau, Dr. Martha; Lüders, Marie Louise geb. Starke; Lüders, Rolf und Frau Erika geb. Lang; Matzen, Maria geb. Woisin; Meinke, Leni; Meyer, Elisabeth geb. Michaelis; Momberger, Käthe geb. Graack; Monte, Hans und Frau Else geb. Röse; Müller, Dr. Herbert und Frau Anna Liese geb. Baumann; Müller, Inge geb. Ramin; Müller — Crepon, Hildegard geb. Pape; Neckel, Hildegard geb. Stecher; Neelsen, Susanne geb. Rehländer; Neu, Frau Erna; Nürnberg, Juliane geb. Rochna; Oertgen, Gisela geb. Michaelis; Otto, Ortrud geb. Lüdecke; Pautzke, Gerda geb. Schneider; Petroll, Else geb. Kesier; Pollandt, Hermann; Pollitz, Marga geb. Rohrbeck und Tochter; Porth, Maria; Praefcke, Carola geb. Diederichs; Praefcke, Irmgard. geb. Diederichs; Praefcke, Werner; von Quandt, Elisabeth; Quintd, Grete geb. Arp und Willi Quint; Rechlin, Hedi; Reese, Ursula geb. Conradi; Reggiani, Dorchen geb. Klose; Rehm, Maria geb. Siewerth; Reichel, M. geb. Barkhausen; Reinhart, Christa geb. von Engel; Reineke, Maria geb. Roewer; Roewer, Carl; Rohrbach, Alma geb. Simon; Rosenhainer, Margot geb. Magnus; Silberbauer, Wanda geb. Schröder und Wilhelm Silberbauer; Schmidt, Hans, Baurat; Schregel, Gertrud geb. Schulz; Schuchardt, Friederike geb. Wesemann; Schuldt, Gertrud geb. Horn; Schürer, Wiebke geb. Josephi; Schwarz, Heinz; Schwoch, Eva-Maria geb. Breest; Stahlkopf, Erika geb. Zanzig und Mann; Stamer, Henriette geb. Christensen; Stecher, Albert; Stock, Hanna-Dorothee; Stoppel, Frau Lisa; Thau, Gisela; Uhthoff, Sofie geb. Uhthoff; Werner, Irmgard geb. Bahlcke; Wilk, Erika geb. Assmann; Wilke, Else geb. Zabel und Max Wilke; Wolter, Margarete geb. Keller und Carl Otto Wolter; Wurll, Hanna geb. Doerschner. War das Treffen gelungen? - Unbedingt! So viele fanden sich, die sich

lange nicht gesehen und gesprochen hatten. Deshalb wurde es als wohltuend empfunden, daß der angekündigte Lichtbildervortrag ausfiel (der Redner war verhindert); als Ersatz dafür trug Ernst Haberland Fritz Reuter vor, „damit die Programmsüchtigen auch zufrieden wären“. Waren sie auch. Alle schieden mit dem Wunsch: nächstes Mal wieder in Hamburg, wieder mit den Lübeckern — sie haben es so gut gemacht!

Herbert Müller.

Quarta 1908

(zum Bild in Heft 32, Seite 97)

Werner
Müller

Hans Willi Kuh's Hesse	Willi Stark	Franz (Friedr.) Bohmhammel	? ?	Werner Meltz ? gefallen	Werner Reinhold gefallen	Hans Wilda	Rudolf Hackbusch
---------------------------	----------------	-------------------------------	-----	-------------------------------	--------------------------------	---------------	---------------------

Herbert Meinhardt aus Stargard	Hans Christoph v. Arnswaldt aus Olambeck	Willy Büttner
---	--	------------------

Fritz
Goebeler
gefallen

Hans Brandt (Molli)	Herbert Jeschke	Rudolf (?) Heinrichs
---------------------------	--------------------	-------------------------

Hans Heinrich ?
Fölsch

Werner ? ?
Schmidt (?)

Müller (Caruso) aus Stargard	Richard Hartmann	Walter Kulow	Berling aus Oltschlott
------------------------------------	---------------------	-----------------	---------------------------

Willi ? Honig	Max Uthhoff aus Rödlin	G. Langmann
------------------	------------------------------	-------------

Richard Hinrichs (Hannes)	Fritz Bahlcke gefallen	Otto Krämer aus Stargard	Hans Thomas ?
---------------------------------	------------------------------	--------------------------------	------------------

Das Wagnis eines 12jährigen Knaben

Oldenburg/Holst., 27. Juni 1961

Sehr verehrter Herr Rust!

Mit größtem Interesse habe ich im Caroliner-Heft Nr. 33 Ihren Beitrag gelesen, ebenso den Aufsatz über die Tropilla von Ihrem Schulkameraden Hermann Brunswig, den ich stets hoch verehrt habe. Auch die Abhandlung über Stargard von Paul Steinmann war wieder fesselnd. Ich traf ihn übrigens während des 2. Weltkrieges in Warschau, wo wir uns plötzlich als Hauptleute gegenüberstanden.

Ihr Aufsatz über die Schule und das Schwimmen gibt mir Veranlassung, an Sie zu schreiben. Ich kann mich noch Ihres Großvaters entsinnen, ebenso Ihrer Eltern. Ihr älterer Bruder, Willi Rust, hatte als Schüler bei meinem Vater Unterricht im Trompeteblasen, und Ihren Zwillingsbruder, Walter, der im 1. Weltkrieg gefallen ist, habe ich das letzte Mal als schneidigen Einjährigen der 5/89 in Neustrelitz gesehen. Im Erbbegräbnis der Familie Rust lag sein Offiziershelm auf dem Sarge. In dem Bank- und Manufakturgeschäft Ihres Vaters war übrigens in den 90iger Jahren Hermann Jacobs, der spätere Intendant des Landestheaters Neustrelitz, tätig.

Mir sind außer Dr. Leopoldi noch sämtliche damaligen Lehrer im Gedächtnis. So manches Mal hat mich auch „Anis“ mit einer Tracht Prügel bedacht, leider nicht oft genug. — Zur damaligen Zeit führte das Bataillon in Neustrelitz Major von Loeben. Sein Sohn, Wilhelm, konnte mit dem Zeichnen des Kreises (Spezialität von „Tautscher“ Oldenburg) nicht recht fertig werden. Daher fragte er seine Klassenkameraden, wie der Zeichenlehrer heiße. Er kannte den Namen noch nicht genau, da er neu in der Schule war. Die Kameraden sagten ihm, der Zeichenlehrer heiße „Tautscher“. Wilhelm wandte sich an ihn mit den Worten: „Verzeihen Sie, Herr Tautscher, ich kann keinen Kreis fertigbringen.“ Tautscher antwortete ihm mit einer Tracht Prügel, was sonst nicht seine Art war, aber, daß Wilhelm von L. ihn bei seinem Spitznamen nannte, das ging ihm denn doch zu weit.

Sie, Herr Rust, Ihr Bruder Walter und Heinz Steffen waren damals die Unzertrennlichen in der schönen Militär-Schwimmanstalt. Ich sehe Sie immer noch als Springer vom Sprungturm hinuntersausen. Unter Wasser spielten Sie drei dann Greifen. Auch nach Tellern wurde getaucht. Ich sah Ihnen damals immer gespannt zu. Später wurde ich gewissermaßen Ihr Nachfolger mit meinen drei Schulkameraden Karl, Richard und Paul Schwandt, die meine stärksten Konkurrenten im Schwimmsport waren. Ich bekam den 1904 gestifteten Wanderpreis (einen hübschen silbernen, ziselierten Fisch), der an der Badehose getragen wurde. Badeanzüge, wie sie heute modern sind, waren uns unbekannt. Wir trugen die dreieckige rote Badehose Tag und Nacht, so daß wir jederzeit zum Schwimmen „angezogen“ waren. Wenn ich oder andere Jungen eine Tracht Prügel bekommen hatten, gab es am anderen Tag beim Schwimmen großes Gelächter, denn die Badehose deckte das in allen Regenbogenfarben schillernde „verlängerte Rückgrat“ nur dürrig.

Nun eine Episode, die Sie sicher interessieren wird. Sie sind einer von den wenigen, die noch die alte herrliche Badeanstalt kennen. Wer auf den irrsinnigen Gedanken gekommen ist, diese einmalig schöne und praktische Anstalt, wo man niemals ein Sandkorn pp. an die Füße bekam, abzureißen, ist mir unbekannt. — Ich kam eines Tages bei Wiederbeginn der Badesaison als Quartaner auf die Badeanstalt und freute mich schon darauf, vom Turm springen zu können. Aber die Sache kam anders. Der damalige Oberschwimmlehrer, Feldwebel Randow, sagte zu mir: „Konrad Seidel, uns ist beim Aufbau des Schwimmbeckens, als wir den Laufsteg einbauten, das Beil, das dem Bataillon gehört und gestempelt und inventarisiert ist, in den See gefallen. Es liegt genau an dieser Stelle, die ich hier sofort mit einem Strich gekennzeichnet habe. Es liegt ja etwas tief, nämlich genau gegenüber dem Turm, ca. 10 m tief. Das Beil mußt Du mir unbedingt herausholen, oder Du kommst den ganzen Sommer nicht in den See.“ Etwas Schlimmeres konnte mir nicht bevorstehen. Ich sagte: „Herr Feldwebel, dort ist es so tief, daß ich überhaupt nicht auf den Grund kommen werde.“ „Das ist ganz egal“, sagte er, „Du gehst auf den Turm und läßt Dich im Kopfsprung schießen, dann bist Du schon halb unten. Wir binden die beiden langen Stangen, die beim Fahrtenschwimmen quer über jeden Kahn gelegt werden, zusammen, um einem Fahrtenschwimmer Gelegenheit zu geben, beim Versagen seiner Kraft, sich daran zu halten. Diese Stangen sind zusammen 10 Meter lang, die Sonne scheint und Du kannst sie mindestens bis zur Hälfte zum Grund sehen und Dich danach orientieren.“ Ich machte noch Einwendungen, indem ich meinte, er habe ja Soldaten, die eventuell Leute retten sollten, er möchte doch diese tauchen lassen. Aber darauf ging er nicht ein. So kletterte ich mit einigem Zagen auf den Sprungturm und pumpte mich dummerweise übermäßig voll Luft, weil ich einen weiten Weg unter Wasser vor mir hatte. Zuerst sah ich auch die zusammengebundenen Stangen, da die Sonne leuchtete. Als ich aber so ca. 6 bis 7 Meter geschafft hatte, wurde es unheimlich kalt und rabenschwarz, so daß ich die Augen schließen mußte. Allmählich machte es sich auch bemerkbar, daß ich die Lunge zu stark mit Luft gefüllt hatte; ich versuchte, sie auszustoßen, aber das verhinderte der hier schon recht starke Wasserdruck. Ich kam mir vor wie ein Perlentaucher. Plötzlich, ohne den Grund erreicht zu haben, überkam mich ein Grauen und ein Angst-

gefühl, ich strampelte nach oben, machte, als ich merkte, daß es heller wurde, die Augen auf und kam, nachdem ich reichlich Wasser geschluckt hatte, an die Oberfläche, wo ich wie ein kranker Frosch lag.

Feldwebel R. war enttäuscht, daß ich nicht auf den Grund gekommen war. Ich selbst konnte nur in Synkopen sprechen, so matt war ich. Feldwebel R. wollte und mußte aber unbedingt das Beil wiederhaben, weil es mit K. G. (Königliches (?) Gerät) gestempelt war. Er ließ mir etwas Zeit, damit ich mich erholen konnte und jagte mich dann wieder auf den Turm, indem er mich nochmals der Aussicht versicherte, daß ich den ganzen Sommer nicht mehr in die Badeanstalt kommen dürfte, wenn ich ihm nicht das Beil heraufholte. Ich stieg also wieder hinauf auf den Turm, nahm weniger Luft ein und riskierte es noch einmal. Ich schwamm immer drauflos, um wenigstens zu zeigen, daß ich doch auf dem Grund gewesen war. Unten hörte ich das Wasser in meinen Ohren „kochen“ und fror jämmerlich in der unheimlichen und dunklen Tiefe. Plötzlich stieß ich mit dem Kopf in den Schlamm und irgendwelches Gesträuch und faßte hart neben der Stange auf den Grund. Ich fühlte einen stärkeren Knüppel, denn sehen konnte ich ja nicht, und hatte tatsächlich das Beil in der Hand, ohne es zu ahnen, obwohl mir der Knüppel ziemlich schwer vorkam. Als ich in helleres Wasser und an die Oberfläche kam, sah ich zu meiner großen Freude, daß es das gesuchte Beil war. Nochmals hätte ich diesen Versuch nicht unternommen. Feldwebel R. sagte zu mir: „Na, das hast Du ja fein gemacht, geh in die Kantine und laß Dir auf meine Rechnung eine warme Wurst, eine Brause und eine Zigarette geben und dann kannst Du schwimmen und springen, so viel Du Lust hast.“ Ich hatte aber an diesem Tage keine Lust mehr. Eine anständige Erkältung hatte ich mir zugezogen und denke heute noch, nach 57 Jahren, mit Schauern an diese Tauchepisode zurück.

Sie, mein lieber Herr Rust, können sicher besser als jeder andere damalige Schwimmer beurteilen, wie tief es unter dem Laufsteg gegenüber dem Turm war. Der Laufsteg ruhte auf leeren Tonnen. Ich weiß nicht, ob Sie jemals in diese Tiefe vorgedrungen sind, obwohl Sie auch ausgezeichneter Schwimmer und Taucher waren.

Ich war übrigens mit dem Jüngsten der Gebrüder Schwandt (Paul) im Jahre 1908 zum Armeepropaganda-Wettswimmen im Außenmühlenteich in Harburg. Der Kommandierende General, Exzellenz von Plettenberg, war persönlich auf der Schwimm-Anstalt, um das Schwimmen zu beobachten. Ich bekam damals den 3. Preis im Armeekorps und Paul Schwandt (der bei Vraignes an der Somme beerdigt liegt) bekam den 5. Preis. Wir beide waren sehr stolz darauf, denn ein Armeekorps hatte viele tausend Soldaten aufzuweisen.

Ihr Konrad Seidel

Einst und jetzt*)

Eine nachdenkliche Plauderei

von Rechtsanwalt Dr. Carl Meltz-Neubrandenburg †.

Von 1890 bis 1898 habe ich die Schulbänke des hiesigen Gymnasiums gedrückt. Jetzt, dreißig Jahre später, verläßt mein ältester Sohn dieselbe Anstalt. Ich hatte also Gelegenheit, die Unterschiede von einst und jetzt festzustellen.

Zu meiner Zeit gab es in Neubrandenburg folgende Schulen: das Gymnasium, die Mittelschule, die höhere Töchterschule und die Volksschule. Unverändert von diesen Anstalten ist nur das Gymnasium geblieben. Aus der Mittel-

*) Staatliches Gymnasium mit Realschule zu Neubrandenburg. Entnommen dem Jahrbuch 1927/28. Herausgegeben von Oberstudiendirektor Dr. jur. Dr. phil. Erwin Scharr, Neubrandenburg (Meckl.). Ausgegeben Ostern 1928. Neubrandenburg 1928: Druck Gustav Feller.

schule ist die lateinlose Realschule geworden. Die höhere Töchterschule hat sich zum Lyzeum und daran anschließend zum Reformrealgymnasium entwickelt. Die damalige Volksschule nennt sich jetzt Bürgerschule.

Die Schulen waren zu meiner Zeit städtisch; jetzt sind sie staatlich. Ob die Verstaatlichung der Schulen einen Fortschritt bedeutet, ist mir zweifelhaft. Die Stadt blieb früher mit ihren Schulen, besonders auch mit dem Gymnasium in engster Fühlung. Es bestand eine Kommission mit mehreren „Ehrsamem Repräsentanten“, welche zusammen mit dem Magistrat in allen wichtigen Schulangelegenheiten mitzuwirken hatten. An den Reifeprüfungen nahm auch einer der Bürgermeister teil. Stadt und Schule waren innig miteinander verwachsen.

Die Lehrerschaft bestand aus dem Gymnasialdirektor, den Gymnasiallehrern, den wissenschaftlichen Hilfslehrern, dem Zeichenlehrer und mehreren seminaristisch gebildeten Herren. Die wissenschaftlichen Hilfslehrer entsprachen den jetzigen Studienassessoren. Die Gymnasiallehrer erhielten nach einer Anzahl von Dienstjahren von der Stadt die Amtsbezeichnung Oberlehrer. Besonders verdienten Oberlehrern wurde vom Großherzog der Titel „Professor“ verliehen. Infolge der Revolution sind bekanntlich die Titel fortgefallen, und die damaligen Gymnasiallehrer führen jetzt die Amtsbezeichnung Studienräte.

Im Unterricht sind in den letzten 30 Jahren recht erhebliche Veränderungen eingetreten. „Des Wissens Urbeginn Latein“ wurde uns seinerzeit auch schon in allen Klassen mit mehr oder weniger Erfolg gelehrt, der Beginn des französischen Unterrichts ist aber inzwischen von Quinta nach Quarta, der Mathematik von Quarta nach Untertertia verlegt worden. Diese Verlegung ist entschieden als Fortschritt zu begrüßen. Denn der Lateinunterricht in Quinta ist für alle Schüler besonders schwierig, so daß sie für die französische Sprache weniger Zeit übrig behalten. Neuerdings fällt ja das Französische als Pflichtfach fort und wird durch das Englische ersetzt. Auch zu meiner Schulzeit wurde die englische Sprache gelehrt. In dieser Beziehung hatte unser Gymnasium ein kleines merkwürdiges Anhängsel; bei der Versetzung nach Untertertia hatte jeder Schüler zu erklären, ob er Englisch oder Griechisch nehmen wollte. Die „Engländer“, wie wir sie nannten, konnten das Gymnasium nur bis Untersekunda besuchen und mußten dann zwecks Erlangung des „Einjährigen“ eine besondere Prüfung ablegen. Vom griechischen Unterricht waren diese Schüler befreit. Nach der Gründung der lateinlosen Realschule ist diese Sondereinrichtung verschwunden. Die übrigen Schüler konnten von Obersekunda ab fakultativen Unterricht in der englischen Sprache nehmen, wie jetzt im Französischen. Leider war es damals nicht erlaubt, auch im Englischen die Reifeprüfung zu machen. Ganz besonders strebsame Schüler nahmen auch bei dem alten Professor Bohm hebräischen Unterricht. Ich habe diesen Ehrgeiz nicht gehabt. Gelegenheit zur Erlernung der hebräischen Sprache ist auch heute noch gegeben.

Wenig Ähnlichkeit hat der heutige deutsche Unterricht mit dem vor dreißig Jahren. In den beiden Sekunden wurde ein großer Teil der Aufsätze nach der „Chrie“ gemacht. Heute weiß wohl kaum ein Schüler, was die „Chrie“ überhaupt ist. Das schadet aber nichts. — In den vier obersten Klassen wurden ausschließlich Klassiker gelesen. Die Lehrer gaben uns unendliche Erklärungen, so daß in jedem Semester nur ein, höchstens zwei Stücke ge-

lesen werden konnten. Die Aufsätze behandelten durchweg Fragen aus den gelesenen Dramen oder philosophische Fragen. Statt von den schönen Schillerischen Schauspielen usw. begeistert zu werden, wurden uns auf diese Weise die Klassiker gründlichst verekelt. Ich kann mich heute noch nicht wieder entschließen, ein klassisches Stück zu lesen, und ich zweifle nicht, daß es meinen sämtlichen Mitschülern ebenso geht. Das ist jetzt glücklicherweise ganz anders! Jetzt wird entscheidender Wert darauf gelegt, daß die Schüler die Schönheiten der klassischen Stücke voll empfinden. Sie werden nicht mehr mit der Erörterung von Fragen gequält, für welche sie niemals Interesse gehabt haben, und sie behalten infolgedessen für ihr späteres Leben die Freude an den unsterblichen Werken unserer großen Dichter. Dem Schüler wird das Durchlesen der klassischen Stücke vielfach als häusliche Arbeit aufgegeben, und es wird die Besprechung von Literatur jeder Gattung bis auf die Gegenwart fortgesetzt. Auch die Aufsätze behandeln durchweg ganz andere Themata, und erfreulicherweise werden den Schülern häufig mehrere Themata gegeben, aus denen sich jeder das aussuchen kann, welches ihm am besten liegt. Ganz neuerdings müssen die Primaner sogenannte Studienarbeiten liefern. Sie können sich das Thema selbst wählen und haben zur Bearbeitung von Ostern bis etwa Weihnachten Zeit. Ob diese Neuerung wertvoll ist, muß doch wohl erst die Zeit lehren. Ich persönlich stehe ihr noch skeptisch gegenüber. Es beschäftigt sich wohl selten ein Primaner während des Sommersemesters mit seiner Studienarbeit, „denn dazu ist ja noch unendlich lange Zeit“. Im Wintersemester aber wird in allen Fächern zu der bevorstehenden Versetzung oder zur Reifeprüfung mehr gearbeitet, und nun schiebt sich die Studienarbeit dazwischen.

Während meiner Schulzeit wurde allgemein im Sommer von 7—11 Uhr und im Winter von 8—12 Uhr Unterricht erteilt. Dazu kamen am Nachmittage mit Ausnahme von Mittwoch und Sonnabend noch zwei Unterrichtsstunden von 2—5 Uhr und dann am Freitag und Dienstag das Turnen von 4—5.30 Uhr. Jetzt ist der Nachmittagsunterricht verschwunden, und zwar mit Rücksicht auf die in der Umgegend beheimateten Schüler, welche die Mittagszüge zur Heimfahrt benutzen. Nach meiner Ansicht ist diese Änderung nicht ganz unbedenklich. Meine Kinder kommen meists recht erschöpft mittags aus der Schule, und ich glaube bestimmt, daß auch die Spannkraft der Lehrer in der letzten Unterrichtsstunde nachläßt. „Aufgabenfreie Nachmittage“ waren zu meiner Schulzeit unbekannt.

Schulzeugnisse wurden damals in gleicher Weise wie jetzt erteilt, insbesondere fielen die Klassenplätze schon zu meiner Zeit von Sekunda ab fort. Jetzt ist ja die Frage erörtert, ob die Weihnachtszeugnisse bei Schulschluß vor Weihnachten oder einige Tage vor dem Schulschluß oder erst später ausgegeben werden sollen, weil das Weihnachtszeugnis unter Umständen Eltern und Kindern die Festfreude zerstört. Ich glaube, daß die bisherige Sitte den Vorzug vor einer etwaigen Neuerung, das Weihnachtszeugnis erst nach dem Feste oder gar bei Beginn des Unterrichts nach Neujahr zu erteilen, verdient. Der Verdruß über schlechte Zeugnisse bleibt derselbe, und für Schüler mit solchen Zeugnissen ist es, falls sie faul waren, ganz heilsam, wenn die Weihnachtsbescherung von einem guten oder schlechten Zeugnis beeinflusst wird.

Die Reifezeugnisse sahen früher ganz anders aus als jetzt. Es wurden die Leistungen der Schüler mit einigen treffenden Sätzen gekennzeichnet und

dann das Gesamtergebnis angegeben. In den jetzigen Reifezeugnissen steht nur das Prädikat. Man konnte also früher aus den Zeugnissen vielfach erkennen, für welchen Lebensberuf der Schüler besondere Begabung hatte. Wenn es möglich ist, möchte ich die Wiedereinführung der alten Form empfehlen. Durchweg kennen ja die Lehrer die Anlagen und Neigungen ihrer Schüler genau und können dadurch wertvolle Fingerzeige geben.

Eine Einrichtung, welche die Schüler der Lehrerschaft besonders nahebringt, ist in der letzten Zeit geschaffen worden. Das sind die Freien Arbeitsgemeinschaften. Hierbei werden Sachen besprochen und erörtert, welche über den Rahmen des eigentlichen Unterrichts hinaus für die Gesamtbildung und auch für das weitere Fortkommen der Schüler wertvoll erscheinen. Die Schüler erhalten Einblick in alle möglichen Verhältnisse und treten so unterschieden erfahrener nach Beendigung der Schulzeit ins Leben hinaus. Die Einrichtung der Arbeitsgemeinschaften und möglicherweise der weitere Ausbau dieser Einrichtung ist daher mit Freude zu begrüßen.

Am größten und auch für den Außenstehenden am deutlichsten erkennbar ist der Unterschied im Turnunterricht von einst und jetzt, Sommer für Sommer zog damals das ganze Gymnasium unter Vorantritt unserer Musik und wehender Fahne zu den Übungen zum Turnplatz, wie jetzt nur noch bei Gelegenheit des Sportfestes. Der Platz war damals für das ausschließlich betriebene Geräteturnen vollkommen ausreichend. Jetzt ist die Musik verschwunden. Klassenweise ziehen die Schüler singend zum Platze. Das Geräteturnen ist etwas in den Hintergrund getreten. Dafür wird der Sport gepflegt. Mag man dem Verschwinden des damaligen Gepränges nachtrauern, die jetzige Pflege der Leibesübungen verdient doch unbedingt den Vorzug.

Neue Anschriften:

Caroliner

- Assmann, Franz, Hamburg-Rahlstedt, Bekassinenu 132
 Boltz, Juliane geb. Bergholtz, Schweinfurt, Stangenbrunnenweg 34
 Bremer, Frau Else, Kiel, Esmarchstraße 62
 Brinkmann, Adolf, Regierungsdirektor, Hamburg-Nienstedt,
 Georg-Bonner-Straße 39
 Bruhns, M. geb. Zander, Neusäss-Augsburg, Giselherstraße 9
 v. Bülow, Adalbert, Lüneburg, Bunsenstraße 46
 Gonda, Hans Jürgen (Hans Jürgen Krause), Journalist, 16. Boulevard
 Eugène Gauthier, Beaulieu sur mer. A. M.
 Eicke, Jutta geb. Grapow, Neuss/Rhld., Nibelungenstraße 7
 Gerlach, Emmy geb. Westphal, Norden/Ostfrsld., Horst 49
 Granzow, O. Joachim, Dr. med. (Sohn unseres Abiturienten Dr. med. Wilhelm
 G. 1887) 11600 Wilshire Boulevard, Los Angeles 25, California, USA.
 Greiser, Erika, Karlsruhe, Wolfartsweiernstraße 5
 Happach, Ilse Dora verw. Braun geb. Schmidt, Hamburg 19, Helkamp 28
 Holms, Ruth, geb. Leineweber, Lübeck, Elswigstraße 31 b
 Klemm, Marka geb. v. Engel, 1042 Radio Raid, Dayton 3 / Ohio, USA
 Kümmel, Annaliese geb. Müller, Detmold, alter Postweg 32 oder 33
 Kunow, Margarete geb. Vagt, Berlin-Friedenau, Hähnelstraße 15a IV
 Ladendorff, Hildegard, Elmshorn, Kaltenweide 40
 Larnsen, Charlotte geb. Wichmann, Berlin-Charlottenburg, Sybelstraße 54
 Maass, Frau Irmgard, Wolfenbüttel, Karlstraße 22 II

Mahnke, Klaus, Duisburg, Bürgerstraße 35
 Mattheus, Richard, Berlin-Lichterfelde, Margaretenstraße 22 a
 Martin, Eva geb. Winckelmann-Weisdin, Valdivia/Chile, Beauchef 839
 Meissner, Frau Margot, Krefeld-Hüls, Fasanenplatz 10 I
 Mendelsohn, Gustav, Cochabamba 3245, Buenos Aires, Argentinien
 Otto, Ortrud geb. Lüdecke, Lübeck, Schönböckenerstraße 103 II
 Pabst, Klaus, Hamburg-Fu., Hornkamp 12
 Pantel, Mrs. Ruth H., 37 Lorton Ave. Apt. 8, Burlingame, California
 Peters, Andreas, Rotenburg/Hann., Bischofstraße 19
 Peters, Anna-Marie, Süfeld, Lohkoppel über Bad Oldesloe
 Petzold, Hans, Dr., Berlin-Dahlem, Königin-Luise-Str., Biologische Bundesanstalt
 Plagemann, Elisabeth geb. Strömer, Hamburg-Blankenese, Bargfriedstraße 8 a
 (Lyzeistin 1896—1899)
 Ramin, Fritz, Apotheker, Siegen/Westf., Marburger Straße 45
 Rechlin, Hedi, Frl., Hamburg-Fuhlsbüttel, Feuerbergstraße 43 (Jugendheim)
 Rheinheimer, Frau Fr., Berlin-Charlottenburg, Kaiserin-Augusta-Allee 43
 Roestel, Claus Wolfgang, Dr., Gemünd/Eifel Aachener Straße 20
 Sonntag, Käte geb. Vorbeck, Berlin-Hermsdorf, Schloßstraße 22
 Schröder, Waltraud, Herbern/Westf., Prozessionsweg 6
 Schulz, H. P., Berlin-Steglitz, Kniephofstraße 29
 Schütze, Gertrud geb. Pogoda, Köln-Sülz, Luxemburger Straße 120
 Med. Techn. Assist. (Lyzeistin 1924—1931)
 Schwartz, Klaus, stud. rer. pol., Berlin-Steglitz, Schildhornstr. 17 b, bei Pötzschke
 Stauffacher, geb. Schröder, Annemarie, Zürich 3, Leonhard-Ragaz-Weg 18
 Steinhagen, Erika geb. Meyer-Bothling, Rotenburg/Hann., Am Lintel
 Voss, Werner, Korvettenkapitän, (22 c) Niederdollendorf/Siegbkreis, Parkstraße 11
 Wagner, Trulli geb. Brandt (Strelitz-Alt), Kassel, Umlandstraße 1 III
 Wegener, Franz, Mexiko, DF, Cordoba Nr. 188
 Wegener, Richard, Paderborn, Salentin-Straße 2
 Wustrow, Otto Adolf, Berlin-Charlottenburg 2, Bleibtreu-Straße 41
 Schönborn, Dieter, Optikermeister, Köln-Nippes, Baudriplatz 2
 Vichel, Sigrid geb. Brandt-Strelitz, Königswinter a/Rh., Boltensternplatz 3
 Taschke, M., Berlin-Lichterfelde, Holbeinstraße 56
 Lissau, Robert, München-Groß-Hesselohe, Wettersteinstraße 1

Ring der Freunde:

AIm s, Paul, Dr. phil., Oberstudiendirektor a. D., München, Schönstraße 27 a
 Brockmann, Ella geb. Bade, Braunschweig, Juliusstraße 31 p.
 Buse, Marie-Luise, Oberstudienrätin, Eutin-Fissau, Wolfsberg 14
 Franke, Franz, Hamburg-Farmsen, Berner-Heerweg 322 I
 Griese, Friedrich, Schriftsteller, Lübeck, Schwartauer Landstraße 38
 Ladendorf, Hildegard, (24 b) Elmshorn/Holst., Kaltenweide 40
 Lehmecker, Oberstudienrat Dr., Kiel, Hersee, Aubrook 4
 Lemke, Fräulein Eva-Marie, Oelheim Kreis Peine, Altersheim des DRK
 Maeting, Hugo, Domänenpächter, Stiftunggut Albsfelde b. Ratzeburg
 Mahnke, Ernst, Hamburg 20, Robert-Koch-Straße 4
 Marung, Ernst, Dr. jur., Lübeck, Wallbrechtstraße 9
 Müther, Hans, Dr. Ing., Regierungsbaurat z. Wv., Hidesen bei Detmold,
 Lopshorner Allee 26
 Mehnert, Flise, Bremen - Gartenstadt Vahr, Wilseder Bergstraße 11

Reuter, G. C., Rechtsanwalt, Göttingen, Jennerstraße 12
Richters, Otto, (20 a) Harber bei Soltau, Tiergartenstraße 13, bei Harms
Scheven, Propst Dr., Gruiten/Rheinland, Miibratherstraße 8
Seippel, Rudolf, Dr. phil., Bibliotheksrat a. D., Göttingen, Calsowstraße 38
Wassner, Frau Elisabeth, Göttingen, Dahlmannstraße 11

Anschriften-Änderungen 2

Bischof, Karl, Studienrat, Hamburg-Bergedorf, Klosterhagen 6
v. Engel, Hans Werner, Flugkapitän, Bad Godesberg, Waldstraße 45 k
Galle, Rudolf, Rechtsanwalt, Berlin-Tempelhof, Bundesring 38/40
Gerlach, Achim, Baurat, Dipl.-Ing., Groß Denkte üb. Wolfenbüttel
Grotkopp, Wilhelm, Oberförster, Hamwarde, Kreis Lauenburg
Hacker, Karl, Stuttgart-Stammheim, Pflugfelderstraße 26
v. Hahn, Gräfin Carola, Bad Oeynhausen, Bismarckstraße 1
Hance-Rosenhainer, Ilse, 2027 Mountain Ave., Santa Barbara,
California, USA
v. Harling, Eberhard, Oberregierungsrat, Oberstleutnant a. D., Bad Godesberg,
Langergrabenweg 6, Telefon 7 21 49
Kasulke, Dieter, Dr. med., Trier/Mosel, Eberhardstraße 38
Krüger, Hans, Dipl.-Volkswirt, Berlin-Charlottenburg 9, Bayernallee 7
Krüger, Rudolf, Dr. med., Darmstadt, Riedeselstraße 12
Krüger, R., Dr. med. vet., Tierarzt, Giessen, Alter Wetzlarer Weg 65
Kuhn, Käthe, geb. Sünemann, Höringhausen über Korbach, Bez. Kassel
Müller, Hans, Dr. phil., Studienrat, St. Ingbert/Saar, Josefstalerstraße 185
Narjes, Karl-Heinz, Dr. jur., 35. Avenue Terlinden, Malaise-La Hulpe bei Brüssel
Neelsen, Hans-Albrecht, Berlin-Wilmersdorf, Badenschestraße 11
Recke, Paul, Major a. D., Bremen, Donandstraße 57
Reinhardt, Carl-E., P. O. Box 477, Kailuha, Oahu, Hawaii
Reinke, Hans, Dipl.-Ing., Berlin-Charlottenburg 9, Riehlstraße 5a
Reinke, Marie geb. Roewer, Berlin-Charlottenburg 9, Riehlstraße 5a, Tel. 92 69 23
Riebel, Tilly, Lage/Lippe, Hirsch-Apotheke
Rosenhainer, Horst, Dr. med., (14 a) Esslingen/N. Städt. Kinderklinik
(Briefe: Ditzingen bei Stuttgart, bei Dr. med. Klein)
Runge, Clemens, Regierungsrat Dr., Stuttgart 13, Aldorferstraße 38
Schreck, Else, Velbert/Rheinland, postlagernd
Schmidt, H., Kaufmann, Frankfurt/Main, Elbestraße 49
Stengel, Heinz, Rechtsanwalt, Berlin-Charlottenburg, Lietzenburgerstraße 8a
Stolze, Frau Lotte, Baden-Lichtenthal, Cäcilienstraße 15
Tarbiat, Gholam Ali, Köln, Derflingerstraße 11
v. Wedel, Christa geb. Beythien, Hamburg-Nienstedten,
Baron-Vogt-Straße 716, Telefon 82 71 84
Wendland, Hans Robert, Saarbrücken 2, Nahestraße 15
Wendland, Irmigeb. Krüger, Saarbrücken 2, Nahestraße 15
Wendlandt, Borwin, Oberregierungsrat Dr., Bonn,
Dottendorferstraße 84, Telefon 2 91 60 (privat)

(Fortsetzung folgt in Heft 35)

Unbekannt verzogen

Frau Erika Stehle; Gisela Thiel; Anneliese Maass, Biberach; Frau Erika Wilda-Schütze, Zürich; Sigrid Trevert-Niedermein; Eva Grohmann, Berlin-Lichterfelde; Brigitte Schulze, Hamburg; Gisela Thau, Hamburg; Walter Vahrenkamp; Baurat Achim Gerlach; Ilse Göbel; Ilse Assmann, Celle; Erika Wörband, Hamburg; stud. med. dent. Wolfgang Deutschmann.

Uns' plattdütsch Eck

Dood in Blömen

Ik sach de Dood in Blömen gahn;
He bleef bi mien lütt Süster stahn.

Ik reep: „Och Dood, gah hör vörbi!
Se bleiht¹⁾ so moii! Nimm mi, nimm mi!“

He sä: „Wäs sacht Noch bleiht s' in 'n Drööm!
So froh²⁾ int Johr, dat markt gien³⁾ Blööm!“

Ik keek hum ⁴⁾ an mit Ogen, grot . . .
He böör sien Sicht⁵⁾: „Ik meen dat good!“

Moritz Jahn.

En Drom

Ick leg un slep. Dor har ick doch
'n wunnerlichen Drom.
Ick sehg bet an den Hewen hoch
en grönen Eekenbom.

Swart Kreienvolk in de Telgen seet
un plückten Blatt üm Blatt,
un an de starken Wörtel freet
dat Rottenpack sick satt.

Dunn kem en Stimm von irgendwo,
de gew mi frischen Mot:
„Mien lewes Hart, wat weenst du so?
dat ward all wedder god.“

Mi würd so fri un licht to Sinn,
kek nah den grönen Bom.
Doch as ick morgens upwakt bün,
wir allens blot en Drom.

Olga Vorbeck

1) blüht, 2) früh, 3) keine, 4) ihn, 5) Sichel

Aus: Neun Plattdeutsche Göttergespräche Coburg 1865.

Fünf davon neu ans Licht gegeben. Stuttgart: E. Klett (1961).

JUPITER : VULKAN

VULKAN: Ick bün nu hier, Oil. Wat's gefällig? Ick süll jo ok en Handbil mitbringen. Hier dit 's min allerscharpst, mit dat kann 'n Feldstein klöben, dat 't man so stöwt.

JUPITER: 't is all gaud, Vulkaning. Denn man flinking bi un klöw mi den Kopp up.

VULKAN: Wo, du wist woll ins seihn, wat ik minen rechten Klauk ok noch hebben dau. Nu äwerst lat dat Brüden bi Sid un gif Hals, wat ik sall.

JUPITER: Wat ik segg, dat segg ik: du sast mi den Kopp upklöben. Un wenn du nu nich up de Städ deist, wat ik di heiten dau — na, dat wier jo ok grad dat irst Mal nich, dat du in 'n Bösen mit mi tau daun kriegen dedst. Un nu nähл nich länger un hau driesting tau. Ik mütt jo vör luter Koppweihdag schier vergahn.

VULKAN: Gif man Paß, Jupiter, dat wi kein Malühr anrichten daun. Ik segg noch ins, min Handbil is wat scharp. Dei Sak mücht woll ahn so 'n lütt Hautköppels vull Blaudsdruppen nich afgahn. So 'n Dirt von Hewamm is wat liek tau.

JUPITER: Sleist du nu bald tau? Ik as dei Oebberste von de Götter mütt jo doch woll sülwst tau'n besten weiten, wat mi helpen deid.

VULKAN: Na, denn helpt dat nich. Unnohr dau 'k 't zwarst man; äwer wat sall 'n anfangen, wenn du abslut nich anners wist? (*Vulkan vollführt den Hieb.*)

Helle Wetter, wat 's dat? Wo, dat 's jo 'n Frugnsmensch, un von Kopp bet tau Fäuten in luter Isen. Na, weckein so wat sin Köpping rümmer släpt, dei sall all Koppweihdag hebben. Nu will mi dat ok inlüchten, worüm du irst so tau Kühr gahn dedst. So 'n grotes Mäten, un up un dup blitzenblank so ünner 'n Bregenkasten uttaudrägen! Dat hebben w' uns nich drömen laten, dat du anstats Kopp en liwhaftiges Kriegstelt mitsammst Inquartirung mang de Schullern sitten haddst. — Nu kik, nu fangt s' all an tau danßen! Kik, wo s' mit 't Spitt hantiren deid! Kik, wo s' gläunig mit de Ogen kiken deid! Man dat allgrötst Wunner is, dat s' so in 'n Ümseihn en vullwassen Frugnsmensch word'n is. Mit ehr Uhlenogen kann s' jüstement keinen Stat nich maken; äwerst so ünner den Helm rut lätt dat ok recht nett. Weißt wat, Jupiter, giw mi de Perßon tau'r Fru.

JUPITER: Du verlangst 'ne Sak, oll Jung, dei nich angahn kann. Sei hett ehren Kopp drup sett, dat sei as Jumfer begahn bliben un sik all ehr Lebsdag nich verännern will. För minentwegen künnst du 'süß kriegen.

VULKAN: Mihr verlang ik jo ok nich. Dat Anner will 'k allein woll kriegen. Will sei nich mit Gauden. so sall sei mit Gewalt.

JUPITER: Na, denn mak din Künst. Äwerst ik segg di, dat 's 'n Ding der Unmöglichkeit.

Vertellers und Läuschen ut säbentig Johr

von Erich Lembke, Nigenbramborg

Leewe Caroliners! Leewe Nigenbramborgers!

ICK bün tworst een meckelbörg-strelitzer, doch man blots een nigenbrambörger Abiturient, und dorüm weet ick nich, ob ji mi ganz för vull nähmen doht. Äwerst, as all mihr Nigenbramborgers vör mi in dat Carolinum schrewen hebben so as Burat Brückner, Docting Ehrich Mahn un uns' Irmi Unger-Brückner, hew ik mi een Hart fatt un will't riskieren. Ik schriew plattdütsch, denn dat möten wi olle Meckelbörgers hochhollen und jedwerein von uns, ob Nigenstrelitzer orrer Nigenbramborger möt dat vel spreken un schriwiwen. Wecker denn' Bagen mit dat Plattdütschschriwen noch nich so recht rut hett, de kann dat wunnerschön liern, wenn he sick dorin en bäten öwen deht. Am besten kümmt een togang, wenn he sien Breew an de meckelbörger Verwandten un Bekannten plattdütsch schriwt. Dat ward bald fluschen, ji sallt mal sehn!

Un nu will ik juch gliicks 'ne Prow gäben, un ik glöw, dat mi anner Nigenbramborgers dat nahmaken warn. Also keen Bang un ran an den' Baß!

*

Wenn een to Johren kamen un in den' „Ruhstand“ geraden is, denn kriegt he dat Sinnieren un he kramt dorbi so lang in sienen Gedächtniskasten rüm, bet em all dat wedder inföllt, wat he in de Tieden beläwt hett, as he sick noch so richtig rögen künn. Un dat is'n ganzen Hümpel.

Wat sick bi jeden Minschen am besten in't Gedächtnis hollen deht, dat is woll dat, wat mit sien Scholtied un mit sien Liehrers to dohn hett, — un dormit will ick mien Vertellers denn ok anfängen.

As ick to Ostern 1897 mit 'ne schöne rode Scholmütz unner de Fuchtel von de Liehrers an de „Vörschol“ to Gymnasium und Realschol keem, wier mien Scholweg nich lang. Mienen Vadder sien Hus leeg in de Grot Wullwäwerstrat midden mank de Pasturenhäuser un so har denn neben Öllern un Liehrers ok noch de hoge Geistlichkeit 'n Oog up mi, as ick ranwassen deed.

De Namen von den miersten Liehrers, de mi nu mien Kumpanen de iersten Fläutentön von all dat bibringen deeden, wat späder noch in lange Johren sünst noch allens in den' Kopp rin müßt, fungen all mit den' Bokstaben „M“ an: Mahn (August un Otto), Mulsov, Müther un Moll. Neben de „Ms“ wieren dor denn noch Struck, Hacker un Kublank.

Mit dit Kollegium möten wi uns 'n End lang späder noch befatzen, wenn dat Thema „Stammdisch“ rankümmt. An den' Stammdisch bi Donitza *), de ierst abends hento Klock teigen nah den' Unnerricht in de Furtbildungsschol anfangen deed, hebben de Liehrers väl Kemmedie makt.

Ut de iersten Scholjohren is sünst von mien Liehrers nich recht wat bi mi hacken bläwen, wat dat Upschriewen lohnen künn. Väl to'n Hägen is dunntomalen in'n Unnerricht ok woll nich passiert.

Wenn Kublank, de ok von Figur lang un drög wier, männigmal bokstabieren deed „F-a-u-l: flau“, denn güng uns Scholanfängers disse Ort von Humor doch nich so recht in'n Kopp. Aewerst dat Bokstabieren makten wi em

*) Bekannte Weinstube in N.

fixing nah. Wi Slöpendriewers fängen bi sienen Namen von achtern an un dorbi würd' denn ut „Kublank“ „Knallbuk“. Klor, dat wi dor unsen Spaß an har'n!

Bi den Namen Kublank föllt mi ne drullig Geschicht in, de sick mien jüngst Brauder ees leist' hett. He wier, as dat passieren deed, woll so'n Stücker dre Jahr old un har sick dat anwennt, sick von den' Husdörensüll ut antokieken, wat dat up de Strat so allens to sehen geew. De Husdör wier mierst nich toklinkt un so künn de oll lütt Büdel ümmer fein rin un rut wutschen. So grot, dat he an de Klink ankamen künn, wier he äwerst noch nich.

An eenen schönen Nahmiddag keem nu Fru Kublank to Besök bi mien Mudder. De beiden Frugens seeten achter ehr Kaffetassen un wieren bannig bi't Vertellen, as up eenmal von de Husdör her een fürchterliches Bröllen to hören wier. Dat keem von unsen lütten Otto!

Na, Mudders leep rut un halt den' Bröllapen in de Stuw rin. As he sick wedder 'n bäten wat beruhigt har, rädt se up em dal un fragt em, worüm he denn so bröllen deed un ob em eener wat dahn har. Dor dreiht sick de Bengel nah Fru Kublank üm un seggt: „Du hast mir die Tür zugemacht, Du Schaf.“

Na, Mudder verfiert sick nich slicht, begrippt sick äwerst fix un seggt: „Aber Ottchen, so etwas sagt man doch nicht, — was soll denn bloß Frau Kublank von Dir denken?!“ Un denn keem noch so'ne lütt Portschon von dat, wat 'ne Mudder to seggen pläht, wenn se so'n lütten Bengel goode Manieren bibringen will.

Un wat antert de Lümmel? „Wenn ich denn nicht „Schaf“ sagen soll, denn sag ick „Kamel“. Na, nu wier dat Geschäft ierst richtig! Mudders bröcht den lütten Büxenschieter fixing rut to sien Schwester un hett denn achteran noch ehr Dohn hat, dat se ehren Besök wedder begöschd kreeg.

As se ehr „Groten“ de Kemmedi bi't Abendbrot vertellen deed, hebben wi mit all uns' Pensionärs fürchterlich lacht. Un lachen möt ick ok hüt noch ümmer, wenn mi de Geschicht' wedder in'n Kopp kümmt.

Jeja, jeja, so'n Göhrenvolk kann sien Öllern mit sien Snackerie männigmal bannig in Verlügenheit bringen.

Wenn eener Bröder, Schwestern, eegen Kinner un Enkelkinner üm sick hatt hett, denn kann he männig Leed dorvon singen.

*

Wenn ick nu wedder an de Schol denk, denn möt ick seggen, dat von de Tieden in Sexta, Quinta un ok Quarta noch nich all toväl to vertellen is. Niege Liehrers wieren dor Dr. Vick, Dr. Schulz un Dr. Roemer.

Dr. Vick wull uns ees 'n Gedicht verkloren un wull denn von mi weeten, wat de Dichter woll mit dat Wurt „Sphärenmusik“ meenen deed. Ick besünn mi 'n Ogenblick un säd denn: „Dabei gibt jeder Himmelskörper einen Ton von sich.“ Dunn füng he ludhals an to lachen un de ganze Klass lacht mit. Toierst wüßt ick gornich, wat los wier, aewerst denn keem ick dor achter un hew schön mitlacht.

Dr. Schulz har de Geliersamkeit mit ganz grote Läpels fräten un sien Examen för fief Fakultäten mit luder Eenssen makt. Mit üns Quartaners würd he äwerst nich farig. Wiel dat he sick ok in de annern Klassen keenen Respekt verschaffen künn, güng he schließlich wedder nah Hus un hett den' Buernhof von sienen Vadder äwernahmen.

Emil Roemer wier uns' Klassenlehrer in de Quarta un hett uns ees allto-
sam den' Hinnensten versahlt. Un dat keem so:

Struck har uns' Räkenarbeit in dat Klassenschapp inslaten. Wi har'n dat
oll Ding mit den' Slätel von den' „Vertrugenschöler“ Lurwig von Winterfeld
wedder upslaten un fix uns Fäblers verbättert. Wat Wunner, dat Struck dat
spitz kreeg! As he nu von uns weeten wull, wecker von uns Lusers denn dat
Schapp upslaten har, kreeg he natürlich keen Antwort. Wi har'n uns doch
ihrer de Tung affbäten, as dat wi unsen Mitschöler verraden har'n!

Na, dor güng dat Malhür denn sienen Gang. Struck keem mit den' Ruhr-
stock, kummandiert bi jeden „Nimm Dich zusammen“ un slög uns den' Puckel
vull. Dorför, dat dat ünnelst End von dat Liew nich to kort keem, hett Emil
Roemer denn sorgt. För Struck müßten wi denn as Strafarbeit to Hus noch
hunnert mal den' schönen Spruch upschriewen: „Die Wahrheit verschweigen
ist auch eine Sünde.“ Dat hett tworst nich väl hulpen, äwerst Emil Roemer
har doch so henlangt, dat wi för 'ne Tied lang noog har'n.

As Dr. Meine, Walter Schröder, Poehlmann un Dr. Schubert vör un nah
em, wier ok Roemer in Pension bi mien Öllern. As Vadders denn ees 'n Fatt
von sienen schönen Johannisbeerwien aftrecken deed, müßt ick mienen Klas-
senlehrer 'n Glass vull bringen un em fragen, ob em Vaddern sien Fabrikat
ok smecken deed. Na, dat smeckt' em so good, dat he ümmer flott utdrinken
deed un ümmer noch 'n nieges Glas vull hebben wull. Toletzt müßt ick em
bestellen, he süll nu man mitkamen un an de Quell wiererprobieren. Dat hett
he denn ok gründlich dahn. Dat dick Enn keem nah, as he achteran spazieren
gahn deed. Bekannten hebben em an de Tollens ümmer von de een Sid von
den Weg an de anner schrägeln sehn un he sülbren vertellt an'n neegsten Dag,
he har ümmer Angst hat, dat he in de „Warnow“ fallen deed.

So kann eenen dat gahn, wenn he sick mit frischen Johannisbeerwien inlött.

Von dat, wat von de Unnertertia af allens so up de Schol to Platz keem,
nöt ick ees 'n annermal vertelten. Dat is'n gatlich Deel un dorbi geht dat
Hägen ierst so richtig los. Hüt blots noch een Stichwurt: „Zirkus Renz“.

Von „Lisch un Lasch un Misch un Masch“

(Woans Fritz Reuter un Archivrat Masch sik kennen liehrten)

Von Hans Meese

Vör 'n Dagener drei draap ik minen Fründ Korl Brandt uppe Straat. Hei
biestert dor rüm, as wenn hei wat söken där, un harr dat bannig hilt. „Szüh dor,
Korl!“ roop ik em an un will wat seggen; dor beet hei mi oever al dat Wuurt
af: „Hest du mal Fritz Reuter sien ‚Urgeschicht von Meckelnborg‘ läsen?“ fröög
hei mi. — „Heff ik“, anter ik em un smiet mi inne Bost as'n Kiwitt. — „Heffik
is bätter as Harrik!“ meint Korl spietsch. „Hest oever ok woll de Inleitung lä-
sen?“ — „Dat ok“, sech ik un termaudbarst mi den Kopp, wuur hei woll up
af will. — „Hm“, secht hei un maakt dor'n Gesicht bi as ein, de Wien prüöv't,
„hm! Na, denn vertell mi mal fix: Wat meint Fritz Reuter dor nu mit, wenn hei

schrift: ‚Nu heff ik aver wat funnen, dor koenen Lisch un Lasch un Misch un Masch kamen, se recken mi mit dat, wat se ut de Hünengräver graven hebbe-n, nich bet an de Tenen.‘ — Wat sünd dat för Lüüd? Lisch wier to Reuter sien Tiet Archivrat in Swerin, dat weit ik mi noch von mien Schaultiet her to besinnen. Oeyer de annern drei, de kenn ik nich.“

„Ne, Korl“, sech ik, „dor blifft man blot noch ein. De annern Naams hett Reuter blot wägen dat Rimels tosett. Blifft blot noch Masch. Denn achteran schrift hei: ‚Nu harr ik aver in de letzte Tied Lischen un Maschen so dull studiert, dat mi de Kopp von Steenkisten un Kegelgräver un unnerirdische Wissenschaften, Pfahlbauten un Antiquitäten brummte.“ —

„Wecken is denn Masch?“ fröög Korl.

„Je, Korl“, sech ik, „dat is de Enkel von den Supperdenten Masch, de tau Dörchläuchting sien Tiet in Nigenstrelitz begäng wier. Hei keem as Rektor na Schönburg un würr naast Preister in Demern in Nümsland. Hei wier nich bloot ‚n groten Schriftgelehrten, ne, hei bedreev ok Heraldik un Numismatik un befööt sik mit Archäologie un Heimatgeschichte; un wiel dat hei so flietig graavt un buddelt un ok allerlei funnen hett, tomeist oever wägen sien geliehrten Schriften un sien Geschicht von dat Bisdom Ratzeburg, wat dunnmals tau Strelitz hüeren där, hebbt sei em tau ‚n Archivrat un Dr. h. c. maakt.“ —

„Wat?“ röppt Korl, „n einfachen Preister un denn Archivrat un gor Dr. h. c.? Dat ‚s doch snaaksch!“ —

„Korl“, sech ik, „Masch is ‚n hochberöhmten Mann wäst; den hebbt se in ganz Düütschland kennt!“ —

„Un dat sall ik di glöven? Dat nähm ik di nich af! Upt letzt vertellst du mi noch, dat em ok Negers un Indianers kennt hebbt.“ —

„Stimm, Korl. Hei hett richtig mal ‚n Breif ut New York krägen, dor wiern väl Poststempels up, man bloot de Upschrift: ‚To Mr. Archivrat Dr. Masch, Germany.‘ —

„Un de sall ankamen sin? In dunnmalig Tiet? Is ja woll gor nich moeglich!“ meint Korl.

„Un woher is dat doch, sech ik di. De Breif is tauierst an dat Hauptpostamt in Berlin gahn. Dor hebbt sik de Lüüd fraagt: Archivrat? Dat is denn doch ein amtlich Persönlichkeit; dor mööt ja dat ‚Reichsamt des Innern‘ taustännig wäsen. Dor kregen sei donn rut, dat Mäkelnburg-Strelitz einen Archivrat Masch harr. De Breif gung nu na Nigenstrelitz un von dor na Demern. Kannst di woll denken, dat Masch bannig stolt up dissen Breif wäst is. Un taugahn is dat so: ‚n poor von sien Studienfrünn‘ in Nigenstrelitz harrn wett’t, dat ‚n Breif mit disse kort Anschrift ankamen würr, un harrn den Breif von Amerika afschicken laten.“ —

„Dat ‚s ja ne spaßige Geschicht“, meint Korl. „Oever nun sech mi mal, woans hebbt sik denn Fritz Reuter un Masch kennen liehrt?“ —

„Ja, Korl, dat is utgangs de sößtiger Johrn wäst. Dor is Reuter malins mit de Postkutsch von Swerin over Gaadbusch un Reihn (Rehna) na Lübeck tau führt, un dat harr sik rümspraken, dat hei in Schönberg in ‚n Gasthoff nachbliven wull. Ool Paster Masch leet sik dat nu nich nähmen: hei müß sinen beröhmten Landsmann dor upsöken. Pasterjürrn, wat sien Kutscher wier, de müß den olen Stauhlwagen mit den depen Sitz un de hoog Lähn anspannen, wuur Maschen sien breid swarte Haut man so även oever den Rand roeverkeek, un so

fuhrwarkt hei hen na Schönburg. Dor wier ok al en staatsch un lustig Sellschop tausam drapen, un dat güng heil vergnöögt tau. Reuter un Masch harrn sik bald anfrünnt. ‚Mien leiv Herr Paster‘, fröcht Fritz Reuter, ‚hebben Sei bi all ehrn geliehrten Kram denn noch Tiet, Prädigten to liehrn?‘ — ‚Ach, weten Se‘, meint Masch un smüüstert, ‚mien Buurn sünd nich verwöhnt un nähmt dat nich so nau. Se weten recht goot, dat ik mit anner Liehrkram un Schriveri so väl to doon heff, dat mi to'n Prädigtmaken un -liehrn gor kein Tiet blifft.‘ — ‚Denn geiht Sei dat graad so as minen Swigervadder in Roggensdörp‘, smuustergriert Fritz Reuter; dei kümmt dor ok nich tau.‘ — ‚Oever ik läs ehr ümmer ut dat Prädigtbauk von Harms ut Frankfurt a. M. vör‘, sett't Masch deepdenkern tau, oever ik glööv, väl ward dor woll nich von behacken bliven.“

Upt letzt, as de Sellschop al upbräken will, lecht Masch sien Stammbook vör Fritz Reuter uppen Disch un bidd't em um'n poor Rimels to'n Andenken an dissen schönen unvergätern Abend. Reuter besinnt sik nich lang un' scharff fuurts:

Herrn Pastor Masch
schriew ick ganz rasch
dit lütt Gedicht.
Mühr weit ik nicht.

Fritz Reuter.

Heil vergnöögt un taufräden föhrt Masch trüch. Annern Morgen müß Pasterjörn oever werrer tau Pierd los un Maschen sinen swarten Haut söken. Dat keem oftins vör, dat Masch bi de Trüchföhrten mööd würr un indrusseln där, un de Haut is denn männigmal oever Buurd sägelt. Af un an fönn Jörn em werrer, meisttieds oever nich. Olt würrn de Preisterhäud in 'n Demernschen Pasterhuus' nich. Sünnersam wier dat bloots, dat de Scheper ok ümmer sonne schönen, breiden swarten Häud dröög as de Preister.“

„Denn sünd Reuter un Masch woll tämlich glick oolt wäst?“ fröög Korl. —

„Nee‘, sech ik, „dat graad nich. Masch is 1794 buurn, mithen sößteihn Johr öller as Reuter; hei hett em ok oeverlävt, is bi 85 Johr oolt worrn un hett bet tauletzt sien Prädigtamt verseihn. Tau sien Tiet würrn de Lüüd in Nümsland noch steinoolt. Kort vör sinen Dood maakt Masch noch an einen schönen Abend to Sommertiet 'n lütten Verpedd-di-de-Bein. Dor kümmt em de Dackdecker Holst ut Groten-Rünz inne Mööt, de wier 87 Johr. ‚Gau'n Abend, Herr Paster!‘ — ‚Gau'n Abend, Holst. Na, wuur kamen Sei denn her?‘ — ‚Je, Herr Paster ik bün ranmorgen al Klock vier von Rünz wechgahn na Breesen; dor heff ik Langhoffen sien Schüün deckt, un nu heff ik Fieravend maakt.‘ — ‚Soso; na koenen Sei dat noch?‘ — ‚Ja, dat geiht noch; blot de Wäg wardt mi al 'n bäten suur —‘ — ‚Na, dat 's man schön, dat wi uns hier drapen hebbt. Wi sünd nu de beiden Öllsten inne Gemein; nu wüllt wi denn man tusaam na Huus gahn.‘ — ‚Ja, Herr Paster, dat mach woll gahn‘, secht Holst, ward oever bald unrauhig. Masch vertellt un fröcht dit un dat. Uppen Stoot secht Holst: ‚Na, denn adschüüs, Herr Paster. Sei gahn mi doch tau noedelich!‘“

un beinwarkt dörch de Straat, as wenn hei nu funnen harr, wat hei söken där. „Ik mein dat ok so“, secht Korl Brandt, wat mien Fründ is, giff mi de Hand Un mi wier taumaud as 'n utnahmen Stoppelgaut.

Aus dem Inhalt des nächsten Heftes

Johann Heinrich Voss (1751—1829) (Annalise Wagner)

Mecklenburg und Rostock, Geschichtliche Streifzüge (Dr. Carl Meltz)

Ein nächtlicher Pirschgang auf Schmetterlinge (Dr. Ernst Urbahn)

Chronik der Stadt Burg Stargard VIII, Schicksale des Strelitzer Füsilierbataillons
im Feldzug Napoleons gegen Rußland (1808-1812) (Dr. Paul Steinmann)

Der Maler Wilhelm Unger (1775-1833) Teil III (Prof. Dr. Eckard Unger)

Der Psychiater Emil Kraepelin (Prof. Dr. Kurt Kolle, München)

„Das unbenutzte Visum“. Die wahre Geschichte eines Neustrelitzer Reisepasses
(Hermann Rössler-Canada)

„Heinrich Schliemann“, Festvortrag, gehalten bei der 575. Jahrfeier der Universität
Heidelberg am 31. Mai 1961 (Prof. Dr. Roland Hampe)

Gedanken zur plattdeutschen Sprache und Dichtung
(Prof. Dr. Heinrich Wesche, Göttingen)

Auf Anfrage teilen wir mit, daß natürlich auch Nicht-Mecklenburger in den *Ring der Freunde* eintreten können und damit in den Besitz des „Carolinum“ kommen.

Die meisten älteren Jahrgänge des „Carolinum“ sind vergriffen. Es werden aber fast alle Staats- und Universitäts-Bibliotheken mit dem „Carolinum“ beliefert. So können frühere Hefte dort eingesehen bzw. entliehen werden.

Für das Lesen der Korrekturen schulden wir Bibliotheksrat a. D. Dr. Rudolf Seippel, Göttingen, ganz besonderen Dank. Auch Oberstudienrätin i. R. Elisabeth Crone, Göttingen, hat sich dafür zur Verfügung gestellt. Beide werden auch weiterhin mitarbeiten.

Jahresbeitrag für Caroliner 12.— DM, für den Ring der Freunde 8.— DM. Einzelheft 5.— DM.

Für säumige Zahler und für Spenden liegt wieder eine Zahlkarte bei.

Wir bitten diejenigen neuen Mitglieder, die für 1961 den Jahresbeitrag gezahlt haben, aber das Sommerheft Nr. 33 noch nicht erhielten, um kurze Mitteilung.

Das Bild der Neubrandenburger Obertertia kann erst in Heft 35 erscheinen.

Wir bitten Euch: denkt an die Spenden!

Redaktionsschluß für Heft 35 ist der 1. Februar 1962.

Postscheckkonto: Walter Blank, Kiel 1

Hamburg 21 80 06 für Altschülerschaft Carolinum.